Blätter aus dem Frauenleben.

Zweiter Theil.

Blätter aus dem Frauenleben.

Eine Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Erstes Kapitel.

Mit umwölkter Stirn und mürrischem Blick war der October eingetreten. Es war einer jener windigen, regnerigen und höchst unfreundlichen Herbstabende, während welcher das häusliche Leben auf Lundagard vorzugsweise gemüthlich war.

In dem großen Zimmer brannte ein munteres Feuer. An einem großen Rahmen, in welchem Selma's Brautschleier aufgespannt war, saßen Helene und Selma.

Erstere ward jetzt als Mitglied der Familie betrachtet.

Auf dem Fußboden sitzend spielte die kleine Ellen mit einem großen stattlichen schwarzen Hunde. Der Lieutenant las die Zeitungen, Frau Becker schäfterte umher. Hildur saß neben ihrem Vater und arbeitete an einem Stück ihrer Ausstattung.

„Nun, Hildur, wenn kommt denn Arvid?" fragte Helene.

„Nächste Woche", war die Antwort.

„So bald!" rief Selma; „ganze sechs Wochen vor der Hochzeit!"

„Nun, du hast doch wol nichts dagegen?" fragte Hildur.

„O, durchaus nicht; ich wundere mich blos."

Während so in dem Familienzimmer gescherzt und geplaudert wird, wollen wir sehen, wer auf dem Sofa des Nebengemachs sitzt. Ja, lieber Leser, hier saß Emy, so bleich, so schön und so liebenswürdig, und an ihrer Seite Graf Arthur Ruben, zärtlich ihre Hand in der seinigen haltend.

„Ich habe nicht den Muth, dem Glück zu entsagen, welches du mir bietest“, flüsterte Emy, mit einer Stimme so warm, so bezaubernd wie der Westwind des Sommers. Es lag in dem Tone soviel Seele, in den Worten soviel Herz! „Wenn ich“, fuhr sie fort, „das starke Weib wäre, für welches du mich ansiehst, dann würde ich die Kraft besitzen, dieses Glück von mir zu stoßen; dieses Glück, welches meinem Herzen so groß erscheint, daß es davor zurückbebt, da ich mich bereits mit dem Gedanken an ewige Entsagung vertraut gemacht. Aber siehe, Arthur, meine äußerlich kalte Brust birgt Gefühle, welche mich schwach machen, schwach wie jedes andere liebende Weib. Ach, Arthur, wenn du einmal aufhören solltest, mich zu lieben, wenn du deine Vereinigung mit einem armen und unbedeutenden Mädchen bereuen solltest — das wäre entsetzlich.“

„Höre mich an, geliebte Emy; höre mein Bekenntniß, und du wirst finden, daß von Reue nicht die Rede sein kann in einem Herzen, welches dich liebt wie ich.“

Mit warmen lebhaften Worten schilderte nun der Graf seinen Kampf mit den von der Kindheit an eingesogenen Vorurtheilen und der Liebe, welche er für Emy gefaßt. Er sprach mit jener ganzen edeln Aufrichtigkeit, über welcher man jede Schwäche vergißt und verzeiht. Dann schilderte der Graf das Vergebliche in seinen Bemühungen und den endlichen Sieg, welchen seine Liebe errungen, sodaß er das Haus des Barons H., wo er sich eine Zeit lang aufgehalten, plötzlich verlassen hatte, um nach Holmvik zurückzukehren, und Emy zu bitten, mit ihm alle Freuden und Leiden des Lebens zu theilen.

Damals war er eben mit den vier Damen auf der

Landstraße zusammengetroffen, und es war ihm gelungen, Emy, wenn auch nicht aus Lebensgefahr zu retten, ihr doch wenigstens in einer mislichen Situation Beistand zu leisten.

Er sprach mit wirklichem Enthusiasmus von seiner Freude, als Emy's Leben ihm wiedergeschenkt worden; von seiner Verzweiflung, ehe sie aus aller Gefahr war, sodaß er schon damals dem Lieutenant Becker erklärt, er liebe Emy. Mit welchen prachtvollen Farben wußte diese feurige Phantasie, dieses glühende Herz seine Gefühle zu malen, und welch ein unwiderstehliches und überzeugendes Gepräge erhielten dadurch seine Worte!

Entzückt hörte Emy ihm zu, wie einer unbekannten, oft geahnten, aber niemals vernommenen Musik. Ach, sie hätte von diesen Tönen umschmeichelt sterben und mit der Erinnerung an seine Liebe zu Gott hinauf fliehen mögen!

Während sie so von seiner Zärtlichkeit, die sich in jedem Athemzug aussprach, umschwebt dasaß, kam es ihr vor, als schaute ihre Mutter aus ihrem Himmel mit glückseligem Lächeln auf ihr Kind herab und flüsterte ihm ihren Segen zu.

Wenn der Mensch jemals auf Erden ein ungetrübtes Glück genießt, so ist es das, wenn die Liebe warm und rein seine Seele erfüllt.

Doch warum sollten wir länger bei diesem Auftritt verweilen? Wer dieses heilige, vom Himmel stammende Gefühl kennen gelernt, kann es sich durch die Phantasie vergegenwärtigen, und wer dieses Gefühl nicht versteht, würde blos die Achseln zucken und darüber lächeln.

Als der Graf und Emy in das Familienzimmer traten, sagte er mit seiner klaren, schönen Stimme:

„Emy hat eingewilligt, mir das Leben zu einem irdischen Himmel zu machen. Sie ist jetzt meine Braut, und verlangt blos die Einwilligung ihrer Pflegeältern, um meine Gattin zu werden."

Der Lieutenant beglückwünschte sie mit einigen einfachen warmen Worten. Helene umarmte Emy mit schwärmerischer Zärtlichkeit. Emy ahnte nicht, daß sie jetzt die Braut des Mannes war, welcher einmal Helenen verstoßen, und niemand ahnte, wie es eigentlich in diesem so hart geprüften Herzen aussah.

Hildur drückte Emy herzlich die Hand und sagte scherzend:

„Werde nur nicht zu stolz, Emy, denn du hast ein wenig Anlage dazu. Wenn du in deine gräfliche Existenz eintrittst, so vergiß uns andern nur nicht ganz.“

Emy antwortete lachend einige scherzhafte Worte. Frau Becker und Selma sprachen mit Bewegung von ihrer Freude und Anhänglichkeit. Der Abend verging heiter und gemüthlich.

Zweites Kapitel.

Spät an demselben Abend saßen Emy und Helene auf einem kleinen Sofa in ihrem gemeinschaftlichen Zimmer. Alle übrigen schliefen, und es herrschte vollkommene Stille ringsumher. Die gleichmäßigen ruhigen Athemzüge der kleinen Ellen waren der einzige Laut, der das Schweigen unterbrach.

Umschlungen von Emy's Armen ruhte Helene weinend an ihrer Brust; aber es lag nichts Qualvolles und Bitteres in diesen langsam rinnenden Thränen.

„Helene, du weinst, du leidest!" flüsterte Emy unruhig.

„Nein, ich leide nicht; es ist blos eine stille Wehmuth, der ich durch meine Thränen Luft zu machen suche. Siehe, Emy, als ich anfing dich zu lieben, als mein Herz dir mit seinem ganzen frühern Ungestüm entgegenflog, da hatte ich einen thörichten Traum. Dieser ist nun vorüber, und deshalb weine ich."

„Und was träumtest du?"

„Davon wollen wir nicht sprechen. Das Trugbild ist zerronnen, und die Wirklichkeit wird mir vollen Ersatz für das schenken, was ich in der Einbildung verloren",

entgegnete Helene, indem sie sich erhob und ihre Thränen trocknete. In dem Ausdruck ihres Gesichts lag aber etwas Wehmüthiges.

„Entsinnst du dich noch jenes Versprechens, welches wir einmal einander gaben?“ fragte Emy, indem sie den Kopf ihrer Freundin mit beiden Händen faßte und ihr in die Augen sah. „Wir versprachen einander aufrichtige Freundschaft. Also, liebe Helene, laß mich deinen Traum wissen.“

„Ach, er wird dich vielleicht erzürnen.“

„Nein, nein; wol aber würde es mich schmerzen, wenn du nicht aufrichtig wärest.“

„Wohlan, Emy“, entgegnete Helene, indem sie die Hände ihrer Freundin in die ihren schloß und mit Wärme sagte:

„Bei meiner Bekanntschaft mit dir erwachte in meiner Seele wieder all jener Reichthum von Zärtlichkeit, der darin geschlummert. An dich und mein Kind habe ich sie seitdem verschwendet, und dabei vermessen genug die Möglichkeit geträumt, durch meine Liebe dich die vergessen zu machen, welche du für den Grafen hegtest. Ach, ich dachte mir die Zukunft an deiner Seite, während wir für einander lebten, vereinigt durch eine Freundschaft, die unauflöslich wäre wie der Tod. Ich bin eifersüchtig auf deine Anhänglichkeit, die ich allein besitzen wollte, und in meiner bethörenden Einbildung glaubte ich, Gott habe dich die ganze Bitterkeit einer unglücklichen Liebe schmecken lassen, damit du dein Glück nicht in etwas anderm als in meiner grenzenlosen Freundschaft suchen solltest. Dies war mein Traum, er ist zerronnen, und Gott hat mir einen Trost, einen Ersatz in dem Glück gegeben, welches dein werden soll.“

„Aber dieses Glück kostet dir Thränen; es macht dich unglücklich“, antwortete Emy, und eine Wolke des Kummers überzog ihr edles Antlitz.

„Nein, es macht mich nicht unglücklich, Emy“, rief

Helene mit Enthusiasmus, und drückte die Hände der Freundin an ihre Lippen. „Als ich jenen Gedanken von mir selbst und meiner schwärmerischen Anhänglichkeit an dich geschieden, wünschte ich nichts anderes, als — als daß du Graf Ruben's Gattin würdest. Ja, wenn mir in diesem Augenblick Gelegenheit gegeben wäre, zwischen der Verwirklichung meiner Träume und deiner Vereinigung mit Arthur zu wählen, und es für dich gleich glücklich wäre, welches von beiden ich auch wählen möchte, so würde ich dennoch am liebsten sehen, daß du sein Weib würdest, — so lebhaft wünsche ich dies. Glaube mir, Emy, wenn ein Herz, wie das meinige, aus seiner egoistischen Verzweiflung erwacht ist, und sich mit Andacht zu Gott gewendet hat, dann findet es seine höchste Seligkeit in dem Glück derer, die es liebt. Ich werde in deiner Nähe leben, es wird mir ein Genuß sein, deinen Lebenshimmel rein und frei von Wolken zu schauen, und meine Tochter nach deinem Vorbild zu erziehen. Und wenn die finstern Schatten der Erinnerung wieder erwachen, dann werde ich fliehen — zu Gott und zu dir. Sollte der Kummer aber auch dein Leben heimsuchen, dann, Emy, weißt du, daß in meiner Brust ein Herz schlägt, welches dir gehört."

„Und zu dir, zu dir allein werde auch ich fliehen, wenn die Schatten des Lebens auf meine Lebensbahn fallen sollten. Glaube mir, Helene, ich bin dir ebenso unentbehrlich, wie du es mir bist; denn ich fühle tief, daß mein Glück, wie glänzend es auch werden mag, doch nur ein halbes wäre, wenn ich deine Nähe entbehren müßte."

Drittes Kapitel.

Einige Tage darauf, eines Abends, saßen die Gräfin Sappho, die Freiherrin Kärnfelt und Fräulein Melusine in einem kleinen Nebenzimmer auf Löda um den Sofatisch herum. Es regnete fürchterlich, und im Kamin prasselte ein munteres Feuer, vor welchem ein paar große Hunde zu den Füßen eines schönen jungen Mannes lagen, der erst ganz kürzlich durch einen der allerniedlichsten Schnurrbärte beglückt worden zu sein schien. Es war Graf Oskar Kerner, Sappho's Cousin mütterlicher Seite, und zugleich mit ihr im Hause des Vaters der Gräfin erzogen.

Sappho spielte Patience, die Freiherrin strickte und die Gesellschafterin stickte feine kleine Blumen in einen Kragen.

„Nun, meine charmante Cousine, wie lange gedenkst du dich mit deinen Kartenblättern zu beschäftigen und mich hier am Kamin der Langeweile zu überlassen.

„Die Zeit vergeht, denn anders kann sie nicht,
Doch geht sie ganz verteufelt langsam!“

declamirte der junge vierundzwanzigjährige Graf.

„Nun, bin ich es vielleicht, die dich amusiren soll?“ fragte Sappho lächelnd.

„Allerdings. Hast du mich nicht hierhergelockt in diesen obscuren Winkel, in dieses Sibirien, wo man blos Schmiede, Inspectoren und andere in deinem Dienst stehende Sklaven sieht; noch dazu jetzt, wo ich in meinem vollen Glanz als Dragonerlieutenant die Welt zu verblüffen und eine ganze Million Eroberungen zu machen gedachte! Zum Dank für meine erhabene Aufopferung läßt du mich hier sitzen und gähnen, während der Spiegel hier über dem Kamin mir doch sagt, daß ich zu einer edlern Beschäftigung geboren bin.“

„Aber was soll ich denn thun?“ fragte Sappho lachend. „Ich erwartete, von dir amusirt zu werden, und nun verlangst du, daß ich dich amusire. Willst du Piket spielen?“

„Ach, gütiger Himmel, jetzt fordert sie mich gar zum Kartenspielen auf! Eine schöne Frau verlangt, daß ich ihr durch das Spiel die Zeit verkürze. Nein, schöne Gräfin, Sie haben meine Eigenliebe auf das empfindlichste verletzt. Morgen verlasse ich Ihre Burg und begebe mich zu dem Ritter auf Holmvik. Er hat, wie man erzählt, eine Inspectorsfrau, welche alle Ihre Verwalter, Kassirer und Buchhalter aufwiegt. Hierbei darf ich jedoch nicht unerwähnt lassen, daß ich noch nicht weiß, wie die Frauen dieser Herren aussehen.“

„Oskar, ich verbitte mir alle Besuche auf Holmvik, solange Arthur nicht hier gewesen ist“, sagte Sappho und schob die Karten heftig zusammen.

„Mon Dieu, ma belle! Ich habe nicht die Absicht, dir zu gehorchen“, versicherte der Graf, indem er sich muthwillig in seinen Sessel zurückwarf und declamirte:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei!“

Melusine heftete einen schmachtenden Blick auf den schönen Dragonerlieutenant und bemerkte in einschmeichelndem Tone:

„Sie würden ganz gewiß ungelegen kommen, Herr

Graf; denn Graf Ruben steht eben im Begriff, sich zu verloben, und es dürfte ihm daher nicht sonderlich angenehm sein, wenn —"

„Was schwatzest du da wieder!" rief Sappho und sprang auf. Ihr ganzer Körper zitterte, und alle Muskeln ihres Gesichts zuckten.

Der junge Dragonerlieutenant richtete sich ein wenig aus seiner liegenden Stellung empor, und betrachtete Sappho mit neugierigem, fast schelmischem Blick und dachte:

„Ach, das ist schön. Jetzt entwickelt sich ein Auftritt. Ich bin der lieben häßlichen Melusine dankbar dafür."

„Ich schwatze nicht, Frau Gräfin; ich spreche blos aus, was ein jeder schon weiß", sagte Melusine.

„Aber ich, ich sage, daß du lügst!" rief Sappho, indem sie Melusinen heftig am Arme faßte. „Er hat nicht gewagt —"

„Sich zu verloben?" rief Oskar lachend, indem er sich wieder in den Sessel zurückwarf. „Mein Gott, warum denn nicht? Der Mann ist ja mündig, und überdies seit dem Tode seines Bruders vor drei Jahren für die Familie so gut wie verloren. Vielleicht ist er aber schon heimlich vermählt, wie? Das wäre sehr spaßhaft und —"

„Ruhe!" rief Sappho und stampfte mit dem Fuße auf den Boden. Sie war durchsichtig bleich, und ihre Augen blickten unheilverkündend finster, wie eine Donnerwolke mit zwei Blitzen.

„Holen Sie der Gräfin ein Glas Wasser!" befahl die Freiherrin und fuhr fleißig fort zu stricken.

Diese kalten Worte, Oskar's fortwährendes Gelächter, alles rief Sappho wieder zu sich selbst und zum Bewußtsein des Umstandes zurück, daß sie ihre Gefühle andern preisgab. Sie leerte das Glas, welches Melusine ihr reichte, und sagte, ohne sich die Mühe zu nehmen, eine Erklärung ihrer heftigen Gemüthsbewegung zu geben:

„Mit wem soll denn der Graf sich deiner Behauptung nach verloben, liebe Melusine?"

Mit diesen Worten setzte sie sich anscheinend gleichgültig auf die andere Seite des Kamins, und stützte den Kopf auf die Hand.

„Mit Mamsell Kreuzer, der Pflegetochter des Lieutenants auf Lundagard", antwortete Melusine seufzend, und warf einen wehmüthigen, sentimentalen Blick auf Oskar.

Sappho und der Graf brachen beide in ein schallendes Gelächter aus. Erstere sagte:

„Wo hast du denn dieses Märchen aufgeschnappt?"

„Bei Inspectors, welche es aus sicherer Hand haben", antwortete Melusine erröthend. „Uebrigens ist es durchaus kein Märchen, wie Sie, Frau Gräfin, bald erfahren werden."

„Ich werde wol den Inspector verabschieden müssen, um diesem Gewäsch ein Ende zu machen", sagte Sappho zornig, und froh, jemand zu haben, an dem sie ihre Wuth auslassen konnte.

„Dadurch würde man diesen Leuten allzu große Aufmerksamkeit erweisen", fiel die Freiherrin kalt und ruhig ein. „Es wird viel besser sein, wenn dem Fräulein hier untersagt wird, sich mit den Hüttenwerksleuten abzugeben."

In diesem Augenblick trat ein Diener ein und meldete: „Graf Ruben."

Ein Vulkan von Leidenschaften arbeitete in Sappho's Brust. Sie kniff die Lippen scharf zusammen, und fuhr sich mit der Hand über die glühendheiße Stirn. Sie hatte sich vorgenommen, hinter einer angenommenen Maske ihre Eifersucht und Liebe zu verbergen, und durch verstellte Sanftmuth dieses widerspenstige Herz zu fesseln. Ja, sie hatte geschworen, sich Liebe zu erwerben, möchte es kosten, was es wolle.

Als der Graf Arthur begrüßt und sich entschuldigt hatte, daß er ihrem Rufe nicht eher gehorcht, lächelte die Gräfin hold und hieß ihn willkommen. Nachdem die

ersten Grüße ausgetauscht waren, sagte Oskar mit seinem jugendlichen Leichtsinn:

„Weißt du, Arthur, wir lachten eben, als du kamst, recht herzlich über ein Märchen, welches Fräulein Melusine von dir erzählte.“

„Nun, und wie lautete dieses Märchen?“ fragte Graf Arthur, welcher jetzt vor dem jungen Lieutenant stand. Er trug sein edles schönes Haupt in diesem Augenblick mit eigenthümlichem Stolz.

„Nun, sie behauptete, du wärest mit Mamsell Krus oder Krusa, oder wie sie sonst heißen mag, verlobt, und deine Braut wäre eine Pflegetochter des Lieutenants auf Lundagard. Hast du wol etwas Köstlicheres gehört? Ha, ha, ha!“ lachte Oskar.

Jeder Nerv in Sappho's Körper spannte sich, und sie hörte bei diesen Worten, und während sie auf die Antwort wartete, die Schläge ihres Herzens.

Arthur legte langsam aber kräftig die Hand auf die Schulter seines jungen Verwandten, und sah ihm mit scharfem, stolzem, fast hochmüthigem Blick ins Auge, indem er sagte:

„Ja, ich bin mit Mamsell Kreuzer verlobt, und nun hoffe ich, daß du nicht darüber lachst.“

Es lag ein Ausdruck von so bestimmtem Willen und von so ernster Strenge in der stattlichen Gestalt und dem männlichen Antlitz des Grafen, daß Oskar sofort errieth, der Graf würde ihn zermalmen, wie ein Rohr, wenn er diese seine heiligsten Gefühle zum Gegenstand seines Gelächters zu machen wagte.

Es trat eine Todtenstille ein, welche mehrere Minuten dauerte. Die Freiherrin verlor eine Stricknadel; Sappho zerbiß sich die Lippe, um einen Aufschrei zu unterdrücken; Melusine schielte die Gräfin mit eigenthümlicher Schadenfreude an, und Oskar reichte Arthur schweigend die Hand. Letzterer näherte sich Sappho und sagte in ruhigem, ernstem Tone:

„Ja, liebe Cousine, ich bin in der That so glücklich, mit Mamsell Kreuzer verlobt zu sein, und mein Besuch heute Abend hatte den Zweck, dich davon in Kenntniß zu setzen.“

Zu sprechen war der Gräfin unmöglich. Sie senkte blos das Haupt. Es war ihr, als wenn ihr ein kalter Stahl durchs Herz führe, als ihr Blick von seinem Gesicht auf seine Hand herabfiel, welche mit dem einfachen Goldring geschmückt war.

Melusine hob der Freiherrin die Nadel auf, und diese begann wieder zu stricken, ohne etwas zu sagen. Ueber die Lippen dieser aristokratischen Person kam nicht eine Silbe des Glückwunsches für den, der ihre Vorurtheile verletzt hatte. Sie wagte nicht, sich tadelnd auszusprechen, denn die stolze und edle Haltung des Grafen schreckte jedes misbilligende Wort zurück; aber sie wollte auch nicht durch den kleinsten Wunsch einen Schein von Beifall über diesen seinen Schritt zu erkennen geben.

Es herrschte nun eine drückende Spannung in den Gemüthern; der Graf aber gab dem Gespräch eine andere Wendung, und bald begann Oskar mit dem Leichtsinn seines Alters und seines Charakters wieder zu scherzen, während er bei sich dachte:

„Was zum Teufel geht es eigentlich mich an, mit wem er sich verheirathet? Ein jeder muß für sich und seine Frau stehen. Ich möchte blos wissen, was für eine ich einmal heimführen werde.“

Viertes Kapitel.

Alles hatte sich auf Löda zur Ruhe begeben. Graf Arthur blieb bis den nächstfolgenden Tag. Allein in ihrem prachtvollen Schlafzimmer wandelte die mit irdischen Vorzügen so reich begabte Sappho hin und her. Sie war eine Beute der heftigsten Raserei, des bittersten aller Schmerzen. Sie rang ihre kleinen, schönen Hände. Sie suchte durch die heftige Bewegung eine Linderung der Höllenqualen, welche sie peinigten, aber vergebens.

Von Zeit zu Zeit entrang ein Schluchzen sich ihrer Brust. Wie einsam, wie verlassen fühlte sie sich! Mit allen ihren Millionen hatte sie doch keinen Freund, an dessen Herz sie ihren Schmerz ausströmen oder sich satt weinen konnte. Warum fehlte ihr aber ein solcher? Weil sie durch ihren Stolz, ihren Uebermuth und ihre Launen alle von sich gescheucht hatte.

Die arme Sappho! In ihrem Innern gab es viele Elemente zum Guten; aber wodurch oder wie hätten diese bessern Anlagen bei ihrer aristokratischen Erziehung ohne die zärtliche Pflege einer Mutter sich zu dem entwickeln sollen, was dem Weibe zur Zierde dient? Alles hatte im Gegentheil beigetragen, ihren angeborenen Fehlern Nahrung zu geben. Von ihren frühesten Jahren an von ihrem stolzen Vater in einem entschiedenen Vorurtheil gegen den Bürgerstand erzogen, und sich zeitig bewußt,

daß sie Besitzerin eines fürstlichen Vermögens war, hatte sie gesehen, wie die Untergebenen ihres Vaters sklavische Schmeichelei an seinen Günstling verschwendeten. Alles dies hatte zusammengenommen ihre Eitelkeit und Eigenliebe einseitig entwickelt, und einer unbändigen heftigen Gemüthsart freien Spielraum gelassen. Sie war ja das einzige Kind des reichen Grafen Ruben und sein Abgott, dem alle Weihrauch streuten. Ihre Herzensgüte, ihr moralischer Charakter wurden von den fremden Frauenhänden, welchen sie überlassen blieb, nur wenig entwickelt. Die Freiherrin von Kärnfelt war eine Weltdame, oberflächlich, kalt und stolz. Sie war selbst niemals Mutter gewesen, und es fehlte ihr infolge des Mangels an Gefühl jedes wärmere Interesse für das Kind, dem sie die Mutter ersetzen sollte.

Endlich, nachdem Sappho mehrere Stunden lang ihre Wanderung fortgesetzt, ohne Linderung ihrer Qualen zu finden, warf sie sich auf das Sofa und brach in heftiges Weinen aus.

So verfloß die Nacht und der Morgen kam, ohne daß ein Augenblick Schlaf, eine einzige Minute des Vergessens ihr vergönnt gewesen wäre, — ihr, welche mit ihrem Geld ein Fürstenthum hätte kaufen können.

Alles konnte sie kaufen, alles, nur nicht Trost in ihrem Schmerz, oder Gegenliebe von dem Mann, den sie liebte. Alles konnte sie für ihre Millionen bekommen, nur nicht Glaube, Hoffnung, Muth und Stärke, um ihr Leiden zu tragen. Das Schicksal, welches alles an sie verschwendet, was in unserer Welt Neid erweckt, Schönheit, Rang und Reichthum, hatte ihr gleichwol Glück, inneres Glück verweigert. Die ewige Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, welche stets im Leben sich geltend macht, hatte gefunden, wie wenig sie die Schätze, die sie besaß, auch wirklich anwendete, wie wenig sie mit denselben der Menschheit nützte, wie unendlich viel sie hätte wirken können, und wie wenig sie wirkte.

Diese hohe, unnennbare Gerechtigkeit ließ Sappho in all ihrem Ueberfluß sich einsam und verlassen fühlen, ohne ein einziges theilnehmendes Herz. Trotz ihres Uebermuths und ihres egoistischen Stolzes fühlte sie, daß sie jetzt auch weiter nichts war als andere Menschen, mit denselben Elementen der Freude und des Schmerzes, wie der geringste der Untergebenen, welche sie mit so herzloser Gleichgültigkeit, ja fast mit Verachtung betrachtete.

Wie manche Seele geht nicht erneut und veredelt aus der harten Schule des Leidens hervor. Vielleicht erwachte auch Sappho einmal, wenn sie den bittern Kelch geleert hatte, zum Gefühl für ihresgleichen und zum Bewußtsein, daß sie erst Mensch und dann Gräfin war.

An der scharfen Klippe des Schmerzes brechen sich die wilden Wogen der Leidenschaften, bis der Sturm sich legt und Ruhe oder Tod folgt. Welcher wunderbare Stern wäre wol im Stande, diese Wolken des Hasses, der Eifersucht und des Rachedurstes zu durchbrechen? Ach, es bedarf zuweilen nur eines Wortes, um die von der Leidenschaft Verirrten zurückzuführen, wenn in der Tiefe ihrer Seele ein Funken von dem weilt, was gut ist. Dagegen bedarf es jahrelanger Schmerzen und Leiden, um ein stolzes, unbändiges Gemüth zu beugen.

Als die Strahlen des Tags in Sappho's Schlafzimmer fielen, empfand sie blos eine brennende Sehnsucht, sich an der Person zu rächen, welche ihr die Hoffnung geraubt und alle diese Martern bereitet.

„Ich will sie sehen", sagte sie bei sich selbst; „ich will mich herablassen, Wohlwollen für diese Elende zu heucheln, damit ich sie und den Punkt kennen lerne, wo ich sie verwunden, tödlich verwunden kann. Ha, wenn ich sehe, wie sie von Schmerz zerrissen, von Qualen zermalmt, sich in Verzweiflung krümmt, dann — dann erst wird mein Blut wieder ruhiger fließen, dann erst werden diese brennenden Martern aufhören."

Fünftes Kapitel.

Die Zeit geht ihren gleichmäßigen Gang, unbekümmert um die Leiden oder Freuden des Menschen, und ob er der Zukunft mit Hoffnung oder Verzweiflung entgegensieht. So that sie auch jetzt. Während Hildur mit hochklopfendem Herzen alles zu ihrer Verbindung mit Arvid in Ordnung brachte, und während Sappho über einem Plan brütete, um Rache an einer Person zu üben, welche sie kaum kannte, und von der sie niemals vorsätzlich beleidigt worden, waren drei Wochen vergangen, welche Arvid ununterbrochen auf Lundagard zugebracht hatte.

Arvid war aber nicht mehr wie früher der heitere, junge Mann, obschon er alles that, um sich den Anschein zu geben, als bliebe er sich gleich. Auch fiel seine Veränderung niemand auf, als Hildur, welche mit dem scharfen Blick der Liebe die Wolken sah, welche auf seiner Stirn kamen und gingen, und die Seufzer hörte, welche sich seiner Brust entrangen.

Wie qualvoll und unruhig pochte Hildur's Herz. Ach, sie hätte so gern seinen Kummer getheilt; aber ihr angeborenes, vielleicht übertriebenes Zartgefühl hielt sie ab, ihn zu fragen, was seine Seele quälte. Ein

einziges mal hatte sie doch erröthend und mit schüchternem Blick gefragt:

„Arvid, bist du nicht glücklich?“

Arvid hatte ihre Hände ergriffen, und mit Bewegung gesagt:

„Hildur, ich werde glücklich sein, sobald du erst einmal meine Gattin bist. Die Gegenwart ist etwas Halbes, was meine Seele peinigt.“

Mit diesen Worten küßte er seiner Braut warm die Hände.

Allerdings gedachte Hildur der Zeit im Anfang ihres Brautstandes, wo Arvid heiter und jubelnd die Gegenwart verträumte und sich selig fühlte. Ihre Seele war so rein wie der blaue Himmel. Es wohnte darin unerschütterliche Treue und unauslöschliche Liebe. So hatte sie auch Arvid's Zuneigung aufgefaßt. Wenn es Hildur einmal schien, als sei er weniger herzlich, als läge in seiner Art und Weise eine gewisse Kälte, so verwarf sie doch sofort diesen Gedanken wieder, rechnete sich denselben zum Vorwurf an, und war der Meinung, der Fehler sei der ihrige. Ach, nein; er war sich gleich, er war stets ihr lieber, warmherziger Arvid. Sie, nur sie war es, welche unrichtig sah, welche sich einbildete, er sei verändert.

Dennoch gab es eine zweite Person, welche diese Veränderung ebenfalls bemerkte, und mitten in ihrem eigenen Glück Kummer darüber empfand. Dies war Emy. Mit zärtlicher Unruhe, welche der einer Mutter glich, achtete sie auf Arvid, auf seine geringsten Bewegungen, selbst wenn er sich unbemerkt glaubte. Emy wollte nicht an die Entdeckung glauben, welche sie bei diesen Beobachtungen gemacht zu haben meinte, und empfand einen peinlichen Schmerz, ein wirkliches Beben, wenn sie an Hildur's warme, treue Anhänglichkeit an den Freund ihrer Kindheit, jetzt ihren Verlobten, dachte.

„Ich täusche mich vielleicht“, dachte Emy, „und

übrigens kann ja alles wieder gut werden, wenn sie vermählt sind und er von der Person getrennt ist, welche jetzt sein Herz von Hildur abwendig macht. Ist er aber wol werth, diesen Schatz von selbstverleugnungsvoller Hingebung, diesen Schatz grenzenloser Zärtlichkeit zu besitzen? Ach nein; aber Gott bewahre Hildur, zu ahnen, was ich ahne, — es wäre ihr Tod."

Emy irrte sich. Seelen wie Hildur's können unnennbare Leiden in sich bergen. Sie scheinen gleichsam hier auf Erden zu leben, um uns andere zu lehren, mit Demuth und geduldig, ohne Murren alle Leiden zu tragen, welche die Vorsehung uns sendet. Sie können ihre schönsten Träume, ihre theuersten Hoffnungen opfern, ohne eine einzige Klage hören zu lassen, ja, ohne durch ihre Thränen auch nur ahnen zu lassen, wie viel das Opfer ihnen kostet.

Leiden sie deswegen weniger? Fühlen sie vielleicht nicht ebenso tief wie wir andern? Sind ihre Gefühle matter? Nein, sie leiden noch weit mehr, denn der Schmerz ist in ihrer eigenen Brust verschlossen, und sitzt hier still und nagend, während die Lippen lächeln. Sie fühlen weit tiefer als andere, und vielleicht ebendeshalb gleicht ihr Inneres dem verborgenen Schatz, den, wie eine Ahnung ihnen sagt, die große Menge in ihrem kalten Egoismus nicht zu fassen versteht, die nur in Handlungen, aber nicht in Worten eine würdige Art und Weise findet, ihren Reichthum zu bethätigen.

Hildur's Gefühle waren stärker und unerschütterlicher als die anderer, aber der Schleier jungfräulicher Schüchternheit, der über ihren ganzen Charakter ausgebreitet lag, hielt sie ab, sich nur im mindesten hervorzudrängen oder die Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was sie fühlte oder that, und dies war der Grund, weshalb diese Gefühle jedem oberflächlichen Beschauer verborgen blieben. Sah man in Hildur's Augen, so las man, wie herrlich ausgerüstet an Gefühl und Seelenstärke dieses anspruchs-

lose Mädchen war, obschon ihre Lippen niemals davon sprachen.

Drei Wochen hatte Arvid auf Lundagard zugebracht, und es war nun beschlossen, daß nächstfolgenden Sonntag das Aufgebot erfolgen sollte. Man buk und briet den ganzen Tag, und Hildur war nicht die am wenigsten Thätige. Man sah voraus, daß alle Freunde und Bekannte an diesen Sonntag kommen würden, um Glück zu wünschen.

Es war am Abend vor dem Tage, wo der Lieutenant und Arvid zu dem Pfarrer zu fahren gedachten. Emy und Helene waren in ihrem Zimmer mit einer Ueberraschung für Hildur beschäftigt, und Graf Arthur leistete ihnen Gesellschaft, um in Emy's Nähe sein zu können. Arvid war nach Holmvik gegangen, um mit Waldén zu sprechen, und noch nicht zurück. Selma saß allein im großen Zimmer mit Aepfelschälen beschäftigt. Hildur und Frau Becker hatten in der Backstube zu thun.

Hildur hatte eben die letzten Zwiebacke von den Blechen genommen.

„Nun, so wären wir endlich fertig, Gott sei Dank“, sagte sie, „und ich kann heute Abend, wenn Arvid heimkommt, auch mit im Zimmer sein.“

In diesem Augenblick ließen sich seine Tritte im Vorhause vernehmen, und er ging in das Wohnzimmer hinein, indem er trällerte:

„Ich denk' der einz'gen Freundin,
Sie weilet weit von hier u. s. w.“

Hildur lächelte bei sich selbst und dachte:

„Nun, gar so weit weilt sie nicht von hier.“

Hierauf legte sie das fertige Gebäck in Ordnung, und ging in ihr Zimmer hinauf, um sich ein wenig umzukleiden, worauf sie leise aus der Küche in das Schlafzimmer trat. Hier war es ganz finster, und die in das große Zimmer führende Thür stand zur Hälfte offen. Hildur wollte eben eintreten, als einige Worte von der

Person, welche darin sprach, sie bewogen, wie angewurzelt stehen zu bleiben und mit verhaltenem Athem zu horchen.

„Selma", hörte sie Arvid sagen, „heiße mich nicht aufstehen! — Nein, nein, ich will hier zu deinen Füßen liegen, bist du mir sagst, warum du weinst, weshalb du bei meinem Eintritt deinen Schmerz zu verbergen suchtest. O, sage mir, du holdes Lieblingskind, daß, — daß es nicht ein Irrthum, sondern eine Wahrheit ist, — daß auch du leidest. Selma, entziehe mir nicht deine Hand, wende dich nicht ab, — du mußt bleiben; du mußt mich dieses einzige mal hören, ehe das Schicksal uns auf ewig trennt und —"

„Nein, nein, Arvid, ich will nichts hören, denn ich müßte dich verachten, der du gesprochen, und mich, die dich angehört", schluchzte Selma, und Hildur hörte, daß er eine Bewegung machte, um sich zu erheben.

„Ich habe gesagt, daß du mich hören mußt und du sollst es auch. Bin ich nicht unglücklich genug, da ich der Hoffnung entsagen muß? Willst du meinen Schmerz noch dadurch steigern, daß ich ewig verschweigen soll, wie innig ich dich liebe, wie du mein Herz beherrschest —"

„O, wie kannst du Hildur so hintergehen!" rief Selma, und man hörte, wie sie ihren Stuhl heftig zurückschob.

Etwas Weiteres vernahm Hildur nicht, denn ebenso still, ebenso unbemerkt wie sie gekommen, entfernte sie sich. Bei ihrem Heraustreten in die Küche dankte sie Gott, daß niemand sie hineingehen und ebenso wenig das Schlafzimmer hatte verlassen sehen.

Und es war in der That ein Glück, denn Hildur's Antlitz hatte sich entsetzlich verändert. Ihre Augen hatten einen grenzenlos qualvollen Ausdruck. Sie drückte die Hand fest aufs Herz, und eilte hinauf in ihr Zimmer, dessen Thür sie sorgfältig verschloß.

Nachdem sie die Thür verriegelt, blieb sie wie eine Bildsäule mitten im Zimmer stehen. Zweimal fuhr sie

sich mit der Hand langsam über die Stirn, wie um einen peinlichen Anblick zu verscheuchen.

Endlich arbeitete sich ein tiefer Seufzer und ein stilles Schluchzen aus ihrer gequälten Brust. Langsam sank sie auf die Knie nieder und faltete die Hände über ihrem unheilbar verwundeten Herzen. Sie betete; sie betete um Kraft, ihr Leiden zu ertragen.

Weshalb aber sollten wir uns zu Zeugen eines Schmerzes machen, den sie selbst niemals in Worte kleidete? Warum sollten wir diesem Schluchzen, diesen Thränen lauschen, welche sie vor der ganzen Welt verbarg? Gott allein war der Vertraute ihres Kummers, und er beseelte auch das edle Mädchen mit dem Muthe, dessen sie in dieser Stunde der Prüfung bedurfte, wo ihr Glück zertrümmert ward, wo ihre Träume zerrannen und wo ihr Glaube an den Freund ihrer Kindheit verschwand, um eine blutende Wunde zurückzulassen.

Wie hatte sie ihn geliebt, wie liebte sie ihn noch! Wie fest hatte sie auf seine Liebe vertraut, und nun — nun war alles aus. Nicht ein Grad von Zorn war ihren Gefühlen beigemischt. Nein, sie liebte noch mit derselben unbegrenzten Liebe, und er sollte niemals, niemals erfahren, daß sie seine Worte gehört. Wie sie handeln sollte, wußte sie selbst noch nicht; aber sie fühlte daß sie nicht Kraft genug besaß, ihn zu sehen.

Frau Becker war einmal auf einen Augenblick im großen Zimmer gewesen und hatte nach Hildur gefragt; Arvid aber, welcher allein darin war, sagte, er habe sie nicht gesehen. Hierauf lugte Frau Becker zu Helenen hinein, bei welcher sie Selma, aber nicht Hildur fand.

„Kind!“ rief Frau Becker, welche nicht den Grafen sah, der auf einem Sofa hinter der Thür saß, „bist du von den Aepfeln fortgelaufen, die du schälen sollst! Du weißt ja, daß ich sie heute Abend dem Grafen vorsetzen will. Du nützest mir in der That nicht viel, Selma. Wo in aller Welt ist aber nur Hildur hin?“

Hiermit ward die Thür wieder zugeschlagen und Frau Becker ging hinaus ins Familienzimmer, indem sie im Vorbeigehen zu Arvid sagte:

„Es ist mir unbegreiflich, wo Hildur steckt. Hast du sie noch nicht gesehen? Was fehlt dir aber denn? Du siehst so bleich aus. Geh' hinein zu Emy, da wird dir die Zeit weniger lang werden."

Damit ging Frau Becker wieder hinaus, um Hildur zu rufen.

„Was schreist du denn so entsetzlich, Mutter?" sagte der Lieutenant lächelnd, indem er in diesem Augenblick aus dem Hofe in die Hausflur trat. „Hildur wird wol in ihrem Zimmer sein. Ich habe ihr auch etwas zu sagen, und werde jetzt hinaufgehen, dann will ich sie zu dir herunterschicken."

Der Lieutenant ging die knarrende Treppe hinauf. Als er die Thür des Zimmers öffnen wollte, fand er, daß sie von innen verriegelt war.

„Mach' auf, Hildur!" rief er.

„Gleich, Papa", antwortete Hildur mit bebender Stimme.

„Störe ich dich, Kind?" hob der Vater freundlich wieder an. „Ich wünschte blos einige Worte mit dir allein zu sprechen."

Die Thür öffnete sich nun, der Lieutenant aber fand mit Verwunderung, daß das Zimmer beinahe finster war.

„Hast du kein Licht?"

„Nein, ich habe eine Weile hier gesessen und ausgeruht", stammelte Hildur.

„Nun, dann laß eins heraufbringen. Ich kann nicht im Finstern sein, meine Tochter."

„O, zum Sprechen ist es doch wol hell genug", sagte Hildur mit einem schwachen Versuche zu scherzen. Gleich darauf fühlte der Lieutenant, wie der Arm seiner Tochter seinen Hals umschlang. Sie neigte ihr Haupt an seine Brust herab, indem sie flüsterte:

„Komm, setz' dich hierher aufs Sofa, lieber Papa. Ich habe dir auch etwas zu sagen, würde aber niemals den Muth dazu haben, wenn wir Licht hätten."

„Fürchtest du dich vor deinem Vater?" fragte er und es lag ein sanfter Vorwurf in seinem Ton.

„Nein, nein, Papa; das ist durchaus nicht der Fall", entgegnete Hildur, indem sie die Hände ihres Vaters an ihre Lippen drückte, und er eine Thräne darauf fallen fühlte.

„Du weinst?" sagte der Lieutenant mit Unruhe.

„Still, still, Papa", flüsterte Hildur und setzte sich neben ihren Vater auf das Sofa. „Nun, was wolltest du mir sagen?" setzte sie hinzu.

„Ich wollte dir blos mittheilen, geliebtes Kind, daß, obschon ich kein eigenes Vermögen besitze, ich doch gleichwol, oft mit Entbehrung, jährlich, von dem Tage an, wo Gott mich mit Kindern segnete, eine kleine Summe zurückgelegt habe. Das kleine Kapital, welches ich auf diese Weise gesammelt, ist zur Aussteuer für euch beide bestimmt. Es ist unbedeutend, aber es ist ein wenn auch schwacher Beweis davon, daß mein ganzes Streben sich um euch gedreht hat. Ich will nun dieses Kapital dir überantworten, wünsche aber gleichwol, daß es nur dein bleiben möchte, weshalb ich ein Document darüber habe aufsetzen lassen. Es ist dies nicht aus Mistrauen gegen Arvid's Redlichkeit geschehen, sondern deshalb, weil ich dich auf alle Fälle gegen Mangel schützen möchte, im Fall es weniger glücklich mit ihm gehen sollte. Hildur, du darfst nicht aus Liebe zu ~~Arthur~~ Arvid dich weigern, auf diese Vorsichtsmaßregel einzugehen, denn du würdest mich dadurch nur betrüben und beunruhigen. Glaube mir, es wird für deinen Vater, wenn du fort bist, so schauerlich leer in seinem Hause werden, daß er recht wohl des Trostes bedarf, dich in eine in Bezug auf die Zukunft gesicherte Stellung versetzt zu wissen. Nun, meine Hildur, welche Antwort gibst du mir?"

Wie brannte jedes Wort in Hildur's verwundetem Herzen! Welche Steigerung ihres Glücks wäre dieser neue Beweis von der Liebe ihres Vaters gewesen, wenn alles noch dasselbe Aussehen gehabt hätte wie vor wenigen Stunden! So aber empfand sie blos mitten in ihrem Schmerz eine grenzenlose Dankbarkeit dafür, daß Gott ihr einen so liebreichen Vater gegeben; aber ach, all seine zärtliche Fürsorge war dennoch nicht im Stande gewesen, ihr geträumtes Glück vor dem Schiffbruch zu schützen.

„Papa", flüsterte Hildur mit kaum hörbarer Stimme. „Du sollst mich niemals entbehren, denn ich wollte dir eben sagen, daß — daß — das Aufgebot morgen nicht bestellt werden soll."

„Was sagst du? Was ist denn geschehen, während ich nicht dagewesen bin? Als ich fortging, scherztest du heiter darüber, daß du nun bald von der Kanzel springen würdest. Hast du dich vielleicht mit Arvid veruneinigt?"

„Ich bin Arvid nicht begegnet."

„Aber was sind denn das für Grillen, Hildur?"

„Du, der du stets ein so zärtlicher und guter Vater gewesen bist, daß deine Liebe der einer Mutter gleichgekommen ist, du mußt es jetzt mehr als gewöhnlich sein. Ich kann dir nicht sagen, weshalb es mir unmöglich ist, Arvid's Gattin zu werden; aber glaube mir, ich kann, ich darf nicht anders handeln. O, wenn du mich liebst, frage nicht!" bat Hildur, und drückte ihr Gesicht an das des Vaters.

„Noch ein einziges Wort, Hildur", sagte der Lieutenant mit gedämpfter Stimme. „Hast du vielleicht gefunden, daß Arvid deiner unwürdig ist?"

„Nein, Papa."

„Aber um Gottes willen, Kind, hast du —"

„Papa, Papa", flüsterte Hildur, „jedes Wort, welches du sprichst verursacht deiner Hildur bittern Schmerz. Eines Tages werde ich dir alles sagen."

Nicht lange darauf vernahm man wieder die Tritte des Lieutenants auf der Treppe, aber sie waren langsam und schwer. Er ging durch die Küche, indem er zu seiner Frau in freundlichem Tone sagte:

„Hildur ist nicht recht wohl; sie hat sich niedergelegt."

„Aber, mein Gott, noch vor wenigen Augenblicken war das Mädchen gesund und munter wie ein Fisch im Wasser!" rief Frau Becker. „Was fehlt ihr denn?"

„O, es ist nichts Gefährliches. Sie ist müde, hat ein wenig Kopfweh und bedarf der Ruhe."

Nachdem der Lieutenant dies gesagt, ging er in das Schlafzimmer hinein und setzte sich, um über das sonderbare Benehmen der Tochter nachzudenken. Er kannte Hildur zu gut, um nicht zu wissen, daß sie nicht durch Launen zu ihrer Handlungsweise bestimmt ward, sondern daß ein wirklich zwingender Grund vorhanden sein mußte. Aber was war es, was sie zu einem so unerklärlichen Benehmen bewog? Vergebens grübelte er darüber nach.

Als alle sich zum Abendessen versammelten, fragte Emy verwundert, daß Hildur nicht zugegen war, wo sie bliebe.

„Denke dir, Emy, sie ist unwohl geworden", sagte Frau Becker. „Wahrscheinlich hat sie sich ein wenig zu sehr angestrengt."

Arvid drehte sich schnell herum.

„Ist Hildur krank?" fragte er.

„Ja", antwortete der Lieutenant und sah ihn forschend an. „Weißt du es denn noch nicht?"

„Ich habe Hildur seit Mittag nicht gesehen", antwortete Arvid.

„Und seitdem hast du noch nicht wieder nach ihr gefragt?"

Arvid erröthete.

„Die Tante sagte, Hildur habe sehr nothwendig zu thun."

Während dieses Gesprächs schlich Emy sich hinaus, und hinauf in Hildur's Zimmer.

Die Abendmahlzeit war eingenommen. Der Graf hatte Abschied, und die übrigen Bewohner des Hauses hatten voneinander Gute Nacht genommen. Als Arvid sich dem Lieutenant näherte, sagte dieser:

„Bleib', ich habe dir etwas zu sagen."

Als alle sich entfernt hatten, sagte der Lieutenant:

„Mein lieber Arvid, ich habe von Hildur einen sehr unangenehmen Auftrag erhalten."

„Und dieser ist?" fragte Arvid, indem er die Farbe wechselte.

Ein böses Gewissen gibt unsern Gefühlen und Bewegungen eine gewisse Unsicherheit.

„Kannst du es nicht errathen?"

„Nein, bei meiner Ehre, ich kann es nicht errathen", entgegnete Arvid, und schaute ihm gerade ins Auge.

„Sie bittet mich, dir zu sagen, daß euer Aufgebot nicht stattfinden kann, und daß sie dir deine Freiheit zurückgibt."

„Was sagst du, Onkel? — Bricht Hildur mit mir?" rief Arvid und sprang auf. Es ward ihm so wunderbar, so peinlich zu Muthe bei dem Gedanken, dieses liebenswürdige, treuherzige Mädchen zu verlieren, vor dessen Bilde er seine ersten frischen und verheißungsvollen Jugendträume geträumt. In diesem Augenblick verschwand Selma gänzlich aus seiner Seele, ebenso wie die heftige Laune oder Leidenschaft, die ihn an sie fesselte. Er fühlte blos den grenzenlos bittern Schmerz, von ihr getrennt zu werden, die er schon als Kind geliebt. Er empfand Reue, daß er sich auch nur eine einzige Minute lang mit seinen Gedanken und Wünschen von ihr entfernt, welche ihm jetzt theuerer war als je.

„Ich sage dir, lieber Sohn, was sie mir aufgetragen hat, dir zu sagen."

„Aber die Ursache — die Ursache, weshalb sie mit mir bricht, diese muß und will ich erfahren!" entgegnete

Arvid, der unnatürlich bleich war und heftig im Zimmer auf- und abging.

„Die kenne ich selbst nicht; Hildur hat mir blos gesagt, daß sie vollen Grund zu ihrem Entschluß habe“, antwortete der Lieutenant. „Weißt du es denn nicht selbst? Hat sich denn nichts zugetragen, woraus du auf die Ursache schließen könntest?“

„Nein — es ist zwischen uns nicht das Mindeste vorgefallen“, antwortete Arvid. „Onkel, sage Hildur, daß ich meinen Ring nicht eher wieder hergebe, daß ich Lundagard nicht eher verlasse, und auf meine Ansprüche nicht eher verzichte, als bis ich mit ihr gesprochen habe.“

Mit diesen Worten reichte Arvid dem Lieutenant die Hand und verließ das Zimmer.

Sechstes Kapitel.

Am nächsten Morgen stand Selma im Begriff, den Frühstückstisch zu decken, als Arvid mit bleichen Zügen und finsterer Stirn in das Zimmer trat. Er schleuderte die Mütze auf das Piano und ging auf seine Cousine zu, indem er zu ihr sagte:

„Selma, du hast mich also verrathen?"

Selma sah mit einem Blick der Verwunderung und des Kummers zu ihm auf.

„Was willst du damit sagen?" fragte sie.

„Daß du Hildur wiedergesagt, was ich gestern in meiner Schwachheit über meine Lippen kommen ließ. — Du hast ihr gesagt, daß ich dich liebe", setzte er, die Lippen zusammenkneifend, hinzu.

„Wie kannst du so etwas denken?" entgegnete Selma. „Glaubst du nicht, daß ich schon ohnehin genug leide, ohne meinen Schmerz dadurch zu steigern, daß ich Hildur unglücklich mache? — Ach, möge sie glücklich werden, und mögest du deine Thorheit vergessen!"

„Aber weißt du denn nicht, daß sie mit mir gebrochen, daß sie den Onkel beauftragt hat, mir dies zu sagen?"

„Deine aufgeregten Gefühle verwirren dich", sagte Selma, „denn was du da sagst, ist wol ein Traum?"

„Nein, und tausendmal nein, es ist die Wahrheit!" rief Arvid, indem er Selma's beide Hände ergriff, und dieselben krampfhaft drückte; „und du Selma, du bist die Ursache."

„Ich?"

„Ja, ganz gewiß hast du Hildur mein unglückliches Geständniß mitgetheilt. Selma, Selma, mein Leben wollte ich darum geben, wenn ich es zurücknehmen könnte."

Selma war sehr bleich. Sie entzog ihm ihre Hände und sagte: „Ich habe Hildur nichts davon gesagt, das schwöre ich bei Gott, und ich selbst werde deine Worte zu vergessen suchen."

Selma eilte nach der Thür und verließ das Zimmer, während ihr die Thränen an den Wangen herabrannen.

Während dieser kleine Auftritt in dem Familienzimmer stattfand, hatte Hildur die Thür ihres Zimmers wieder verriegelt, und dann mit Selma's zurückgelassenem Bureauschlüssel die oberste Schublade geöffnet und aus einem geheimen Fach in demselben ein kleines geschriebenes Buch herausgenommen.

Selma richtete, wie die Mehrzahl der jungen Mädchen zwischen sechzehn und achtzehn Jahren, ihre Gedanken und Gefühle größtentheils auf sich selbst. Es war dies die natürliche Folge eines eigenthümlichen chaotischen Zustandes der Seele, welche, empfindlich, gefühlvoll und gut, noch nichts besaß, woran sie sich mit Ernst hängen konnte, oder wodurch sie in Einklang mit sich selbst oder der Welt gebracht worden wäre. Sie glaubte sich von ihrer Umgebung oft verkannt und misverstanden. Selma's Gefühle glichen dem Laube der Bäume, welches bei dem geringsten Winde zittert und still ist, wenn kein Hauch

von außen es in Bewegung setzt. Es mußte gänzlich auf die Lebensverhältnisse, in welche sie versetzt ward, ankommen, ob diese Beweglichkeit die Gestalt eines wirklichen Gefühls annehmen, oder sie stets von äußern Eindrücken abhängig machen sollte.

Selma hatte sich ein Tagebuch angelegt, worin sie genau alle Vorkommnisse des Tages, sowie ihre eigenen Gedanken und Gefühle aufschrieb. Dergleichen Aufzeichnungen eines jungen Mädchens haben in den meisten Fällen etwas sehr Pikantes, ja sogar Lehrreiches, und zwar infolge der Ueberfülle an Leben, welche sich in Gedanken und Ausdrücken kund gibt, sowie wegen der naiven, ungemein anziehenden Unschuld, welche sich darin ausspricht. Zugleich 'aber haben sie Aehnlichkeit mit einem bunten Gemälde, wo man Mühe hat, die Hauptfiguren heraus zu erkennen. Der ganze unentwickelte Zustand der Seele tritt in solchen Aufzeichnungen mit voller Klarheit hervor wie ausgesprochene Ahnungen.

Wir wollen nicht mit Hildur dieses Buch durchblättern. Wir würden auf diese Weise das einzige Geheimniß des jungen Mädchens, das Erwachen ihres Herzens, entweihen. Nein, wir wollen nicht einmal erzählen, was für Entdeckungen Hildur machte, sondern blos erwähnen, daß, als sie das Tagebuch wieder in sein Versteck legte, ihr Gesicht noch bleicher war, und der schmerzliche Ausdruck in ihrem Blick einer stummen, aber unermeßlichen Klage glich.

Hildur blieb lange an das Bureau gelehnt stehen, und einige spärliche Thränen fielen auf ihre krampfhaft gefalteten Hände. Endlich zuckte sie zusammen, denn sie hörte, daß ihre Mutter sie rief. Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen und ging hinunter.

„Liebe Hildur, wie lange du doch geblieben bist! Wie steht es mit dir, Kind?" fragte Frau Becker. „Du siehst recht bleich aus. Gott laß dich nur nicht zum

Sonntag krank werden, das wäre unangenehm und ein schlimmes Zeichen an dem ersten Tag deines Aufgebots."

„Papa hat Mama noch nichts gesagt", dachte Hildur. Ein erstickter Seufzer hob ihre Brust, und sie begann sich in der Küche zu thun zu machen, um ihren qualvoll aufgeregten Zustand zu verbergen.

„Hildur", sagte der Lieutenant und öffnete die Küchenthür, „Arvid ist in dem Parterrezimmer, und wünscht mit dir zu sprechen."

Hildur drehte sich blos zu ihrem Vater herum und heftete mit einem unverkennbaren Ausdruck von Angst ihre sprechenden Augen auf ihn.

„Komm herein zu mir, ich will dir etwas sagen", bemerkte der Lieutenant.

Hildur gehorchte.

„Du mußt mit Arvid selbst sprechen", sagte der Vater ernst, als er mit seiner Tochter allein war. „Obschon es mir in meinem Leben niemals einfallen wird, dich zu zwingen, im Widerspruch mit deiner Ueberzeugung oder deinem Gefühl zu handeln, so kann ich gleichwol nicht leugnen, daß dein Benehmen mir schmerzlich ist. Es ist wenigstens deine Pflicht, Arvid deine Gründe auseinander zu setzen, denn man spielt nicht auf diese Weise so leichtsinnig mit den heiligsten Gefühlen anderer."

„Man spielt nicht leichtsinnig mit den heiligen Gefühlen anderer", wiederholte Hildur mit schmerzlichem Lächeln. „Du hast recht, Papa; ich werde selbst mit Arvid sprechen."

Mit diesen Worten ging Hildur nach der Thür.

„Sie fühlt sich wirklich und tief unglücklich", setzte der Lieutenant hinzu.

„Ich glaube, er fühlt sich jetzt; später wird er mir es einmal danken", dachte Hildur, während sie das Zimmer verließ.

Was ging nun zwischen ihr und Arvid vor? Wir wissen es nicht, wir wissen blos, daß der junge Lieutenant am Nachmittag desselben Tags von Lundagard abreiste, um später wieder dahin zurückzukehren. Die Verlobung war aufgehoben, aber es sollte für die klatschsüchtigen Zungen des Orts noch eine Weile ein Geheimniß bleiben.

Siebentes Kapitel.

Der Winter kam und der Winter verging. Hildur blieb sich in ihrem äußern Wesen gleich. Sie scherzte die Wolken auf der Stirn der Ihrigen hinweg, war heiter, häuslich und arbeitsam, ohne an sich selbst zu denken, und ohne etwas anderes zu wünschen, als für die zu leben, die sie liebte.

Daß in ihrer Seele einer jener verheerenden Stürme stattgefunden, welche die Freude des Herzens und die glänzenden, farbenreichen Hoffnungen der Phantasie vernichten, das konnte niemand in ihrem stets freundlichen, stets scherzhaften Benehmen lesen.

Hildur hatte so manchen holden Traum gehabt, manchen warmen Wunsch für sich selbst gehegt, als das Glück und Arvid Hand in Hand gingen; nun aber, nun hatte sie selbst — so schien es Hildur in ihrem verwundeten Herzen — aufgehört, um ihrer selbst willen da zu sein, und ihr Leben galt nur andern.

Sie lehnte ihr Haupt an keine Brust, um ihren Schmerz auszuweinen; nein, dann hätte sie diese ja durch ihren Kummer betrüben müssen. Daß der Schmerz stumm und nagend in ihrem Herzen saß, dies behielt Hildur blos

für sich und die Einsamkeit. Es hätte ja den Himmel des Glücks ihrer Freunde verdunkeln geheißen, wenn sie bemerkt hätten, daß Hildur's Heiterkeit entschwunden war.

Dennoch aber gab es für diese so selbstverleugnungsvolle, opfermuthige Seele einen Trost, einen Ersatz; und dieser bestand darin, daß sie einzig und allein für ihre Mitmenschen lebte.

Der Winter verging wie ein schöner Traum für Emy, welche liebte und geliebt ward, welche sich von Hildur's stiller, zartfühlender, stets wachsamer Freundschaft und Helenens schwärmerischer Anhänglichkeit umgeben sah. Die einzige Wolke, welche einmal über den klaren Himmel glitt, war der Gedanke an Hildur und die sehr richtige Ahnung, welche Emy in Bezug auf die Ursache ihres Bruches mit Arvid hatte. Sprach aber Emy einmal von ihm oder von der Ursache, die Hildur zu ihrer Handlungsweise gehabt, dann legte ihr diese die Hand auf den Mund und sagte:

„Wenn du, Emy, deine Liebe und deinen Schmerz zu verbergen wünschtest, so würde ich keine Fragen thun. Laß nun auch mich das Geheimniß meines Herzens für mich behalten.“

Und so ward es allmählig auf Lundagard ein stillschweigendes Uebereinkommen, nicht von der aufgehobenen Verlobung zu sprechen, und Arvid's Name ward in Hildur's Gegenwart nur selten genannt.

Der Frühling kam mit neuen Verheißungen und neuen Hoffnungen. Der Graf hatte mit der Heftigkeit seiner Gemüthsart und seinem gewöhnlichen leidenschaftlichen Eifer Emy zu bewegen gesucht, ihre Einwilligung zur Feier ihrer Hochzeit während des Frühlings zu geben; Emy aber hatte dieselbe schmeichelnd und bittend bis zum Herbst aufgeschoben.

„Du hast", sagte sie, „einen Schritt gethan, mein Arthur, der, wie du selbst gestanden, deinem Stolze und deinem Vorurtheile einen harten Kampf gekostet hat. Wohlan, hüten wir uns vor Uebereilung, damit nicht eine zu späte Reue uns das Leben verbittere. Sollten während dieser Zwischenzeit deine frühern Gefühle und deine anfängliche Abneigung gegen eine Verbindung mit dem bürgerlichen Mädchen wiedererwachen, so — so — bist du frei."

Die frischen Rosen auf ihren Wangen wurden allerdings bleicher, als sie dies sagte; in ihrem Blick aber lag inniges und warmes Vertrauen.

Der Graf bedeckte ihre Hände mit Küssen, sprach die glühendsten Betheuerungen aus, und verschwendete die zärtlichsten Bitten. Endlich gab Emy zur Hälfte nach, und man beschloß, daß die Hochzeit im August gefeiert würde.

Achtes Kapitel.

An einem schönen Tag im Mai machte Graf Arthur einen Besuch bei Sappho. Bei seiner Ankunft in Löda traf er die vornehmen Bewohner dieser Besitzung in der Orangerie beisammen. Der junge Oskar verweilte noch bei seiner schönen Cousine. Er lag lang und steif auf einer Bank an der Thür, welche unter einem großen Pomeranzenbaum stand. Der schöne Lieutenant war auf durchaus nicht liebenswürdiger Laune.

„Guten Tag, Oskar; ist Sappho hier?“ fragte Graf Arthur.

„Ja wohl, da drüben ist sie“, antwortete der Lieutenant; „aber es ist ein Glück, daß ich dich heute sehe. Ich bin ganz desperat, und wenn ich nicht bald von hier fortkomme, so schnappe ich noch völlig über.“

„Das wäre viel“, antwortete der Graf lachend; „aber wenn dem so ist, so mach' doch, daß du fortkommst.“

„Das ist unmöglich. Ich muß auf diesem hideusen Löda bleiben, wenn ich meinem ruhmvollen Leben nicht sofort ein Ende machen will.“

Oskar schlug, indem er dies sagte, mit der Reitgerte ein Blatt von dem Pomeranzenbaume ab.

„Aber dann sehe ich nicht ein, welchen Nutzen du von meiner Ankunft hast.“

„Nun, siehst du, ich gedenke dich nach Holmvik zu begleiten und den kleinen Dämon, die Sappho, mich vermissen zu lassen. Hast du jemals ein schöneres weibliches Wesen gesehen?“ fragte Oskar, indem er sich erhob.

„O ja“, antwortete Arthur lachend und dachte an Emy's stolzes, edles Antlitz.

In diesem Augenblick kam Sappho lächelnd und bezaubernd wie ein verführerischer Traum auf sie zu. In ihrer Hand hielt sie ein Bündel Weintrauben. Ein rosiger Schimmer überzog ihre Wangen, als sie Arthur erblickte und ihn mit unnachahmlichem Liebreiz begrüßte.

„Was sehe ich!“ rief sie, „unser verliebter Cousin! Aber sag' mir doch, wackerer Ritter, wie hast du dich denn hierher verirrt?“

Die Freiherrin und Melusine, die Gesellschafterin, kamen ebenfalls herbei und grüßten.

„Ich komme, schöne Burgfrau, um mich nach deinem Wohlsein zu erkundigen“, antwortete Arthur lächelnd, worauf er die Gräfin und dann die andern Damen begrüßte.

„Sie haben aber unsere Ungnade verdient“, hob Sappho mit einem unwiderstehlichen Ausdruck von Schalkhaftigkeit in ihrem Gesicht wieder an.

„Auf welche Weise?“

„Graf Arthur Ruben hat uns noch nicht seine Braut vorgestellt“, entgegnete Sappho mit verbindlichem Lächeln, obschon die lächelnden Lippen sehr bleich waren.

Die Freiherrin prallte vor Bestürzung zwei Schritte zurück, Melusine fuhr zusammen und Graf Oskar sprang auf, als ob er bezweifelte, daß er recht gehört.

Arthur heftete einen langen forschenden Blick auf Sappho. Er hätte viel darum gegeben, wenn er die Beweggründe gekannt hätte, die sie jetzt leiteten; denn er kannte diesen stolzen, heftigen Charakter viel zu genau,

als daß er nicht an der Aufrichtigkeit dieser Worte hätte zweifeln sollen.

Arthur hatte sich schon längst darüber gewundert, daß Sappho nicht durch ein einziges Wort, oder eine einzige sarkastische Bemerkung, seine Verlobung getadelt hatte. Dieses Benehmen hatte für den Grafen etwas beinahe Furchterregendes, denn er kannte ihre Leidenschaft für ihn und ihren unbeugsamen Rangstolz recht wohl.

„Was soll das alles bedeuten?“ fragte er sich oft, und empfand eine eigenthümliche Unruhe, indem er bedachte, daß sie höchst wahrscheinlich etwas gegen Emy im Schilde führte. Jetzt kam sie mit der Frage, weshalb er seine Braut noch nicht eingeführt oder vorgestellt habe. War es ihre Absicht, seine edle Emy zu verletzen und zu demüthigen? Oder was wollte sie sonst?

Diese Fragen legte er sich vor, während er antwortete:

„Meine Braut, Sappho, ist ein so stolzes Mädchen, daß ich nicht gewagt habe, ihr einen Besuch hierher vorzuschlagen.“

Der Graf sprach diese Worte mit ruhiger Würde, und blickte Sappho fest und ernst in die Augen.

Erröthend und ein wenig die Augenbrauen zuckend, senkte Sappho vor Arthur's durchdringendem Blick die Augen.

„Vielleicht findet Mamsell Kreuzer in der Gräfin Ruben keine passende Gesellschaft und keine ihrer würdige Verwandte“, fiel die Freiherrin in ihrem scharfen, hochmüthigen Tone ein, und heftete ihre großen hellblauen kalten Augen mit spottendem Ausdruck auf den Grafen.

„Das wäre wol möglich“, antwortete Graf Ruben, warf stolz den Kopf zurück und heftete einen Blick edeln Zornes auf die Freiherrin. „Sie ist auf ihre Tugenden ebenso stolz als meine schöne Cousine auf ihre Ahnen. Ich überlasse es einem jeden, nach seinen Begriffen zu urtheilen, was unserer Achtung am würdigsten ist.“

„Die Bürgerlichen sprechen immer gern viel von ihren Verdiensten, und sind an Tugenden ganz entsetzlich reich“, antwortete die Freiherrin.

„Und der Adel ist leider an dieser kostbaren und seltenen Waare nicht sehr reich; indessen wünsche ich, daß wir diesen Gegenstand jetzt ruhen lassen“, setzte der Graf ernst hinzu. „Mamsell Kreuzer ist Graf Ruben's Braut und in drei Monaten seine Gattin; dies beliebe man nicht zu vergessen.“

Arthur machte, indem er dies sagte, der Freiherrin eine leichte Verbeugung.

Sappho legte ihre Hand auf die seine.

„Gib mir deinen Arm“, sagte sie. „Ich wünsche dir einige Worte zu sagen.“

„Wollt ihr mich denn hier in den Krallen eines Geiers und einer Elster zurücklassen?“ fragte Oskar leise. „Wenn ihr Mitleid mit mir habt, so nehmt diese beiden Hexen mit, oder schickt sie irgendwohin“, bat er. Ehe aber Sappho antworten konnte, rief die Freiherrin:

„Cousin Oskar, haben Sie die Güte, mir Ihren Arm zu leihen. Ich habe bei der Amme der Gräfin, welche krank ist und mich zu sprechen wünscht, einen Besuch zu machen, kann aber natürlich nicht allein zu einer solchen Person gehen.“

„Gnädige Tante“, antwortete Oskar, „dann wird wol Melusine an meiner Stelle Dienst thun müssen. Ich habe einen sehr dringenden Brief zu schreiben.“ Mit diesen Worten rannte der junge Graf mit zwei Sprüngen an Arthur und Sappho vorbei, aus der Orangerie hinaus.

Neuntes Kapitel.

Arthur und Sappho gingen schweigend die große Allee entlang. Endlich fragte er:

„Wohin wollen wir unsere Schritte lenken?"

„Das ist ganz gleich", antwortete Sappho, „denn was ich dir zu sagen habe, kann überall geschehen."

„Und es ist —"

„Der Wunsch, daß du mich deiner Braut vorstellst", sagte Sappho hastig. „Als deine nächste Verwandte habe ich Anspruch auf diese deine Aufmerksamkeit."

Der Graf blieb mitten vor Sappho stehen und sagte langsam:

„In diesem Augenblick gäbe ich ein Jahr meines Lebens darum, wenn ich einen Blick in deine Seele werfen und die Gründe zu diesem Wunsche lesen könnte."

Die Gräfin ward bald roth, bald blaß, während sie antwortete:

„Von besondern Gründen ist hier keine Rede, sondern blos von dem Wunsche, die Person kennen zu lernen, welche du mir zur Verwandten gibst, und dir meine Freundschaft dadurch zu beweisen, daß ich eins meiner eingewurzeltsten Vorurtheile besiege."

Sappho lächelte, indem sie dies sagte, sanft und bezaubernd.

„Ich kenne dich zu gut", antwortete Arthur, „als daß ich deinen Worten zu glauben wagte. Wenn du die Absicht hättest, mich zu bewegen, meine Emy hierher zu bringen, damit du Gelegenheit erhieltest, sie durch deinen Stolz zu verwunden, dann —"

„Nun dann?" wiederholte Sappho, während ihre Augen Blitze schossen und ihr Angesicht glühte.

„Dann würde ich dich ewig hassen und verachten, und mich dereinst auch an dir rächen. Bedenke, Sappho, einen Schimpf, der den Mann selbst trifft, kann er ungestraft lassen; aber niemals einen, der das Weib trifft, welches er liebt."

Die Augen des Grafen ruhten drohend auf der schönen Gräfin, und er setzte hinzu:

„Hüte dich, mit dem heiligsten Kleinod meines Herzens zu spielen."

„Dann liebst du sie wol höher als alles andere?" fragte Sappho mit bebender, unsicherer Stimme, während ihre Brust sich ruhig hob.

Der Graf ergriff ihre Hand und sagte mit tiefem Gefühl:

„Ja, ich liebe sie über alles, weil ich in ihr das Gute, das Edle, das Erhabene und das Wahre anbete. Meine Liebe, Sappho, stützt sich auf die unbegrenzteste Achtung und Bewunderung. Sie ist ein Gefühl, in welchem meine Vernunft und mein ganzes Wesen sich verschmelzen."

Ein leises Beben, ein schmerzliches Zucken, erschütterte Sappho's Körper, und sie holte tief Athem, um die Worte über die Lippen zu bringen:

„Dann hast du also über ihr Helenen vergessen?"

Sappho ahnte, daß sie jetzt den Grafen verwundete, ja sie wußte, daß Emy und Helene Freundinnen waren, und dunkel stand es vor ihrer Seele, daß diese einmal

so tief verabscheute Helene ihr zur Rache und zur Waffe dienen könnte.

Der Graf dagegen, der über seinem Glück und seiner Liebe Helenen beinahe vergessen und in ihr nur noch eine theuere Freundin gesehen hatte, empfand ein eigenthümliches, schmerzliches Gefühl, bei der Erinnerung an seine frühere Liebe. Wenn der Mensch warm und innig liebt, so vergißt er alle seine frühern Eindrücke und will nicht einmal daran erinnert werden, daß sein Herz früher für jemand anders geschlagen.

Eine Wolke glitt schnell über Arthur's Stirn, als er antwortete:

„Meine Neigung zu Helenen war eine rasch vorübergehende Leidenschaft; die dagegen, welche mich an Emy fesselt, ist ein Gefühl, welches sich durch mein ganzes Leben hindurchziehen und mir ins Grab folgen wird. Aber, Sappho, du hast Helenen genannt. Erinnerst du dich nicht mehr deiner tiefen Verachtung gegen diese meine Neigung? Wohlan, kann die Erinnerung daran mir wol Vertrauen auf die Sympathien einflößen, welche du jetzt für einen ähnlichen Schritt kund gibst?“

Der Graf kehrte Sappho's eigene Waffe gegen sie. Sie fühlte das; ein Weib aber, welches haßt, welches mit Rachegedanken umgeht, ruft List, Lüge und Verstellung zu Hülfe, und macht sie zu ihren Bundesgenossen. Dies ging aus der Antwort hervor, welche Sappho gab.

„Sonst und jetzt sind verschiedene Dinge, Arthur“, sagte sie. „Helenens trauriges Schicksal, welches Clara mir erzählt, hat auch auf mein Gemüth mildernd eingewirkt, und ich wünsche nicht, daß deine Liebe zu Mamsell Kreuzer für diese ebenso unheilvoll werde, wie sie für Helenen war.“

Wieder hatte Sappho eine Wunde aufgerissen und Gedanken wach gerufen, welche durch ihren Schatten die Stirn des Grafen verdüsterten und gleich Gespenstern sich

zwischen ihn und die reine ungetrübte Wonne stellten, die er bis jetzt genossen.

„Hier ist meine Hand, Arthur", hob die Gräfin mit bezaubernder Herzlichkeit wieder an, „und mein adeliches Wort darauf, daß ich deiner Braut in allen Dingen wie meinesgleichen begegnen werde. Sie ist ja dies auch, sobald du ihr deinen Namen gibst."

Sappho reichte ihm die Hand, aber nur mit der größten Mühe sprach sie diese Worte. Noch niemals hatte ein Mensch seinen Gefühlen größere Gewalt angethan. Sappho wollte diese Emy kennen lernen, und Wohlwollen und Freundschaft für sie heucheln, blos um sie und Arthur desto sicherer unglücklich machen, ihre Träume vernichten und ihre Liebe mit Füßen treten zu können.

Der Graf und Sappho trennten sich, nachdem ersterer versprochen hatte, seine Braut in zwei Tagen vorzustellen. Beim Abschied sagte er:

„Durch ein Helenen gegebenes heiliges Versprechen gebunden, habe ich mich genöthigt gesehen, Emy meine frühere Liebe zu verschweigen, und ich wünsche deshalb, daß du in ihrer Gegenwart nicht darauf hindeutest. Merke wohl, Sappho, es geschieht nicht deshalb, weil ich ein Geheimniß daraus zu machen wünschte, sondern weil ich Helenen für diesen Fall unbedingten Gehorsam schuldig bin. Gib mir die Hand darauf, daß über deine Lippen kein Wort kommen soll, welches Helenen betrifft."

„Hier hast du sie", sagte Sappho, und reichte ihm ihre kleine schöne Hand.

Zehntes Kapitel.

Zwei Tage später, gegen 6 Uhr abends, trat Sappho in ihren Salon. Sie war einfach, aber mit ausgesuchtem Geschmack gekleidet. Noch niemals war ihre seltene Schönheit in vortheilhafterm Lichte erschienen, noch niemals war ihre Erscheinung feenhafter und jede ihrer Bewegungen weicher, unwiderstehlicher und anziehender gewesen.

Als Sappho in den Salon trat, stand Graf Oskar vor dem hohen Trumeau und betrachtete sein schönes Bild mit großem Wohlbehagen. Als er die Tritte der Gräfin vernahm, drehte er sich jedoch schnell herum und rief im Tone unverkennbarer Bewunderung:

„Mein Gott, wie schön du bist!"

Sappho ging lächelnd auf ihn zu, und der Graf beugte ein Knie, indem er sagte:

„Sei auch ebenso gut, angebetete Sappho, und gib deinem treuen Ritter einen Schimmer von Hoffnung."

Sappho reichte ihm lachend die Hand.

„Hoffe, wackerer Ritter", sagte sie, „und sollte die Hoffnung dich täuschen, nun, so thue den leukadischen Sprung."

Der Graf führte ihre Hand an seine Lippen und drückte einen Kuß darauf, der ein wenig zu warm sein mochte, denn die Gräfin entzog sie ihm rasch mit stolzer Bewegung.

„Steh' auf, Oskar, ich liebe es nicht, eine Komödie in ein sentimentales Drama verwandeln zu sehen."

Ueber das heitere Antlitz des jungen Lieutenants glitt eine leichte Wolke; er sprang jedoch auf und sagte munter:

„Ich bin dein Sklave, bezaubernde Herrscherin, und zum Beweis stehe ich jetzt hier, um deinem Befehl gemäß bei der famosen Präsentation zugegen zu sein. Aber ernstlich gesprochen: Welche absonderliche Laune bewog dich, Arthur zu bitten, seine plebejische Braut hierher zu bringen?"

„Ja, welcher wahnsinnige Einfall hat die Gräfin Ruben bewegen können, die Achtung vor ihrem Namen und ihrer Stellung bis zu diesem Grade zu vergessen?" fragte die Freiherrin mit ihrer scharfen Stimme hinter dem Grafen.

„Wenn es mir einmal einfällt, meinen Rang zu vergessen, so habe ich das Recht dazu", antwortete Sappho. „Für die Gründe meiner Handlungsweise brauche ich niemand Rede zu stehen", setzte sie stolz hinzu, „und ich beantworte in diesem Falle die Frage nicht, sondern verlange und wünsche, daß meine Umgebung meinem Beispiele folge und der Person, die mich heute besucht, wie ihresgleichen begegne."

„Deinen Untergebenen kannst du befehlen, aber nicht deinen Verwandten, und du wirst daher entschuldigen, wenn ich heute Abend die Stumme spiele", sagte die Freiherrin und setzte sich mit ehrfurchtgebietender Miene auf das Sofa.

„Ich verspreche, deinen Launen in aller Unterthänigkeit zu gehorchen", sagte Graf Oskar, und warf sich in ein kleines Sofa, welches in einer der Ecken des Salons stand und so weit als möglich von dem entfernt

war, auf welchem die Freiherrin mit königlicher Würde thronte. „Aber im Vertrauen könntest du mir doch sagen, wie die Triebfeder aussieht, welche jetzt deine geheimen Räder in entgegengesetzter Richtung zu der, welcher sie gewöhnlich zu folgen pflegen, in Bewegung setzt", flüsterte er dann der vor ihm stehenden Gräfin zu.

„Nein, mon beau garçon", antwortete Sappho und wendete sich nach dem Spiegel, um ihre üppigen goldenen Locken zu ordnen. „Wo ist Melusine?" fragte sie dann die Freiherrin.

„Sie ist hinaufgegangen, um meine Stickerei zu holen", war die Antwort.

„Melancholine sollte sie heißen", fiel Oskar ein. „Ich wollte meinen Schnurrbart gegen eine alte Perrüke verwetten, daß unser Gesellschaftsfräulein sich in mein schönes Gesicht verliebt hat."

Sappho lachte, und das Gesicht der Freiherrin sah aus wie eine bis auf den Boden ausgefrorene Wasserkufe.

In diesem Augenblick rollte ein Wagen in Löda's stattlichen Hof herein. Bei diesem Geräusch zuckte Sappho zusammen, ward todtenbleich und von plötzlichem Frost geschüttelt.

Oskar sah dies alles und dachte:

„Ich täusche mich nicht. Sie ist ganz wahnsinnig in Arthur verliebt; aber zum Teufel, ich bin doch jünger und schöner! Die Liebe hat ihre Launen, und in einem so launenhaften Gemüth, wie das ihrige, sind alle Gefühle vergänglich. Hat sie mich verliebt gemacht, so soll sie auch bei meiner adelichen Ehre meine Liebe belohnen."

Weiter kam Graf Oskar nicht in seinem stummen Monolog, denn Sappho drehte sich zu ihm herum und sagte einige Worte.

Einen Augenblick später stand Arthur stolz und männlich schön vor der Gräfin. An seiner Hand führte er Emy, die ein einfaches schwarzseidenes Kleid trug, was nur mit einer dunkelrothen Brustschleife verziert und

mit einem leichten Kreppshawl drapirt war. Noch nie hatte Emy mit edlerer Haltung ihr schönes dunkellockiges Haupt getragen, noch nie hatte ihre junonische Gestalt eine so königliche Erscheinung dargeboten, wie in dem Augenblick, wo sie unter dieses Dach trat, welches sich über den aristokratischen Scheiteln wölbte. Emy's Wangen waren bleicher als gewöhnlich, ihre Blicke ernster; aber alles dies hatte ein so reines und wahres Gepräge von Würde, daß durchaus nichts von anstößigem Trotz darin zu finden war.

Als Sappho's Augen auf das vor ihr stehende Paar fielen, dachte sie in einem Augenblick wahren Gefühls, daß gerade so Arthur's Gattin aussehen müßte; denn sie bildeten beide eine harmonische Gruppe.

Dieses Bewußtsein aber steigerte ihren Haß eher, als daß es denselben gemindert hätte. Ein flammender Blitz leuchtete aus ihren Augen, in der nächsten Secunde aber hatten ihre Züge schon wieder einen lächelnden Ausdruck angenommen. Mit unnachahmlicher Grazie begrüßte sie Emy, und sagte ihr tausend verbindliche Dinge. Der stumme Gruß der Freiherrin war abgemessen, steif und kalt.

Oskar, welcher erst nachdem er auf die Veränderungen in Sappho's Gesicht Acht gegeben, seinen Blick auf Emy wendete, fühlte sich von dem edlen, reinen Ausdruck ihrer Züge aufs angenehmste berührt.

„Ich hatte mir sie schöner vorgestellt, aber nicht mit diesem Aussehen eines mittelalterlichen Burgfräuleins“, dachte der junge Dragonerlieutenant, und begrüßte Emy ehrerbietig.

„Wenn man das Glück hat, Sie zu sehen, meine Gnädige“, sagte Oskar später am Abend zu Emy, „so fühlt man sich versucht, zu fragen, mit welchem Recht Arthur dem Schoße des Glücks einen solchen Schatz geraubt, der den Neid eines Königs erwecken könnte.“

„Ich habe ihn nicht geraubt“, fiel Arthur lächelnd ein; „ich habe ihn vom Himmel geschenkt erhalten.“

„Und du wirst dadurch in den Himmel versetzt“, fügte Oskar hinzu.

Der Abend verging ziemlich angenehm. Man machte einen Spaziergang in dem Garten, wobei Oskar der Braut seines Cousins den Arm bot. Heiter und muthwillig scherzte er, denn er vergaß über dem Reiz des Augenblicks in der Regel alles andere.

Sappho und Arthur gingen in einer kleinen Entfernung hinter dem ersten Paare her.

„Deine Braut hat unsern Cousin förmlich erobert“, sagte die Gräfin lächelnd. „Sieh nur, wie lebhaft und wie schön er ist!“

Ahnte Sappho, daß der Graf in seinem Charakter viele Elemente der Eifersucht barg, oder sagte sie dies ohne Absicht? Wir wissen es nicht; aber ein Schatten legte sich über Arthur's Stirn, und ward noch dunkler, als Sappho hinzusetzte:

„Deine Emy hat etwas wirklich Vornehmes in ihrem ganzen Aeußern. Wie schade, daß sie nicht von adelicher Geburt ist! Apropos, da wir einmal in einem vertraulichen Gespräch begriffen sind, so erlaube mir, eine einzige Bemerkung zu machen.“

Sappho sah, indem sie dies sagte, ihren Cousin mit sanftem Blick an.

„Wenn deine Bemerkung Emy betrifft, so —“

„So willst du sie nicht hören. — O, sei ohne Furcht, sie gilt deiner Inspectorsfrau.“

Sappho's Augen gewannen, indem sie dies sagte, einen finstern Ausdruck, ihre Lippen aber fuhren fort zu lächeln.

„Ich bin ganz Ohr.“

„Findest du nicht, daß es passender wäre, wenn du ihrem Manne die Verwaltung des Hüttenwerks von Arbo

überträgest, damit er und seine Frau von Holmvik entfernt würden?"

„Bist du für meine Ruhe so besorgt, daß du fürchtest, Frau Waldén werde eine gefährliche Nachbarschaft sein?" fragte der Graf lachend.

„Nein; diese Gefahr hast du ja schon durchlebt. Aber ist es wol passend, daß die Gräfin Ruben auf Holmvik noch ferner mit der Frau des Inspectors ihres Gemahls auf du und du, und ihre vertrauliche Freundin bleibt? Ueberleg' dir dies."

Sappho beeilte sich, nachdem sie dies gesagt, Emy und Oskar einzuholen.

Arthur kam mit zögernden Schritten nach. Seine Schwägerin hatte sehr richtig den in ihm schlummernden Stolz erweckt, und dieser empörte sich mit voller Stärke bei dem Gedanken, daß seine Gemahlin die Frau des ersten Dieners seines Hauses zum Umgange haben sollte. Zugleich mit diesem Gedanken erwachten noch viele andere, die sich gleichwol nur um Emy's Pflegeältern drehten.

„Sappho hat recht, Waldén soll und muß fort, und zwar sobald als möglich. Er soll die Inspection in Arbo übernehmen, wo ich selbst niemals wohne, und er soll noch einmal so viel Besoldung erhalten, als er jetzt hat, damit ich nur recht bald dieser Bekanntschaft für Emy überhoben werde. Auf Holmvik wohnen zu bleiben, nachdem wir vermählt sind, ist mir überdies aus dem Grunde unmöglich, weil ich dann dem Umgange mit Beckers nicht ausweichen könnte."

So dachte der Graf und noch viel mehr, was Wolken an dem Himmel seines Glückes zur Folge hatte. Zu all diesem kam noch ein eigenthümlich peinliches Gefühl, wenn seine Augen auf den schönen Oskar fielen, der seine Aufmerksamkeit gänzlich Emy widmete.

Endlich wollte man wieder aufbrechen und Oskar sagte:

„Ich habe mir schon seit mehreren Tagen vorgenommen, einen Besuch auf Holmvik zu machen, und hoffe, man

wird mir erlauben, zu Pferde dahin Gesellschaft zu leisten. Bist du damit einverstanden, Arthur?"

Hätte Arthur jetzt seiner Neigung folgen dürfen, so wäre die Antwort ein entschiedenes Nein gewesen. Wir leben aber einmal in einer Zeit, wo der Mensch unter dem Mantel der Höflichkeit seine Gedanken und Gefühle verbergen gelernt hat. Deshalb mußte Arthur seinem jungen Verwandten mit einigen artigen Worten sagen, daß er ihm sehr willkommen sein würde.

Der Wagen rollte fort, und Oskar galopirte nebenher. Sappho sah ihnen von ihrem Fenster aus nach. Sie packte mit ihrer kleinen Hand krampfhaft die Lehne eines Stuhls und dachte mit innerer Wuth:

„Es wird mir niemals gelingen, dieses stolze Mädchen aus seinem Herzen zu verdrängen, denn sie übt einen magischen Einfluß auf alle. Man sehe nur diesen Schmetterling Oskar, der noch vor einigen Stunden mich um einen Schatten von Hoffnung bettelte. Jetzt folgt er ihr und beugt vor dem unechten Diamanten mit derselben Begeisterung das Knie, wie vor dem echten. Kann ich aber nicht siegen, so kann ich doch schaden und verwunden, und das werde ich thun. Ja, ich will sehen, ob nicht auch ihr Herz vor Schmerz erbeben kann!"

Elftes Kapitel.

Lange hatte Sappho nachgedacht, wie sie, ohne ihren aristokratischen Ideen zu nahe zu treten, mit Emy auf einen vertraulichern Fuß kommen könnte. Sie nach Löda einzuladen, hätte offen ihre Zustimmung zu Arthur's Vermählung zu erkennen geben geheißen, und dies wollte sie nicht. Sie hatte schon alles gethan, was sie sich erlauben konnte, als sie Emy's Besuch empfing.

Während die Gräfin noch so nachdachte, fiel ihr plötzlich ein, daß es bei Lundagard eine Heilquelle gab, und daß sie, wenn sie dort den Brunnen tränke, und ihre Wohnung in Holmvik nähme, auf bequeme Weise Gelegenheit bekäme, zu erforschen, auf welche Weise sie Emy schaden könne. Der Zufall war ihren Wünschen und Absichten günstig.

Nach einwöchentlicher Abwesenheit, während welcher Zeit Sappho sich nicht wenig gelangweilt, kam Oskar zurück. Er hatte recht wohl berechnet, daß Abwesenheit seine Actien zum Steigen bringen würde. Die weibliche Eitelkeit, welche sich durch sein langes Außenbleiben verletzt fühlte, machte, daß die Gräfin sich vornahm, recht liebenswürdig zu sein, um ihren jungen Cousin zu

zwingen, die Eindrücke zu vergessen, welche, wie sie glaubte, Emy auf sein leichtgerührtes Herz gemacht hatte. Genug, unsere bezaubernde kleine Gräfin empfing den treulosen Cousin auf so einnehmende Weise, daß er vor Entzücken fast den Verstand verloren hätte.

Es war an einem der letzten Tage des Mai, als er zurückkam, und er ging nun freudetrunken an der Seite der Herrscherin im Parke spazieren.

„Weißt du, Oskar", sagte Sappho lächelnd, „ich gedenke diesen Sommer den Brunnen zu trinken."

„Ah, das ist eine charmante Idee. Dann reisen wir wol nach Pisa oder Nizza, oder nach einem andern berühmten Ort, wo man sich unter einem glühenden Himmel und mit glühendem Herzen göttlich amusiren kann?" scherzte Graf Oskar.

„Wir, mon cher?" entgegnete die Gräfin, indem sie Oskar mit unwiderstehlich schalkhaftem Blick ansah.

„Ja, wir, schöne Cousine, denn wo sollte ich sein, wenn nicht an deiner Seite?"

„Also bist du mein Begleiter, wohin ich auch reisen möge?" fragte die Gräfin und heftete ihre magischen Augen auf den Grafen.

„Ja, ich folge und wenn es nach Sibirien wäre, obschon ich hoffe, daß du dein Augenmerk auf einen wärmern Ort gerichtet hast", setzte er lachend hinzu. „Die Flammen deiner göttlichen Augen könnten in einer so kalten Temperatur erlöschen. Welche Sterne würden dann mir leuchten?"

„Sei unbesorgt; es ist nicht meine Absicht, deine Standhaftigkeit auf eine so harte Probe zu stellen. Du sollst nicht frieren, und auch deine Sterne behalten."

„Meine Sterne?" wiederholte Oskar, indem er stehen blieb und heftig Sappho's Hand faßte. Augenblicklich verschwand der leichtsinnige Ausdruck, und es lag in seinem Blick ein ernstes, tiefes Gefühl.

Sappho's Lippe kräuselte sich zu einem verächtlichen

Lächeln und, indem sie ihrem Cousin mit stolzer Geberde die Hand entzog, sagte sie in kaltem Ton:

„Ich verabscheue die Verwandlung des Scherzes in Ernst, das vergiß nicht.“

„Ha, du hast recht, anbetungswürdige Königin im Reiche der Launen. Das Leben ist ja nur ein ununterbrochener Scherz mit —“

Es lag in dem heitern Ton des jungen Grafen zugleich etwas Bitteres, seine Züge aber nahmen wieder ihren gewohnten leichtsinnigen Ausdruck an.

„Womit?“ fragte Sappho und sah ihn an.

„Das hab' ich vergessen“, antwortete Oskar lachend. „Also, wo trinken wir Brunnen?“

„In Lundagard.“

„Vortrefflich. Dann spielen wir Republik, die Gesellschaft ist dort gemischt —

„An unsrer schönen Gräfin Seite,
Seh'n Schmiede wir und Bauersleute“

improvisirte der Graf. „Es wäre dies übrigens gar nicht so übel, denn Arthur's stolze Braut wird aus dieser Quelle ebenfalls Gesundheit trinken.“

„Was sagst du, auch sie wird den Brunnen trinken?“ fragte die Gräfin, während ihre Augen vor Freude und Haß blitzten.

„Mein Gott, ma belle, wußtest du das nicht schon, da du dieses gesundheitspendende Institut durch deine hohe Gegenwart zu beehren gedenkst?“

Der Graf warf, indem er dies sagte, einen raschen forschenden Blick auf Sappho.

„Nein, aber ich wünschte es von ganzer Seele.“

„Und warum? Ist die Gesellschaft dieser jungen Dame dir so lieb?“ sagte Oskar mit einem Anfluge von Ironie.

„Oskar!“ rief Sappho mit flammenden Wangen, „was soll dieser Spott bedeuten?“

„Ich scherze, mon Dieu! Der Ernst ist ja zwischen uns verbannt, das hast du selbst befohlen. Aber der Himmel steh' uns bei, da haben wir alle Ahnen von Löda in Gestalt eines einzigen Weibes!“ setzte Oskar hinzu, als die Freiherrin von Melusinen begleitet auf sie zukam; „und ich fliehe“, fuhr er fort, indem er sich anschickte, Sappho zu verlassen.

„Nein, das werden Sie nicht thun. Reichen Sie mir Ihren Arm, Cousin Kerner!“ sagte Sappho, indem sie die Freiherrin so täuschend und doch auch zugleich auf so komische Weise nachahmte, daß Oskar in ein herzliches Gelächter ausbrach.

„Meine gnädige Tante, ich stehe zu Diensten!“

Zwölftes Kapitel.

Einige Stunden später ließ Sappho ihren Hausarzt rufen und, nachdem sie ihm mit großer Genauigkeit ein beschwerliches Kopfweh beschrieben, fragte sie, ob es nicht heilsam für sie sein würde, wenn sie den Brunnen von Lundagard tränke. Der Arzt, welcher an das Vorhandensein der geschilderten Krankheit glaubte, fand das Wasser dieser Quelle gerade gegen ein solches Uebel sehr zuträglich, und als die Freiherrin erfuhr, daß es auch ein unfehlbares Heilmittel gegen die Gicht sei, machte sie dem Arzt eine weitläufige Beschreibung aller der Leiden, mit welchen ihr gnädiges Ich, infolge des Grassirens der Gicht, in ihrem hochwohlgeborenen Leichname behaftet war.

Der Arzt, der durch diese Mittheilung nicht wenig gelangweilt ward, beeilte sich, eine Brunnencur in Lundagard zu empfehlen.

Allerdings war die Freiherrin der Meinung, es sei ungeheuer einfach, aus einer so anspruchslosen Quelle Gesundheit zu holen; wenn man aber Schmerzen hat, so thut die Hoffnung, dieselben loszuwerden, sehr viel. Sappho hatte sich einmal vorgenommen, diesen Brunnen zu trinken, die Freiherrin konnte es sich an den fünf

Fingern abzählen, daß sie in diesem Falle die Gräfin begleiten müsse, und es ist allemal ein Trost für den Stolz, wenn man selbst etwas wünscht, was man auf alle Fälle gezwungen ist zu thun. Uebrigens hatte die Freiherrin beschlossen, die Inspectoren und Pachter zu unterrichten, daß ihre hohe Patronin selbst den Brunnen zu trinken beabsichtige, weshalb die Herren darauf sehen möchten, daß keiner ihrer Untergebenen durch seine Anwesenheit dort der Gräfin beschwerlich falle. Das gemeine Volk, welches dergleichen Orte niemals besucht, ohne wirklich krank zu sein, konnte nach den Ansichten der vornehmen Dame seine Körperleiden ja recht gut noch eine Weile tragen, bis die Müßigen, Reichen und Ahnenstolzen mit ihrem Zeitvertreib daselbst fertig waren.

Zu Sappho's Ehre müssen wir gleichwol gestehen, daß sie auch nicht einen Augenblick an dergleichen Spitzfindigkeiten dachte. Nein, sie war einzig und allein von der Begier in Anspruch genommen, eine passende Gelegenheit zu ihrer Rache zu erhalten.

Sie war am nächstfolgenden Tage eben beschäftigt, einige Worte an Arthur zu schreiben, als dieser angemeldet ward.

„Niemals bist du inniger herbeigewünscht worden!“ rief Sappho ihm entgegen. „Soeben beabsichtigte ich einen Kurier mit einem Briefe an dich abzufertigen, in welchem ich dich um deinen Besuch bitte.“

„Dann bin ich sehr glücklich, daß ich deinen Wunsch habe erfüllen können, ehe derselbe ausgesprochen worden ist“, antwortete Graf Arthur mit verbindlichem Lächeln.

„Ein Glück, wofür du dich bei Fortuna ganz besonders zu bedanken hast, denn ich bin in der Regel so unglücklich, nicht einmal Sappho's ausgesprochene Wünsche erfüllen zu können“, bemerkte Oskar und warf die Zeitung, die er eben zu lesen im Begriff stand, von sich.

„Das hat seinen Grund in Mangel an gutem Willen“, meinte die Gräfin lächelnd.

„Und Wollen heißt Können“, setzte Arthur hinzu.

„Na, du wirst auch an die Reihe kommen, lieber Arthur. Du wirst sehen, ob Wollen und Können Hand in Hand gehen“, sagte Oskar und nahm die Zeitung wieder zur Hand, während er lächelnd hinzusetzte: „Während ihr beide euer Wollen und Können auf die Probe stellt, werde ich wie ein zweiter Adam von der verbotenen Frucht genießen, denn Sappho hat mir bei Strafe ihrer Ungnade das Lesen dieses Blattes verboten.“

„Und du liest es dennoch?“ fragte Arthur, indem er den jungen Dragonerlieutenant lächelnd ansah.

„Es ist bei meiner Ehre das Klügste, was ich vornehmen kann. Das Verbotene hat stets einen Reiz, welcher den Genuß erhöht, während dagegen das Erlaubte trivial und einförmig wird.“

„Eine gefährliche Lehre“, sagte Arthur ernst, „die uns sehr leicht zu unehrenhaften, verbrecherischen Handlungen verleitet!“

„Still! Ich habe keine Zeit, dergleichen Moralpredigten anzuhören“, entgegnete Oskar, indem er seine Zeitung ergriff und den Salon verließ.

Mit einem Blick, so hold und schmeichelnd, daß er das Herz erwärmte, mit einem so verführerischen Lächeln, daß es Engel hätte in Versuchung zur Sünde bringen können, legte Sappho ihre Hand auf Arthur's Arm, und sagte in ihrem sanftesten, melodiösesten Tone:

„Der Arzt hat mir den Brunnen von Lundagard verordnet, und ich habe nun eine Bitte an dich. Wirst du mir sie abschlagen?“

„Das kann mit einer von so schönen Lippen ausgesprochenen wol nicht geschehen“, antwortete der Graf, der diese aus Schönheit und Anmuth zusammengesetzte Sylphide mit Bewunderung betrachtete. Wie hoch über ihr aber stand in seiner Seele das Bild Emy's, mit ihren reinen Zügen, mit ihrem einfachen und würdigen Wesen, so frei von allem, was man gefallsüchtig nennen konnte.

„Ich wünschte nämlich, mich, die Tante und Melusinen auf die Dauer der Badesaison bei dir in Holmvik einzuquartieren, dafern es dir nicht allzu sehr widerstrebt, Gastfreundschaft an einer Person zu üben, die du im Grunde genommen nicht gut leiden kannst."

Daß jetzt in Sappho's Innern ein wilder Kampf stattfand, sah man an der Schnelligkeit, womit das Blut in ihren Wangen bald stieg, bald fiel.

„Meine Gastfreundschaft, Sappho, gehört dem Freund ebenso wie dem Feind, noch weit mehr aber meinen Verwandten", antwortete der Graf ernst, während eine Wolke über seine Stirn glitt. „Auch weiß ich nicht recht, welche Person du meinst, wenn du sagst, ich könnte sie nicht leiden."

Arthur sah seiner Cousine scharf ins Gesicht.

„Mich!" entgegnete die Gräfin hastig, während ihre Brust sich unruhig hob.

„Dich! du sprichst in Räthseln", entgegnete der Graf in kaltem Ton.

Nun war es mit Sappho's Selbstbeherrschung zu Ende, und der gewaltsame Strom ihrer Gefühle drohte alle Dämme zu durchbrechen. Mit beinahe keuchender Stimme hob sie wieder an:

„Ha, glaubst du, ich hätte vergessen, auf welche Weise wir uns trennten, als du einmal hier mein Gast gewesen? Glaubst du, ich hätte nicht den Haß verstanden, welcher deinem Benehmen zu Grunde lag, ebenso wie die Sorgfalt, womit du mir in den letzten Jahren immer ausgewichen bist. Ja, selbst deine Verlobung, alles, alles athmet Haß gegen mich, — gegen mich —"

Die Gräfin drückte die Hände aufs Herz, ihre Wangen glühten, ihre Augen flammten, und jede Faser ihres Körpers erbebte.

Kalt und stolz stand Arthur da. Jetzt erkannte er Sappho wieder, nun wußte er, wie er mit ihr stand.

Er fürchtete nicht mehr einen verdeckten Angriff, sondern fühlte, daß er einen offenen Kampf zu bestehen haben würde.

„Man haßt“, antwortete er, „nur das Weib, welches man einmal geliebt, und von welchem man betrogen worden; aber niemals haßt man eine Person, welche zu verwunden gesucht hat, ohne es in ihrer Ohnmacht zu können. Merke wohl, Sappho, wie ein Bruder wollte ich dich lieben, wie ein Bruder stehe ich in diesem Augenblick vor dir und frage dich: Willst du meine Schwester sein? Willst du mir aufrichtig die Hand reichen und Freundschaft geloben?“

„Ich, deine Schwester? Ha, bist du blind, oder willst du es sein? Ich soll dir meine Freundschaft geben, da ich dir gern mein Leben, meinen Reichthum, alles, alles geben möchte!“ rief Sappho, alle Selbstbeherrschung verlierend. — Unmittelbar darauf aber erwachte sie gleichsam aus einem Taumel wieder zum Bewußtsein, und setzte beinahe bekümmert hinzu: „Was habe ich gesagt?“

„Nichts!“ antwortete Arthur in sanftem, beinahe zärtlichem Ton. Er fühlte Mitleid mit diesem Weib, welches ihn liebte. Er ahnte ihre Qualen.

Es trat ein Schweigen ein, welches mehrere Augenblicke dauerte; dann sagte Sappho in einem Tone, so ruhig, so kalt, daß er von einer ganz andern Person zu kommen schien:

„Es sind mir einige übereilte Worte entfallen. Zurückgenommen können sie nicht werden, wohl aber vergessen.“

„Sie sind schon vergessen, liebe Sappho“, fiel der Graf ein, und führte ihre Hand an seine Lippen. Sie zitterte in der seinen.

„Warte einen Augenblick, bevor du sie begräbst“, sagte Sappho mit wehmüthigem Lächeln, und ein strahlender Blick leuchtete aus ihrem Auge.

Der Graf nickte blos.

Sappho lehnte sich in dem Sofa zurück. Ihre

prachtvollen Locken fielen durch diese Bewegung wie ein Goldregen über die alabasterweißen Schultern, die nur von einem durchsichtigen Tüllkragen bedeckt wurden. Sie heftete mit einem Ausdruck, für welchen es keine Worte gibt, die Augen auf den vor ihr stehenden Grafen. Es glühte in der Tiefe dieser unerklärlichen Augen ein Feuer, welches durch seine dunkeln Flammen alles entzünden und verzehren zu wollen schien. Es lag in den Strahlen dieser Augen etwas Fesselndes, was bezauberte und bethörte.

Fühlte der Graf die Gefahr und den Einfluß derselben? Wir glauben es nicht, denn ruhig und ernst war der Blick, den er auf Sappho heftete. Dieser aus lauter Uebertreibungen und excentrischen Gefühlen zusammengesetzte Mann stand vor diesem schönen, und unwiderstehlichen Weibe so kalt, so unzugänglich da. Er, der für ein Lächeln von Emy sein Leben gewagt haben würde, konnte auch nicht eine Secunde lang durch Sappho hingerissen werden, obschon diese an körperlicher Schönheit und allem, was sonst den Mann verlockt und versucht, weit über der erstern stand. Aber ach, es fehlte ihr das, wodurch das Weib der gute Engel des Mannes wird — innere Reinheit und innerer moralischer Werth.

Wir kommen jedoch jetzt wieder auf das Gespräch zurück.

„Wenn es“, hob die Gräfin wieder an, „ein Weib gäbe, jung, reich und schön, mit unbegrenzter Freiheit und reinem adelichen Blut, das von ihrer frühesten Jugend dich geliebt und sich seit einer Reihe von Jahren das Glück des Lebens nur in einer Gestalt geträumt, nämlich als deine Gattin; wenn dieses Weib sich gern ihres ganzen Reichthums und aller ihrer Vorzüge entäußern würde, dafern sie dadurch deine Liebe erkaufen könnte; wenn sie zu jedem Opfer, zu jeder Entbehrung fähig wäre, dafern sie hoffen könnte, dereinst dir all jenen Ueberfluß überlassen zu können, welcher ohne

dich keinen Werth hat; wenn dieses Weib, von ihren warmen starken Gefühlen getrieben, den Stolz und alle Vorurtheile, welche ihrem Geschlechte gebieten, alle Eindrücke in der Tiefe des Herzens zu bergen, weit von sich würfe, und dir diese Millionen, welche sie verachtet, die Freiheit, welche sie verabscheut; dieses Herz, welches mit allen seinen Schlägen und Wünschen dir gehört, böte, — sag', würdest du ihre Liebe von dir stoßen, ihr Herz mit Füßen treten, und dich weigern, ihr Gatte zu werden, um dein Leben an eine lebende Marmorstatue, ohne Feuer und Leidenschaft, ohne Rang und Namen, zu fesseln?"

Sappho erhob sich langsam, und setzte sanft und beinahe demüthig hinzu:

„Dieses Weib, welches um deinetwillen alles vergißt, was die Welt von ihr fordert, die mit jedem Blutstropfen dir angehört, fragt jetzt: Willst du ihr Gatte werden?"

Keine Muskel zuckte in Arthur's Gesicht. Seine Stirn ward blos bleicher und seine Züge ernster. In klarem, wohlklingendem, gefühlvollem Ton sagte er langsam:

„O, Sappho, warum zwingst du mich, dich zu verwunden? Hast du einen einzigen Augenblick glauben können, daß ich sie, die ich liebe, der ich meine Treue und Liebe geschenkt, betrügen könnte? Kennst du mein Herz und meinen Charakter so wenig? Warum hast du diesen für uns beide so schmerzlichen Auftritt hervorgerufen!"

„Dann verstößest du mich also!" rief Sappho. Ihre Augen wurden größer und nahmen einen Ausdruck an, der einer drohenden Wolke glich.

„Sappho, du, die du selbst so liebst, daß du deinen Stolz, deine weibliche Schüchternheit vergißt, du mußt besser als irgendjemand verstehen, daß man die Person, der man sein ganzes Herz geschenkt, nicht aufgibt. Ich liebe Emy; ohne sie zu leben, hieße gar nicht leben."

Der Graf that einen Schritt, näherte sich Sappho, ergriff ihre Hand und fuhr in freundlichem, gütigem Tone fort:

„Laß mich dein erster Freund sein, der, auf dessen Anhänglichkeit du unter allen Verhältnissen rechnen kannst, und suche einen deiner würdigern Gegenstand deiner Liebe, an welcher du jetzt durch die Schwierigkeiten angestachelt, so hartnäckig festhältst. Sieh in mir einen Bruder, und vergiß, daß du mich als etwas anderes betrachtest hast."

Sappho legte ihre zitternde Hand in die seine, ihre Augen füllten sich mit Thränen, obschon dieselben nicht weiter kamen, denn hinter dem Thränenschleier blitzten Schmerz, Verzweiflung und Haß.

„Nur ein Wort, und dann mag das, was jetzt vorgegangen ist, in ewiger Vergessenheit ruhen!" sagte Sappho, indem sie sich bemühte, ihre scheinbare Ruhe beizubehalten, und indem sie ihre Hand in der seinen ließ. „Sage mir, was ist es für eine unsichtbare Macht, welche stets dein Herz von mir abgewendet hat? Ich bin jung; man sagt, ich sei schön und geistreich; ich bin mit Gefühlen begabt, die so heiß sind wie die Sonne des Südens, und dennoch bist du stets kalt und gleichgültig geblieben. Sage mir, worin dieser heimliche Widerwillen seinen Grund hat, dieser Widerwillen, welcher die Ursache ist, daß du mich nicht liebst?"

Alles Blut war aus Sappho's Gesicht gewichen, als sie mit farblosen Lippen die letzten Worte sprach.

„Die verborgene Macht, welche mein Herz von dir entfernt hat, bist du selbst gewesen", antwortete der Graf langsam, indem er Sappho's Hand losließ und neben ihr auf dem Sofa Platz nahm. „Ein edler Mann", fuhr er fort, „kann von Schönheit, Jugend und Geist bezaubert und hingerissen werden; aber er liebt nur das Weib, vor dessen Tugenden er das Knie beugen muß. Er kann von Leidenschaften bethört werden und

im Rausche des Augenblicks die edlern Forderungen des Herzens vergessen; aber er kann seine Liebe niemals einer andern schenken als ihr, deren Milde und Reinheit des Denkens und Fühlens seinen bessern Menschen erwecken, und zu diesem sprechen. In intellectueller Beziehung mag der Mann dem Weibe überlegen sein; in moralischer dagegen ist sie es, welche über ihm stehen soll. Du, Sappho — verzeihe, daß ich dich verwunde, aber du hast es selbst so gewollt —, du warst infolge deiner Natur und Erziehung eine willige Sklavin deiner ungezügelten Begierden, ohne in deinen sittlichen Gewohnheiten ein Gegengewicht zu haben. Du hast leider allzu frühzeitig gelernt, daß der reichen Gräfin vieles erlaubt ist, was kein anderes Weib wagen dürfte. Ach, Sappho, ich bin ein Schwärmer, und selbst ein Sklave meiner Eindrücke; aber vielleicht ebendeshalb habe ich mir das Weib stets als die geträumt, welche durch ihre moralische Ueberlegenheit an Herzensgüte und Tugend den gewaltsamen Leidenschaften des Herzens, eine edle und würdige Richtung geben soll. Ein Weib, welches nur stürmische Begierden erweckt, ist nicht das keusche, schüchterne Wesen, welchem ich die heiligsten Gefühle meines Herzens, meine Zukunft und mein ganzes Leben anvertrauen möchte. Sie könnte wol meine Buhlerin werden, aber niemals meine Gattin."

Der Graf schwieg.

„Ich danke. Nun weiß ich alles, was ich zu wissen wünsche", antwortete Sappho und erhob sich. Ihr Blick war kalt, kalt wie Eis; aber mit einem gewaltsamen Versuch zu lächeln, setzte sie die Worte hinzu: „Nicht wahr, du wirst alles, was jetzt zwischen uns gesprochen worden, vergessen, vollkommen vergessen?"

„Vollkommen! Es ist so gut wie nicht gesprochen, ich schwöre es bei meiner Ehre!" versicherte Arthur ernst.

„Deinen Schwur brauche ich nicht; ich weiß, daß du dein Wort niemals brichst", entgegnete Sappho, indem

sie tief Athem schöpfte und dann hinzusetzte: „Und wir bleiben Freunde, nicht wahr?“

„Ja, wie du auch handeln mögest, so kannst du stets darauf rechnen, daß in Arthur Ruben's Brust ein dir ergebenes Herz schlägt“, antwortete der Graf, indem er Sappho's Hand an seine Lippen führte.

„Ich danke“, stammelte Sappho, und ihr Auge ward feucht, obschon unmittelbar darauf ein leuchtender Blitz daraus hervorzuckte.

„Und während meiner Brunnencur erlaubst du uns, unsere Wohnung in Holmvik zu nehmen, nicht wahr?“ fragte Sappho mit ihrem holden Lächeln.

Ein dunkler Schatten fiel auf Arthur's Antlitz, seine Lippen aber sprachen ein verbindliches „Willkommen“.

Einige Augenblicke später rollte der Wagen des Grafen fort von Lödd, und der Hausarzt ward von der Zofe der Gräfin in aller Stille aufgefordert, sich bei der erstern einzufinden, aber zu der Hintertreppe herauf und durch das Zimmer der letztern zu kommen.

Als der Arzt in das Schlafzimmer der Gräfin trat, traf er sie auf einem kleinen Sofa liegend, und an einem so starken Andrange des Blutes nach dem Kopfe leidend, daß die Adern geschwollen waren. Mit Mühe stammelte sie:

„Mein Kopf brennt; ich ersticke —“

Sie entblößte den Arm und zeigte auf die Ader. Der Arzt zog schweigend seine Lanzette heraus, und nachdem das Blut eine Weile geronnen war, athmete die Gräfin leichter und konnte ungehindert sprechen.

„Ich wünsche, daß niemand etwas von meinem Unwohlsein erfahre, Herr Doctor“, sagte Sappho.

„Durch mich soll niemand Kenntniß davon erhalten“, antwortete der Arzt. „Ich werde sagen, Ihre Zofe habe meines Beistandes bedurft.“

Und damit verschrieb er ein beruhigendes Mittel, worauf er sich entfernte.

Eine Stunde später saß Sappho wieder lächelnd und verführerisch, obschon etwas bleich, in einem Pompadour auf dem Balcon. Der Abend war sehr warm und schön. In den hohen Bäumen sangen Hunderte von Stimmen das Lob des Schöpfers, und der Frühling lächelte in dem knospenden Laub.

Oskar stand an das Geländer des Balcons gelehnt und plauderte mit Sappho.

„Sage mir, was ist das für ein göttlicher Einfall, unsere gnädige Tante in Gesellschaft mit Melusinen auf Besuch zu dem Baron G. zu schicken?“ sagte Oskar und spielte mit einer Cigarre, die er nicht anzuzünden wagte.

„Warum zündest du deine Cigarre nicht an?“ fragte Sappho, ohne zu antworten.

„Weil du mir ausdrücklich verboten hast, in deiner Gegenwart zu rauchen“, entgegnete Oskar, der kein Auge von seiner schönen Cousine verwenden konnte.

„Wirklich? Das habe ich vergessen. Vergiß auch du ein von der Laune des Augenblicks dictirtes Verbot. Ich will dir keine Entbehrung auferlegen.“

„Nimm dich in Acht, Sappho. Ich könnte mich leicht versucht fühlen, dich in Bezug auf Entbehrungen beim Wort zu halten“, rief Oskar lachend, indem er seine Cigarre anzündete.

„Gibt es denn noch sonst etwas, was ich dir verboten hätte?“ sagte Sappho mit einem so unwiderstehlichen Ausdruck in ihrem Blick, daß Graf Oskar sicherlich dachte:

„Schau nicht der Augen Himmel,
Schau nicht der Locken Gold!“

denn er wendete mit einem leichten Schauder die Augen ab.

„Schöne Cousine“, sagte er, „du hast meine erste Frage noch nicht beantwortet.“

„Wegen unserer gnädigen Tante?“

„Allerdings.“

„Ich wünschte ihrer Gegenwart überhoben zu sein, Oskar.“

Ihre Stimme hatte einen so eigenthümlichen Tonfall, daß Oskar seine Cousine unwillkürlich ansah. Ihre Augen begegneten sich. Oskar's Stirn ward von einer dunkeln, flammenden Röthe übergossen, und seine Brust hob sich unruhig. Er fuhr sich wie geblendet mit der Hand über die Augen.

„Und warum wolltest du heute mehr als andere Tage von ihrer Nähe befreit sein?“ fragte er, während er sein Gesicht in eine Rauchwolke hüllte.

„Weil ich ungestört sein wollte“, antwortete Sappho, und ihre Stimme hatte wieder denselben verführerischen Ausdruck.

„Ah, das heißt, ich soll mich auch entfernen?“ stammelte Oskar, nahe daran, den richtigen Gebrauch seiner Sinne zu verlieren.

„Welch eine Frage! Ich habe ja deine Gesellschaft gewünscht, und dies beweist, daß —“

Sappho stockte.

Alle guten Vorsätze Oskar's sahen sich auf einmal in die Flucht geschlagen, alles, wovor sein Verstand ihn gewarnt, verschwand, und er stürzte vor ihr auf die Knie nieder.

„Sappho, Sappho, spielst du mit mir!“ rief er.

„Und dies beweist“, hob Sappho wieder an, indem sie ihn ihre Hand ergreifen ließ, „daß ich mit dir ungestört zu sein wünschte.“

Dreizehntes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage, beim Frühstück, unterrichtete Sappho die Freiherrin von ihrer bevorstehenden Verlobung mit dem Grafen Oskar Kerner.

Sappho hatte sich vorgenommen, Arthur nicht eher wiederzusehen, als bis sie eines andern Braut wäre.

„Ja, ich werde mich vermählen, um ihm zu zeigen, daß meine Liebe mit unserer letzten Unterredung erloschen ist", sagte sie bei sich selbst. „Ich will mich vermählen, damit das Fideicommiß nicht in seine Hände, oder in die der Kinder dieser verhaßten Emy komme. Ich will mich mit einem Manne vermählen, der durch seinen offenen, kindlichen Charakter und durch seine Stellung im Leben geschützt ist gegen jeden Verdacht von Berechnung, und der, wie alle Welt weiß, mich liebt, — mich, welche Arthur verstoßen! Wo könnte ich wol einen Mann finden, der vollkommener mein Sklave würde als dieser leichtsinnige Oskar, der niemals einen eigenen Willen hat, sondern in meiner Hand stets ist wie weiches Wachs? Er liebt mich. Möge er denn das Werkzeug werden, wodurch ich meinen gekränkten Stolz räche und mein fürstliches Vermögen jenen Menschen entreiße."

Sappho führte ihren Vorsatz auch wirklich aus. Hatte aber Oskar in der That den schwachen Charakter, auf welchen Sappho gerechnet? Stand zu erwarten, daß er sich wirklich damit begnügen würde, die Rolle zu spielen, die sie ihm zugedacht, nämlich ein Sklave zu sein, den sie vollständig beherrschte, ein Werkzeug für ihren verwundeten Stolz und ihre zügellosen Launen? Wir wissen es nicht, die Zukunft aber wird es lehren.

Die kleine Gesellschaft der anspruchslosen Brunnenanstalt zu Lundagard hatte schon seit drei Wochen Gesundheit aus dieser Quelle getrunken.

Arthur, der durch Sappho's Verlobung mit Oskar, deren Beweggrund er allerdings zum Theil durchschaute, auf ganz angenehme Weise berührt ward, ging nun mit ihr auf einem weit ungezwungenern Fuße um, als außerdem der Fall gewesen wäre.

Der glückliche Bräutigam blieb sich vollkommen gleich. Heiter und muthwillig wie ein Kind, leichtsinnig und unüberlegt wie ein Günstling des Glücks, wohnte er allerdings immer noch auf Löda, brachte aber ganze Tage auf Holmvik bei seiner Braut zu.

Und wie stand es mit Sappho? Sie war launenhaft wie der Wind, bezaubernd wie ein Frühlingsmorgen, übrigens aber Verstellung und nur Verstellung. Mit einer Güte und einem Wohlwollen, welches dee Wahrheit glich, hatte sie sich Emy genähert, und ließ sir fast gar nicht mehr aus den Augen. Sie studirte jede Miene, jedes Wort, jeden Gesichtszug dieser ihr so verhaßten Nebenbuhlerin.

Auch ward es ihrem Falkenauge durchaus nicht schwer, die Grundtöne in Emy's Seele und die schwärmerische Freundschaft, welche sie für Helenen hegte, vollkommen aufzufassen. Emy suchte, durch diese Freundschaft bewogen, alle Gedanken und Wünsche Helenens zu errathen, um dieselben zu erfüllen, und dadurch der von den Leiden

des Lebens so hart geprüften Freundin ihre frühern Kümmernisse vergessen zu machen.

Daß Emy den Grafen Arthur mit jenem starken, tiefen, reinen und erhabenen Gefühl liebte, welches fähig ist, alles, außer der Pflicht und dem Gewissensfrieden, zu opfern, auch dies sah Sappho ein, und ebenso war ihr klar, daß diese Liebe sich an dem Tage, wo eine so stolze und edle Seele sich genöthigt sehen würde, den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit zu verachten, in die größte aller irdischen Qualen verwandelt werden würde.

„Wenn das Ideal verschwände, und nur der Mensch in seiner vollen Schwäche vor ihr stünde, dann würden alle Furien der Verzweiflung ihre Seele packen", dachte Sappho eines Tags, während sie Emy's edle, ruhige Gesichtszüge betrachtete; „dann würde der Frieden entfliehen, um unendlichen Qualen Raum zu geben. Ha, du Stolze und Kalte, dann würde deine Ruhe schwinden und deine Stärke gebrochen werden! Wir wollen doch sehen, ob ich nicht im Stande bin, diese Hölle in deinem Marmorbusen zu erwecken?"

Und nun begann Sappho ihren Angriffsplan ins Werk zu setzen. Eines Tags, als sie am Lundagardsbrunnen unter dem Baume saß, und Arthur vor ihr stand, während Helene und Emy Arm in Arm in der neu angelegten Allee hin- und herwandelten, sagte sie:

„Es ist doch ein sonderbarer Zufall, welcher Emy und Helenen zusammengeführt und zu Freundinnen gemacht hat, — diese beiden, welchen du dein Herz gegeben, und welche beide dich lieben."

Die Muskeln in Arthur's Gesicht zuckten heftig und seine Augen schossen einen dunkeln Blitz auf die Sprechende.

„Helene riß meine Phantasie hin, beherrschte aber niemals mein Herz", antwortete der Graf. „Emy dagegen hat gänzlich mein Herz eingenommen, und wird ewig die erste und einzige bleiben, welche ich liebe."

„Wol möglich", hob Sappho beinahe gleichgültig

wieder an, und spielte mit ihrer Lorgnette. „Gewiß aber scheint zu sein, daß Helene ihre Gefühle nicht auf diese Weise zu classificiren gewußt hat, denn sie hängt auch jetzt noch mit Herz und Phantasie an dir.“

Sappho wand die Kette, an welcher ihre Lorgnette hing, um ihre Finger, ohne Arthur anzusehen.

Der Graf dagegen zuckte wie von einer Schlange gestochen zusammen, und ein Ausdruck von Bitterkeit ruhte auf seinen edeln Zügen, während er sagte:

„Sagst du das, um Galle in meinen Glücksbecher zu träufeln?“

„Nein, ich spreche blos eine Wahrheit aus. Davon kannst du dich selbst überzeugen.“

Helene und Emy waren umgekehrt und näherten sich den Sprechenden. Die Gräfin sagte mit ihrem bezaubernden Lächeln:

„Beste Frau Kahn! Kommen Sie und schlichten Sie einen Zwist zwischen Arthur und mir.“

„Sappho!“ rief der Graf fast todtenbleich.

Helene und Emy standen vor der Gräfin. Letztere sah mit Verwunderung Arthur's von Gemüthsbewegung aufgeregte Miene.

„Er will mir beweisen, daß ich unrecht habe, wenn ich behaupte —“

Sappho sprach langsam, beinahe zögernd, wie um sich an der Angst des Grafen und Helenens zu weiden. Emy ließ ihre Augen von dem einen zum andern schweifen, ohne sich erklären zu können, was die Verlegenheit beider bedeutete.

„Was behaupten Sie, Frau Gräfin?“ fragte Helene, als Sappho innehielt und einen fast drohenden Blick auf sie heftete. Ihre Augen begegneten sich.

Sappho wechselte die Farbe und antwortete lachend:

„Ich behaupte, daß diese Lorgnette Ihnen gehört und nicht mir.“

„Da haben Sie recht, Frau Gräfin, sie gehört mir“, antwortete Helene und streckte die Hand aus.

„Ich gebe sie Ihnen mit Vergnügen zurück und schätze mich glücklich, sie gefunden zu haben; möchte mir aber als Belohnung die Erlaubniß ausbitten, sie Arthur leihen zu dürfen. Vielleicht sieht er durch dieses Glas etwas, was er jetzt um des Friedens seines Gewissens willen nicht sehen will.“

Die Worte waren unschuldig; der Ton aber und der Blick, den Sappho auf Helenen heftete, sagte alles, was die Lippen nicht auszusprechen wagten.

Unwillkürlich hatte Arthur seine Augen auf Helenen geheftet, welche bei dieser Anspielung, die sie vollkommen verstand, purpurroth ward; ehe sie aber noch Zeit hatte, zu antworten, rief Sappho ihre Gesellschafterin und ging in den Cursaal

In Emy's Seele erwachte eine unbestimmte Ahnung von etwas Unangenehmem; aber sie verscheuchte dieselbe sofort wieder. Nein, ihr Arthur, der so edel und erhaben dachte, konnte nichts auf seinem Gewissen haben.

Dennoch traf alles so ein, wie Sappho es durch dieses Manöver herbeizuführen gewünscht hatte. Der einmal aus dem alles andere absorbirenden Traum seines Glücks erwachte Graf begann auf Helenen Acht zu geben, und glaubte zuweilen Bewegungen zu bemerken, welche andeuteten, daß Sappho recht gehabt. Dies beunruhigte ihn, und ein eigenthümliches nagendes Gefühl bemächtigte sich seiner, sobald Helene zugegen war. Sein Benehmen gegen Emy ward dann gezwungen, weil er fürchtete, durch seine Zärtlichkeit gegen die letztere der erstern allzu große Qual zu verursachen.

Emy wiederum fühlte, daß etwas Fremdes zwischen ihnen stand, ohne jedoch ergründen zu können, was es war. Wenn sie und Arthur allein waren, verschwendete er die glühendsten Liebesbetheuerungen, die wärmste und innigste Zärtlichkeit an sie; sobald aber Helene sich

einfand, veränderte sich sein Gesicht, und sein ganzes Wesen erhielt etwas Steifes und Erkünsteltes.

Helene bemerkte dies sehr bald und vermied sorgfältig, durch ihre Nähe das Glück der Freunde, welche sie von ganzer Seele liebte, zu verbittern.

Als Sappho die Spannung zwischen diesen dreien, welche sie dagegen von ganzer Seele haßte, und welche sich früher eins in des andern Nähe glücklich und zufrieden gefühlt, vollkommen gemacht hatte, beschloß sie, mit einem mal den Frieden in Emy's Seele zu stören und womöglich Verachtung gegen Arthur zu erwecken.

Es war eine Woche vor dem Schluß der Brunnensaison. Arthur hatte Oskar am Nachmittag nach Löda begleitet. Die Freiherrin war auf Besuch beim Baron A. und hatte Melusinen mitgenommen. Sappho war sonach allein auf Holmvik und ließ Emy holen, damit diese ihr Gesellschaft leiste.

Die Gräfin sprach mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit und Wärme lange über verschiedene literarische Werke, brachte dann das Gespräch auf die Charaktere der Menschen, und sagte endlich:

„Es ist sonderbar, daß wir gewissermaßen unfähig sind, solche Schwächen bei den Personen, die wir lieben, zu vergessen, während wir sie doch bei andern mit der größten Leichtigkeit übersehen. So zum Beispiel kann ich Arthur niemals sehen, ohne bei der Erinnerung an seine jugendlichen Thorheiten ein eigenthümliches unangenehmes Gefühl zu empfinden."

Emy wechselte die Farbe, und ein Purpurschimmer glitt über ihre Stirn. Sie nahm dieses Thema jedoch nicht auf, wie Sappho gehofft hatte, und diese sagte daher ohne Zusammenhang mit dem Vorhergegangenen:

„Frau Kahn besitzt wol einen hohen Grad von Selbstverleugnung?"

„Ganz gewiß“, antwortete Emy, und dachte mit Wehmuth und Anhänglichkeit an ihre Freundin.

„Sie hängen wol sehr an ihr, Emy?“ fragte Sappho. Ihre Augen erweiterten sich und gewannen einen eigenthümlichen, unheilverkündenden Ausdruck.

„Von meiner ganzen Seele.“

„Aber nicht von ihrem ganzen Herzen“, fiel die Gräfin beinahe spottend ein. „Dieses letztere gehört doch wol Arthur?“

„Ja, hier herrschte nur dieser“, antwortete Emy sanft lächelnd.

„Dann ist die Freundschaft, welche Frau Kahn erhält, nicht von großem Werth.“

„Sagen Sie das nicht. Ich glaube, ich könnte Helenen jedes Opfer bringen, welches sie von mir verlangte.“

„Eins ausgenommen.“

„Und dieses wäre?“ fragte Emy, indem sie aufstand und an das offene Fenster des Salons trat.

„Ihre Liebe zu Arthur!“ sagte Sappho in einem eigenthümlichen Tone, und trat ebenfalls an das Fenster.

„Das kommt auf die Umstände an“, sagte Emy und ihre Wangen nahmen die Farben der Lilie an.

„Dann lieben Sie Arthur nicht wie ich!“ rief Sappho mit funkelnden Augen und glühenden Wangen. „Dann haben Sie ihn um eine Liebe bestohlen, welche keine Grenze, kein Maß kennt, und ihm dagegen ein elendes Almosen gegeben, welches nicht einen Funken von dem werth ist, was mein Herz birgt. Finden Sie nicht, daß er an Ihrer marmorkalten Brust zu Tode erstarren wird?“

Emy, welche an das Fenster gelehnt stand, richtete sich mit ruhiger Würde empor.

„Gräfin, besinnen Sie sich“, sagte sie. „Die Worte, welche Sie jetzt ausgesprochen, offenbaren ein Geheimniß, welches Sie wol nicht die Absicht hatten, mir anzuvertrauen. Uebrigens kann ein Mensch niemals die Stärke der Gefühle des andern beurtheilen.“

„Da irren Sie sich!“ hob Sappho mit leidenschaftlichem Zorn wieder an und faßte Emy's Hand. „Ich habe die Ihrigen ganz richtig beurtheilt; ich kann binnen wenigen Augenblicken Ihren Himmel in eine Hölle verwandeln, Arthur von dem Standpunkt eines Ideals, welchen er jetzt in ihrer Phantasie behauptet, herabstürzen, und Ihre Gefühle in Verachtung verwandeln.“

„Frau Gräfin, diese Macht besitzen Sie nicht“, fiel Emy mit Wärme ein. „Alle Gefühle meines Herzens gehören ihm bis zum Tode, und ich leugne entschieden, daß es in Ihrer Macht stünde, sie zu vernichten.“

Sappho fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Sie war wieder zu sich selbst gekommen, und sah jetzt mit Muth und Entsetzen ein, daß sie in der Fieberhitze der Leidenschaft sich hatte verleiten lassen, Gefühle bloßzustellen, welche sie begraben zu können gewünscht hatte.

Ihre eigene Uebereilung steigerte nur ihren Abscheu vor Emy. Nachdem beide einige Augenblicke lang geschwiegen, hob Sappho mit beinahe kaltem Spotte wieder an:

„Sie kennen wol Helenens Vergangenheit? Wohlan, der Mann, den sie einmal liebte, und der in seinem kalten Egoismus, in seinem selbstsüchtigen Hochmuth, sie durch seine Liebe bethören und erniedrigen wollte, war — Arthur!“

„Gerechter Gott!“ rief Emy, welche bisjetzt aufrecht dagestanden, aber bei diesen Worten sich bebend an das Fenstergewand stützte, um nicht auf die Diele niederzusinken. Sie ward unnatürlich bleich und vermochte auch nicht ein einziges Wort hinzuzusetzen.

Die Gräfin fuhr fort:

„Aber nicht genug, daß er sie für ihr ganzes Leben unglücklich machte, er ist auch noch diesen Augenblick ihrem Herzen alles, was er demselben früher war. In dieser Stunde, wo Sie sich unbesorgt der Wonne hingeben, welche die Zukunft Ihnen verspricht, kämpft sie, an welche er früher seine Liebe verschwendet, die härtesten

Kämpfe, leidet die bittersten Qualen, wird von den furchtbarsten Schmerzen zerrissen, und er weiß das und läßt sie leiden. Wo ist nun Ihr Ideal?"

„Nein, nein, dem ist nicht so!" rief Emy schmerzlich, und warf den Kopf mit einer Bewegung erhabener Resignation zurück. „Sie wollen sich blos rächen, Sie wollen mir meinen Glauben an ihn rauben und es mir unmöglich machen, ein reines, ungetrübtes Glück zu genießen. Nein, nein, Arthur würde mir dies alles selbst gesagt haben.

„Sie zweifeln? Wohlan, dann fragen Sie ihn, und er wird, selbst wenn er es wollte, nicht wagen zu leugnen, daß er Helenen geliebt."

„O, es wäre furchtbar, wenn sie ihn noch liebte, und ich, — ich sie dann zu der langen Marter verurtheilt hätte, Zeugin meines Glücks zu sein, — sie, welche das Recht hat, vom Schicksal einen Ersatz für das zu fordern, was sie gelitten!" stammelte Emy.

Zwei Thränen rannen langsam ihre schneeweißen Wangen herab.

„Ja, diese Helene, deren Leben eine Kette der grausamsten Leiden gewesen, hat auch jetzt noch nicht den Kelch derselben geleert. Sie sollte auch noch den Mann, den sie geliebt, täglich seine Liebe an die einzige Freundin verschwenden sehen, welche sie gesucht."

„Aber Arthur, Arthur, sollte er sich noch von Helenen geliebt glauben, und mir dennoch seine Hand bieten? Unmöglich!"

„Er weiß es, und in diesem Augenblick sagt ihm sein Gewissen, daß Helene und nicht Sie Anspruch auf sein Herz und seinen Namen hat."

Emy machte eine schmerzliche Bewegung.

„Wer kann wol wagen, im voraus zu bestimmen, ob nicht diese Gewissensqual und dieses Mitleid dieselben Gefühle, welche ihn früher beherrschten, wieder zum Leben erwecken und Helenen noch einmal zum Gegenstand seiner —"

„Still!“ rief Emy. Ihre Lippen waren bleich geworden, aber sie trug ihr schönes Haupt wieder mit edlem Stolz aufrecht und setzte hinzu: „An allem in der Welt, Gräfin, können Sie mich bewegen zu zweifeln, nur nicht an seiner Liebe. Diese ist tief und ernst in einem so edelgesinnten Herzen, wie das seine ist.“

„Auch gegen Helenen war sie dies einmal“, antwortete Sappho höhnend, „und gleichwol trug dieser für Sie so edelgesinnte und treue Arthur keinen Augenblick Bedenken, sie seinem Egoismus zum Opfer zu bringen.“

Emy sank auf einen Stuhl nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Sappho betrachtete sie lange und schweigend; aber es lag in dem Blick der Gräfin nicht jene Genugthuung, welche, wie sie gehofft, der Anblick der Qualen ihres Opfers ihr schenken würde. Im Gegentheil empfand sie ein eigenthümliches, peinliches Gefühl, beinahe Scham vor sich selbst; aber sie stand jetzt noch zu sehr unter dem Einfluß ihrer Leidenschaft, als daß diese bessern Gefühle in ihrer Brust hätten Raum finden können.

Warum machte Emy's Kummer ihrer Nebenbuhlerin nicht die Freude, welche sie davon erwartet hatte? Diese Frage legte Sappho sich im stillen vor. Was lag wol in diesem stummen Schmerz, was mit allen jenen Martern, die sie gelitten, mit der Verzweiflung, die sie empfunden, hätte verglichen werden können? Sie drückte die Hand fest auf ihre keuchende Brust, und ein krampfhafter Seufzer entrang sich derselben.

Es war als ob dieser Seufzer Emy aus ihrer Betäubung erweckte. Sie richtete das gesenkte Haupt empor, heftete ihre in Thränen schwimmenden Augen auf die Gräfin, und sagte, indem sie aufstand, in sanftem weichem Tone:

„Verzeihen Sie mir, Gräfin, den Schmerz, den ich Ihnen durch mein Glück unfreiwillig zugefügt habe, und

glauben Sie mir, daß ich lieber selbst unglücklich sein, als jemand unglücklich machen will."

„Und gleichwol thun Sie dies mit Helenen."

Bei diesen Worten der Gräfin bewegte sich der eine Thürvorhang, welcher herabgelassen war und in einen äußern Salon führte.

„Ich habe es gethan, ohne es zu wissen, aber niemals werde ich es mit Vorsatz thun", antwortete Emy.

„Dann beabsichtigen Sie also —", rief Sappho und ihre Lippen bebten.

„Was ich zu thun beabsichtige, steht nicht klar vor mir; aber seien Sie überzeugt, daß die Freundschaft ebenso wie die Liebe großer Opfer fähig ist."

Es lag in dem Ausdruck der Stimme und in dem Blick Emy's eine so einfache und ernste Wahrheit, daß Sappho dachte:

„Ja, ich glaube ihr, und ebendeshalb verabscheue ich sie."

„Erlauben Sie, Gräfin, daß ich Sie verlasse", setzte Emy hinzu, machte eine Abschiedsverbeugung und näherte sich den herabgelassenen Gardinen, welche in den großen Salon führten.

Ehe noch Emy hinaustritt, wollen wir einen Blick hinter diese Gardinen werfen.

An die Wand gelehnt, stand Helene, bleich wie eine Marmorbildsäule. Sie war nach Holmvik gekommen, um verabredetermaßen Emy abzuholen; als sie aber an dem offenen Fenster vorbeiging, hörte sie von Sappho ihren Namen nennen, und einer argwöhnischen Ahnung Raum gebend ging sie durch die offenstehenden Glasthüren der Terrasse, um in dem anstoßenden Saale das Gespräch zu belauschen. Hier hatte sie alles gehört; als aber Emy sich der Thür näherte, schlich sie sich still und unbemerkt auf demselben Wege wieder fort, und richtete ihre Schritte nach einem Seitengang, sodaß sie Emy am Ende der Allee begegnete.

„Warum so träumerisch, so bekümmert, meine schöne Rose?“ fragte Helene.

Emy zuckte zusammen, und es war ihr als wenn man ihr einen scharfen Stahl im Herzen umdrehte. Sie blickte zu ihrer Freundin auf. Helene stand etwas bleich vor ihr; aber ein zärtliches Lächeln, ein sonnenwarmer Blick fiel auf Emy's Antlitz, wo eine Thräne nach der andern die lilienbleichen Wangen herabrannen.

„Du weinst?“ setzte Helene mit liebevoller Unruhe hinzu.

„Sprich heute Abend nicht mit mir“, bat Emy und nahm Helenens Arm. „Ich will dir alles sagen, aber nur nicht jetzt.“

Und immer reichlicher flossen ihre Thränen.

Wir verlassen die beiden Freundinnen, um nach Holmvik zurückzukehren.

Vierzehntes Kapitel.

Während Sappho für ihre Bosheit freien Spielraum bekommen und alles gethan hatte, um Emy's Glück zu verbittern, waren Arthur und Oskar von Löda zurückgekehrt und in das Zimmer des erstern getreten.

Nachdem die Herren ihre staubigen Reiseröcke gegen andere vertauscht, begaben sie sich in den kleinen Salon, wo Sappho war; gerade aber als sie in das Cabinet traten, welches diesen von den Privatzimmern des Grafen trennte, hörten sie Sappho die Worte sagen:

„Dann lieben Sie Arthur nicht wie ich."

Ohne ein Wort zu sprechen, blieben beide stehen, um zu lauschen.

Als Emy das Zimmer verließ, betrachteten sie einander einen Augenblick. Auf Oskar's heiterm Antlitz ruhte eine dunkle Wolke; aber blos eine Secunde lang verweilte sie darauf. Gleich darauf flüsterte er mit seinem heitern Lächeln:

„Wir haben nichts gehört."

Dann trat er in den Salon hinein.

Graf Arthur, der sich in seinen zartesten Gefühlen verletzt fühlte, kostete es mehr Mühe, sich zu fassen, und er folgte daher seinem Cousin mit zögernden Schritten.

Als Oskar eintrat, sah er Sappho in halbliegender Stellung in einem Sessel mit Spuren heftiger Gemüthsbewegung.

„Meine bezaubernde Sappho, was fehlt dir?“ fragte er, und eilte auf sie zu. „Bist du mislaunig?“

Sappho richtete sich bei dem Ton seiner Stimme rasch empor, und warf ihrem Bräutigam einen flammenden Blick zu.

„Ich will allein sein“, sagte sie.

„Unmöglich, geliebte Fee. Wir sind mit der größten Beschleunigung zurückgekehrt, um den Abend in deiner Nähe zuzubringen, angebetete Königin“, entgegnete Oskar, indem er mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit vor der Gräfin das Knie bog, ihre Hand ergriff, und dieselbe, trotz ihres Widerstandes, mit großer Lebhaftigkeit küßte.

„Du bist unerträglich, — laß mich gehen!“ rief Sappho heftig, und entriß ihm ihre Hand, zugleich aber fielen ihre Blicke auf Arthur, der jetzt in den Salon trat, und sie mit bleicher Stirn und beinahe kaltem Blick grüßte.

Sappho's Augen funkelten eine Secunde lang bei seinem Anblick, nach einer gewaltsamen Anstrengung aber kehrte das Lächeln auf die bebenden Lippen zurück, und nachdem sie den Gruß beantwortet, sagte sie mit ihrer bezaubernden Stimme:

„Deine Braut ist vor wenigen Augenblicken erst nach Lundagard zurückgekehrt. Sie war meiner Gesellschaft überdrüßig“, setzte sie mit beinahe unbemerkbarer Ironie hinzu.

„Dann mußt du mich entschuldigen, wenn ich mich sogleich beeile, sie aufzusuchen“, antwortete der Graf und machte Sappho eine kalte Verbeugung, worauf er das Zimmer verließ.

„Welch ein Glück für mich, mit dir allein zu sein!“ rief Oskar, als Arthur fort war. Sich in einen Sessel,

der neben der Gräfin stand, werfend, fügte er mit einem eigenen Ausdruck in seiner Stimme hinzu:

„Sag', geliebte Sappho, fühlst du dich nicht auch glücklich, einige ungestörte Augenblicke mit mir zubringen zu können?"

Mit diesen Worten beugte Oskar sich vorwärts, ergriff Sappho's Hand, und sah sie mit einem Blick an, dessen Ausdruck sie nicht zu errathen vermochte.

„Ich habe ja schon einmal meinen Wunsch ausgesprochen, allein zu sein", antwortete Sappho, indem sie ihre Hand zurückzog und sich in ihrem Sessel zurückwarf.

„Du kannst doch nicht so grausam sein!"

„Höre, Oskar", rief Sappho, die heute keiner Verstellung fähig war, „peinige mich nicht mit deiner Liebe, wenn ich kein Vergnügen daran finde, sondern lerne dich ein für allemal nach meinen Wünschen richten, sonst könnte ich mich leicht versucht fühlen, dir deinen Ring zurückzugeben, und mein Schicksal nicht mit dem deinen zu vereinigen."

„Bin ich denn nicht dein Sklave? Habe ich wol einen andern Willen, als den deinigen? Wohlan denn, befiehl und ich gehorche."

„Ich befehle nicht; ich verlasse dich blos, und will mir deine Gesellschaft nicht aufdrängen lassen, wenn sie mir zuwider ist."

Mit diesen Worten erhob sich Sappho.

„O harte, tyrannische Herrscherin, welche mich der Einsamkeit und meiner Cigarre überläßt, während ich mir eine Eden an deiner Seite träumte!" declamirte Oskar, und zog eine Cigarre aus der Tasche.

„Ja, heut' Abend mußt du dich ohne mich zu vergnügen suchen", sagte Sappho und ging.

Als der Thürvorhang hinter ihr herabgefallen, und das Geräusch ihrer leichten Tritte verhallt war, sprang der junge Graf auf und warf die Cigarre weit von sich. Der Ausdruck in seinem sonst so heitern Gesicht ver-

änderte sich und ward fest, ernst, beinahe streng. Er streckte die Hand nach der Thür aus, durch welche Sappho verschwunden war, und murmelte langsam:

„Jetzt bin ich dein Sklave, arglistiges, herzloses Weib; aber es wird der Tag kommen, wo du der meine wirst.“

Funfzehntes Kapitel.

Graf Arthur legte den kurzen Weg von Holmvik nach Lundagard zurück, während folgende Gedanken sein Gemüth beschäftigten.

„Ich will Emy handeln lassen, ohne daß ich ein Wort zu ihr spreche. Ich will prüfen und sehen, ob sie wirklich das bewunderungswürdige Wesen ist, welches ich mir träumte, der sanfte, reine Geist, der jeder edel[illegible] hochherzigen Handlung fähig ist, grenzenlos [illegible]ll Anhänglichkeit und anbetungswürdig in seiner [illegible]n sie bei welchem Herzensgüte die größte Zierde, [illegible] das stärkste Element ist. O, ganz gewiß, ganz g[illegible] meine herrliche Emy, wirst du allen meinen Träumen entsprechen!“

Ja, Emy sollte ihm den ganzen hochherzigen Edelmuth ihrer Seele zeigen, aber auf ganz andere Weise als der Graf träumte.

Als Arthur auf den Hof kam, begegnete ihm Helene. Der Graf erfuhr ein peinliches Gefühl beim Anblick der Person, die er so gänzlich vergessen, und gleichwol, wie viel mußte sie leiden, wenn Sappho recht hatte!

Helene kam gerade auf ihn zu.

„Emy ist so unwohl", sagte sie, „daß sie sich niedergelegt hat."

„Ist das Wahrheit?" fragte der Graf, und sah Helenen forschend an.

„Daß Emy unwohl ist? Ja."

„Dann bekomme ich sie also heute Abend nicht zu sprechen?" fragte der Graf. Sein Herz schlug unruhig und etwas, was Aehnlichkeit mit Erbitterung gegen Sappho hatte, schlich sich in seine Seele bei dem Gedanken an das Leiden, welches die Gräfin seiner Geliebten verursacht.

„Nein; aber morgen wünscht sie Sie hier zu treffen, Herr Graf, während die andern am Brunnen sind", sagte Helene. „Sie bat mich, Ihnen dies zu sagen."

„Und Sie, Helene, übernehmen einen solchen Auftrag an mich?" fragte der Graf mit einem eigenthümlichen Ausdruck in Blick und Stimme.

„Nun, was liegt darin Sonderbares?" fragte Helene ruhig und sanft. „Ich bin Emy's beste Freundin, und auch die Ihrige."

„*Meine Freundin*, Helene?" rief der Graf, ihre Hand fassend.

„Wundern Sie sich, Graf Arthur, daß Helene sich Ihre Freundin nennt? Was sollte sie sonst sein?"

„Entweder weit mehr oder weit weniger."

Arthur war bleich geworden, und es war deutlich zu sehen, daß in seinem Innern ein heftiger Kampf stattfand.

„Wünschen Sie das, Herr Graf?" fragte Helene. Ihre Stirn umwölkte sich, und ein Lächeln der Verachtung und des Spottes kräuselte leicht ihre Lippen.

„Nein, nein, Helene; ich wäre glücklich, wenn ich wagen könnte, an Ihre Freundschaft zu glauben."

„Nun wohl, wären Sie mehr als mein Freund, so liebte ich sie noch; wären Sie weniger, so hätte dies seinen Grund in Eifersucht, und selbst dann würden

noch allzu warme Gefühle in meinem Herzen wohnen, aber dies ist nicht der Fall."

Helene sah, indem sie dies sagte, mit ruhigem, ernstem Blick zu ihm auf, und setzte hinzu:

„Arthur, ich habe die Kämpfe, welche die Liebe hervorrief, überstanden. Ich habe Ihnen längst verziehen und vergessen, daß Sie für mich jemals etwas anderes gewesen sind, als ein theurer Freund. Dies habe ich Ihnen schon einmal gesagt, warum kommen Sie wieder darauf zurück?"

„Weil es hier jemand gibt, welcher behauptet, daß Sie damals mich hintergangen hätten, und schon der Gedanke, daß ich immer noch eine Ursache des Leidens für Sie sei, Helene, hat den Himmel meines Glücks oft weniger rein gemacht", entgegnete der Graf, indem er Helenens Hand losließ.

„Dieser Jemand", sagte Helene, „hat Ihnen das Leben verbittern wollen, Arthur, und deshalb etwas erdichtet. Die warmen zärtlichen Gefühle meines Herzens concentriren sich alle in meiner Hingebung und Anhänglichkeit an Emy und mein Kind. Diese sind meine ganze Welt; für diese will ich leben, durch diese erhält das Leben noch Werth für mich, und alle andern Gefühle, welche davon abweichen, sind meinem Herzen fremd. Ich liebe Emy mit derselben schwärmerischen Uebertreibung, welche früher meine Liebe zu Ihnen kennzeichnete. Sie sind Emy's Glück, deshalb sind Sie auch mir theuer; alles, was sie liebt, alles, was ihr das Leben verschönt, ist auch mir lieb. Weshalb, Arthur, sehen Sie nicht von selbst ein, daß auch die Freundschaft das Herz eines Menschen ausfüllen, und dem Leben den ganzen Werth geben kann, welchen wir in unserer Jugend nur in der Liebe finden zu können glauben? Gott gab dem Menschen das Bedürfniß zu lieben, damit er nicht allein in der Welt stehen möge; ob wir aber dieses Gefühl Freundschaft oder Liebe nennen, darauf kommt nichts an, dafern es

nur unsere Seele erfüllt, unser Herz veredelt, und dem Leben Werth verleiht. Glauben Sie mir, die Freundschaft ist noch da, und fesselt den einen Gatten an den andern bis zum Grabe, nachdem die glühende Leidenschaft der Liebe längst erloschen ist; sie ist es, die ihre Herzen verknüpft und sie einander während des Herbstes des Lebens noch ebenso theuer macht, wie in dem blühenden Frühling. Sie ist es, welche stark und rein mich an Emy fesselt, und mir reichen Ersatz für das bethörte Glück der Liebe gewährt. Möge diese Antwort Ihnen genügen, Arthur, und niemals in Ihrer Seele der Gedanke entstehen, daß Ihr Verlust mich jetzt noch mit Trauer oder Sehnsucht erfülle. Gott hat mir Emy geschenkt, während er ihr zugleich Sie gab. Jedes Wort, welches wieder zwischen uns über diesen Gegenstand gesprochen würde, könnte mir nur als ein verletzender Zweifel an der Wahrheit meiner Worte erscheinen, und nun leben Sie wohl."

„Dank, Dank, theuerste Helene", sagte der Graf mit Wärme und führte ihre Hand an seine Lippen, während ein Gefühl von Freude und Erleichterung sein Herz erfüllte.

„Wo wollen Sie hin, Helene", fragte er dann, als sie sich dem Gitterthor näherte.

„Zur Gräfin Sappho", antwortete Helene und ihre Augen hatten einen beinahe drohenden Ausdruck. „Erzeigen Sie mir den Dienst, nicht eher wieder nach Holmvik zurückzukehren als bis ich von dort zurückgekommen bin", setzte sie lächelnd hinzu.

„Das verspreche ich, und werde mich während dieser Zeit mit dem Lieutenant unterhalten", sagte der Graf, indem er den Hut abnahm und weiter nach dem Hause ging.

An das Fenster gelehnt, stand Emy in Helenens und ihrem Zimmer. Sie war, von den Blumenstöcken verdeckt, mit den Augen allen wechselnden Mienen in Arthur's und Helenens Gesicht gefolgt, und glaubte darin alle

Gefühle zu lesen, welche sich in den Herzen beider regten: Reue und Schmerz in Arthur's, Entbehrung und Liebe in Helenens.

Wie wahrhaft edel auch Emy's eigene Gefühle waren, so konnte sie sich gleichwol eines gewissen Grades von Eifersucht nicht erwehren. Ein bitterer Schmerz, eine qualvolle Angst erfüllte ihre Seele. Sie hätte in diesem Augenblick sterben mögen, um nur nicht länger zu leiden, so namenlos unglücklich fühlte sie sich, und unaufhörlich glaubte sie Sappho's Worte zu vernehmen: „Wer kann wol wagen, im voraus zu bestimmen, ob nicht diese Gewissensqual und dieses Mitleid seine frühern Gefühle wieder zum Leben erweckt?“

Emy weinte; sie weinte aus der Tiefe ihres beklommenen Herzens; ein Charakter aber wie der ihre war nicht geschaffen, sich der Verzagtheit und der Hoffnungslosigkeit hinzugeben. Sie richtete ihre Gedanken vielmehr im Augenblick der Prüfung auf Gott.

Nachdem sie lange geweint, glaubte sie die Stimme ihrer Mutter flüstern zu hören:

„Bete, mein Kind!“

Und mit einem kummer- und schmerzerfüllten Blick faltete Emy die Hände und betete, betete warm und innig.

Das Gebet schenkte ihr jene ganze Linderung und Kraft, welche jeder Mensch findet, wenn er wirklich seinen Trost darin sucht. Ihr Blick ward wieder ruhig, und ein Ausdruck sanfter Ergebung ruhte auf ihrem ganzen Antlitz.

Sechzehntes Kapitel.

Wir folgen nun Helenen. In ihrer Seele war ein heftiger, gewaltsamer Sturm entstanden. Mit der ganzen frühern Lebhaftigkeit war ihr Unwille gegen Sappho erwacht. Die stolze Gräfin hatte gewagt, durch ihre Worte und ihr Benehmen ein Herz zu betrüben, welches Helenen jetzt theuer war; sie hatte zum zweiten mal ihre Hand ausgestreckt, um Helenen in ihren zartesten Gefühlen zu verwunden, und diese empfand nun ihrerseits den Wunsch, die Kecke zu demüthigen, welcher nichts heilig war, und die kein Bedenken trug, ihren wilden Leidenschaften alles zu opfern.

Mit diesen Gefühlen trat Helene unter die Linden der Allee von Holmvik. Sich anmelden, und dann wahrscheinlich abweisen zu lassen, war ganz gegen ihren Plan, denn sie wollte und mußte gerade heute Abend mit der Gräfin sprechen.

Helene lenkte demgemäß ihre Schritte nach dem Theil des Gebäudes, der von der Zofe der Gräfin bewohnt ward, und es dauerte nicht lange, so stand sie in ihrem Zimmer.

„Ich wünsche mit der Gräfin einige Worte zu sprechen,

aber ohne mich vorher anmelden zu lassen, — wollen Sie mich so hineinlassen?"

„So gern ich dies auch thäte, so wage ich es doch nicht", antwortete Mamsell Agathe.

„Wenn ich aber die Verantwortung auf mich nehme", hob Helene wieder an, indem sie der Zofe etwas in die Hand drückte, „und Ihnen verspreche, daß Sie keine Ungelegenheiten davon haben sollen?"

„In diesem Falle ist die Gräfin ganz allein im kleinen Salon, wenn Sie hingehen wollen, Frau Kapitänin", sagte Agathe, indem sie die Thür öffnete, welche in ein kleines Gemach zwischen dem Schlafzimmer der Gräfin und ihrem eigenen führte.

Sappho saß in einem Armstuhl, als Helene eintrat. Bei dem Geräusch ihrer Tritte richtete sie den Kopf empor, warf einen verwunderten, beinahe erzürnten Blick auf sie, erhob sich langsam und sagte in stolzem Tone:

„Was verschafft mir die Ehre eines unangemeldeten Besuchs?"

„Mein Wunsch, heute Abend mit Ihnen zu sprechen, Frau Gräfin", antwortete Helene. Sie trug ihr Haupt ebenso stolz wie die Gräfin.

Ein paar Secunden lang betrachteten diese Frauen einander mit herausfordernden Blicken. In denen Helenens lag etwas Kaltes und Hartes, in denen Sappho's etwas Wildes und Haßerfülltes. Sehr bald aber barg die Gräfin ihre auflodernden Gefühle hinter einer lächelnden Maske, denn sie bedachte, wie nothwendig Helene für ihren Racheplan war.

„Es wird mir sehr angenehm sein zu hören, worin ich Ihnen dienen kann", sagte die Gräfin, indem sie Helenen durch eine Handbewegung aufforderte, Platz zu nehmen.

„Von Diensten ist jetzt keine Rede", antwortete Helene. „Ich fürchte, daß Sie mir deren schon mehr geleistet haben, als ich wünsche. Was ich zu sagen habe,

ist blos kalte nackte Wahrheit. Sie, Frau Gräfin, sind nicht daran gewöhnt, dieselbe zu hören, und es wird dies daher etwas ganz Neues für Sie sein", setzte Helene in spöttischem Tone hinzu.

„Und wen betrifft diese nackte Wahrheit?" fragte Sappho, indem sie Helenen stolz ansah.

„Frau Gräfin, das sollen Sie bald erfahren", antwortete Helene. „Es waren einmal zwei Frauen, welche beide einen und denselben Mann liebten. Die eine war schön wie der Traum eines Dichters, reich und vornehm. Die andere besaß keine Schönheit als ihre Jugend, keinen Reichthum als die Zärtlichkeit ihres liebenden Herzens, und keinen Adel als ihren stolzen Geist. Sie war das kostbarste Kleinod ihrer Mutter. Der Mann, welchen die beiden liebten, gab der letztern den Vorzug, wie weit sie auch ihrer Nebenbuhlerin nachstand. Diese aber rächte sich und führte den Dämon des Stolzes ins Feld gegen die Liebe. Die arme in ihrem Herzen verwundete Unglückliche schleppte sich von dieser Zeit an unter namenlosen Leiden durchs Leben. Jahre vergingen und die stolze, schöne Witwe liebte immer noch denselben Mann, in der Hoffnung, einmal von ihm wieder geliebt zu werden; aber sie irrte sich. Gott hatte ihr alles gegeben, nur eins nicht — Gegenliebe. Der Mann wendete nun sein Herz einem Wesen zu, welches geschaffen war, durch seine geistigen Eigenschaften, seine Schönheit und seine Tugenden das Glück und der Stolz eines Mannes zu sein. Die früher Geliebte, die jetzt Vergessene, sah seine Liebe zu dieser andern. Sie näherte sich ihr und hing bald mit ganzem Herzen und ganzer Seele an ihr, die, wie sie fand, geschaffen war, ihm, der einmal ihr Alles war, Glück und Wonne zu bringen. Für die Beförderung ihrer Vereinigung wäre sie bereit gewesen, ihr Leben und ihr wärmstes Herzblut zum Opfer zu bringen. Durch diese Gefühle ward sie gleichsam mit dem Leben wieder ausgesöhnt, und fand wieder Freude

am Dasein. Was that aber wol die andere, die, welche niemals geliebt worden? In ihrer Seele wohnte ein tiefer unauslöschlicher Haß gegen das edle und reine Mädchen, welches ihr vorgezogen worden. Sie wollte sich rächen an der Unschuldigen um der Tugenden willen, welche diese besaß, und die ihr selbst mangelten. Sie heuchelte Wohlwollen und Freundschaft, um später ihr Glück zertrümmern, und sich dann nochmals gegen die kehren zu können, die sie schon früher einmal unglücklich gemacht. Es gelang ihr auch wirklich, Zweifel und Unruhe in den Herzen zu erwecken, die so glücklich gewesen waren. Glauben Sie, Frau Gräfin, daß sie auf diesem Wege Frieden und Genugthuung finden werde? Glauben Sie, daß sie auf dem zertrümmerten Glück jener ihr eigenes werde erbauen können? Glauben Sie nicht, daß sie mehr innere Ruhe gehabt haben würde, wenn sie ebenso, wie die Vergessene, ihren Ersatz in dem Glücke derer gesucht hätte, welche sie liebte? Dann hätte sie ihren Blick zu Gott erheben und wagen können, auf ihn zu hoffen. Aber nun —"

„Aber nun ist meine Geduld zu Ende!" rief Sappho, und sprang auf. Sie zitterte an allen Gliedern, ihre Lippen waren bleich, und aus ihren Augen loderte die Flamme wilden Zorns. „Weder meine Gemüthsart, noch meine Lebensstellung machen mich geneigt, Sie anzuhören. Meine Handlungen gehören mir allein, und —"

„Und in diesem Falle müßten sich dieselben auch um Sie allein drehen", antwortete Helene. „Wenn Sie aber andere angreifen, wenn Sie Ihren Arm ausstrecken, um zu verwunden, dann müssen Sie, trotzdem daß Sie Gräfin sind, sich darein fügen, daß man Ihnen in den Weg tritt und sagt: Halt! Weiter dürfen Sie nicht gehen."

„Und wer, wer könnte mich hindern?" fragte Sappho mit einer ganzen Welt voll Uebermuth in ihrem Blick.

„Gott!"

Helene sprach dieses einzige Wort in so ergreifendem

Tone, daß Sappho's innerste Seele davon erbebte. Es war diesem stolzen, aber leicht zu rührenden Weibe, als ob sie in diesem Augenblick ihre ganze Ohnmacht fühlte, als ob ihr Leben mit allen seinen innern Leiden ein sprechender Beweis davon wäre, daß der Höchste sie eines wahren wirklichen Glücks unwürdig gefunden habe.

Wäre Sappho allein gewesen, so wäre sie auf die Knie niedergesunken und hätte im Gefühl ihres Nichts ein Gebet zu dem Höchsten emporgesendet. Vor ihr aber stand ein Weib, welchem gegenüber sie den Schein der Unzugänglichkeit bewahren wollte und mußte. In kaltem Tone hob sie daher wieder an:

„Sie glauben aber doch nicht etwa, Madame, mit mir die Rolle der Vorsehung spielen zu können?"

„Nein, Frau Gräfin, ich wünsche blos, Ihnen einen Begriff davon zu geben, wie Ihre Handlungen Frucht getragen haben. Ich wünsche Ihnen Gelegenheit zu geben, den Abstand zwischen Ihnen und Emy selbst zu beurtheilen. Erlauben Sie mir, Ihnen das Vergnügen zu bereiten, unbemerkt von jemand die Erklärung anzuhören, die sie morgen dem Grafen Arthur zu machen beabsichtigt. Das Unheil, welches Sie ihm zugefügt, muß Ihnen ja zum Genuß gereichen."

„Wenn ich nun aber dieses Anerbieten nicht annehme?" fragte Sappho, deren Blut wild die Adern durchtobte.

„Dann, Frau Gräfin, würde dies beweisen, daß Sie Ihre Anklage gegen mich, nämlich daß ich den Grafen Arthur noch liebte, bereuen, und daß Sie sich den Schmerz, Zeugin des von Ihnen angerichteten Unheils zu sein, ersparen wollen. Sie wären dann in der That besser, als ich zu hoffen gewagt."

Sappho's Stolz ward durch jedes dieser Worte verletzt. Sie fühlte, daß diese Helene sie verachten würde, wenn sie ihr Anerbieten annähme; aber was brauchte Sappho darnach zu fragen, ob sie von ihr gering geschätzt oder hoch geachtet ward? Sie stand ja infolge ihrer Lebens-

stellung und ihres Reichthums hoch über dem Urtheil einer solchen Person, während dagegen Eifersucht und Haß sie trieben, eine Unterredung anzuhören, welche klar zeigen mußte, wie Emy jetzt zu handeln gedachte.

„Jeder Mensch folgt seiner Eingebung, und die meinige lautet dahin, Ihr edelmüthiges Anerbieten anzunehmen", antwortete die Gräfin lächelnd. „Wo und wann gedenken Sie mir dieses Vergnügen zu bereiten?"

„Wenn Sie, Frau Gräfin, anstatt morgen den Brunnen zu trinken, mich in dem Garten von Lundagard treffen wollen, so werde ich Ihnen Gelegenheit geben, Ihre edle Rache zu genießen."

In Helenens Blick und Stimme lag, indem sie dies sagte, etwas Spöttisches und Verächtliches.

„Aber weshalb bieten Sie mir diese Gelegenheit an?" fragte Sappho, welche eine unüberwindliche Furcht empfand, daß hinter diesem Anerbieten eine geheime Absicht stecke.

„Weil ich wünsche, Ihnen zu zeigen, Frau Gräfin, wie wenig Genuß darin liegt, das Böse zu thun und schaden zu wollen", antwortete Helene. „Die Genugthuung, nach welcher Sie trachten, werden Sie durch dergleichen Mittel niemals gewinnen, und wenn es Ihnen auch gelänge, Arthur und Emy zu trennen, so würden Sie doch von seiner Liebe immer noch gleich weit entfernt sein. Das einzige, was Sie dadurch fördern, ist Ihre eigene Reue und sein Abscheu. Sagen Sie, mit welchem Recht wagten Sie in Emy's Seele Zweifel zu wecken und die Furcht zu erregen, daß ihr Glück meinen Fluch in sich schließe? Haben Sie mir nicht schon Uebles genug zugefügt, ohne der Vergangenheit auch noch die Verbitterung der Gefühle beizugesellen, welche mich und Emy so innig vereinen? Sie behaupten, ich liebe Arthur. Ja, ich liebe ihn, aber nicht als mein Glück, sondern als das Emy's. Meine Liebe zu diesen beiden liegt in dem einzigen Wunsche, sie vereint zu sehen. Wehe

Ihnen, Frau Gräfin, wenn Sie diese meine Hoffnung, diesen meinen Traum zerstören; denn dann könnte ich meinerseits leicht von der Lust angewandelt werden, Sie das Unheil, welches Sie angerichtet, bezahlen zu lassen."

Helene schwieg und drückte die Hand aufs Herz.

Sappho gab keine Antwort. Es lag in Helenens Stimme etwas gleichzeitig Ernstes und Drohendes, was dieses stolze Herz ergriff.

„Ach, Frau Gräfin, Sie, die Sie von der Natur so reich begabt worden, warum wenden Sie diese seltenen Fähigkeiten nur zum Bösen an?" begann Helene in sanftem, seelenvollem Tone wieder. „Warum suchen Sie zum Trost über unerwiderte Liebe nicht einen würdigern Gegenstand als Rache und Verfolgung? Glauben Sie mir, nur in dem Guten finden wir Linderung für unsern Schmerz, während wir durch das Böse seine Bitterkeit blos steigern und ihn endlos machen. Sie sind schön, Sie sind reich, Sie haben einen starken, lebhaften Geist. Suchen Sie durch große und edle Handlungen zu glänzen, und gesellen Sie zum Stolze Ihrer Geburt auch das Bewußtsein wirklich erhabener Tugenden und Herzensgüte. Dann können Sie sich über die Menge erhaben fühlen. In demselben Augenblick dagegen, wo Sie sich von den verwerflichen und niedrigen Leidenschaften des ungebildeten Haufens beherrschen lassen, sind Sie auch auf gleichen Standpunkt herabgestiegen, und Ihre Geburt ist weiter nichts als eine prunkende Schale, die einen wurmstichigen Kern einschließt. Sie zürnen mir, Frau Gräfin, ob meiner dreisten Worte, aber Sie haben unrecht. Es wird — dies sagt mir eine innere Stimme — einmal ein Tag kommen, wo meine Worte in Ihrer Seele einen Widerhall finden. Dann werden Sie aber manches bittere Leid durchlebt haben; Sie werden dann wünschen, meinen Worten jetzt Gehör geschenkt zu haben. Doch warum soll ich mich

noch weiter hierüber verbreiten? Schon morgen wird Ihr Herz Ihnen sagen, daß man von den Thränen anderer keine Freude erntet. Leben Sie nun wohl, Frau Gräfin, morgen sehen wir uns wieder."

Helene machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich.

Sappho warf sich in ihrem Armstuhl zurück, während Zorn, Demüthigung und Schmerz ihre Züge verzerrten. Ein Thränenstrom machte endlich dem innern Sturme Luft.

„O, wie hasse ich sie beide, Emy sowol als Helenen!" rief sie wüthend und streckte die Hand aus, wie um ihnen zu drohen.

Siebzehntes Kapitel.

Der nächstfolgende Tag kam. Die Luft war dick und schwül; die schweren, tief herabhängenden Wolken, das vollkommene Schweigen, alles schien ein heranziehendes Ungewitter zu verkünden.

Die Gesellschaft am Gesundbrunnen von Lundagard war an diesem Morgen sehr wortkarg. Man vermißte Sappho, Emy, Helenen und Arthur.

Oskar war da und plauderte heiter und lebhaft mit den Töchtern des Lieutenants. Betrachtete man jedoch den jungen Grafen näher, so fand man ihn ungewöhnlich bleich, und in seiner Art und Weise lag hinter der Heiterkeit etwas Unruhiges.

In einem Zimmer auf Lundagard stand Emy. Ihre reinen, ruhigen Züge hatten heute etwas so Ernstes und dennoch Sanftes, daß man darin deutlich einen gefaßten Entschluß las, der sich auf die feste Ueberzeugung gründete, daß sie recht handele. Mit wehmüthigem Blick betrachtete sie den von Wolken bedeckten Himmel, als ob sie meinte, derselbe passe zu der Stimmung ihres eigenen Gemüths.

Das Geräusch von Tritten auf dem Vorsaale erweckte

sie aus den Gedanken, mit welchen sie beschäftigt zu sein schien, und ein leises Zittern ging ihr durch den ganzen Körper. Sie drehte sich nach der Thür herum. Auf der Schwelle stand Graf Arthur mit freudestrahlender Miene.

„Hier bin ich, geliebte Emy, wie du wünschtest", sagte er, „obschon ich mich sehr verletzt fühlen sollte, daß du dich gestern Abend weigertest, mich auch nur auf eine Minute zu sprechen."

Der Graf ergriff mit Wärme Emy's Hände und führte sie an seine Lippen.

„O Emy! Wann wirst du recht verstehen, wie innig ich dich liebe?" setzte er mit tiefbewegter Stimme hinzu und zog die Geliebte an seine Brust.

Emy schwieg. Sie lehnte ihr Haupt einen Augenblick an sein Herz, als ob sie die Schläge desselben noch einmal hören wollte. Einige Thränen rannen langsam ihre Wangen herab.

„Du schweigst, Emy?" hob der Graf wieder an, und richtete ihr behutsam den Kopf empor, sodaß er ihr in die Augen sehen konnte. Dieselben standen voll Thränen; aber hinter dem Thränenschleier standen Liebe und Schmerz zu lesen.

„Emy, geliebte, theure Emy! Du weinst! Du leidest!" rief der Graf und drückte sie fester an das Herz, welches nur für sie schlug. „Was ruft Thränen in den Augen meines holden Engels hervor?" fragte er und drückte seine Lippen auf ihre schneeweiße Stirn.

Sie entwand sich langsam seinen Armen und sagte in sanftem Tone:

„Komm und setze dich zu mir. Ich habe dich etwas zu fragen, und nicht wahr, Arthur, du wirst mir aufrichtig antworten?"

„Ja, bei meiner Ehre."

Der Graf und Emy nahmen Platz auf dem Sofa. Sie ergriff eine seiner Hände und schloß sie in ihre beiden,

während sie mit einem Blicke tiefen und reinen Gefühls zu ihm aufsah.

„Hast du Helenen eher gekannt, als du sie hier sahest?“ fragte Emy mit bebender Stimme.

Wie gefaßt Arthur auch auf diese Frage war, so stieg ihm das Blut dennoch siedendheiß in die Wangen empor. Mit Ruhe aber antwortete er:

„Ja.“

„Und du hast sie geliebt?“ fragte Emy mit bleichen Lippen weiter.

„Auch das ist wahr. Helene ist die einzige, die ich vor dir geliebt habe.“

„Dann ist es also wahr!“ rief Emy in bekümmertem Tone. „Es war also keine Erdichtung“, setzte sie hinzu und senkte das Haupt. „Weshalb hast du mir dies nicht früher gesagt?“ flüsterte sie.

„Weil Helene mir mein Ehrenwort abforderte, daß ich niemals irgendjemand die Rolle erzählen wollte, welche ich in ihrem vergangenen Leben gespielt“, antwortete Arthur, schlang seinen Arm um Emy und setzte hinzu: „Nun aber, nun du es weißt, will ich dir alles sagen.“

„Dank!“ flüsterte Emy, und schob seinen Arm leise zurück.

Der Graf erzählte wahr und treulich, was Emy schon vorher von Clara gehört, und schloß dann mit den Worten:

„Ach, Emy, ich weiß, daß in meiner Liebe zu Helenen, so heftig und flüchtig wie der Wunsch des Augenblicks, etwas lag, was meinem Gewissen zum unauslöschlichen Vorwurf gereicht; denn ich wäre im Stande gewesen, für die Befriedigung meiner Wünsche ihre Ehre zu opfern, während sie meinem Stolze ihr Herz geopfert hat; du aber, Emy, mit deinem sanften Gemüth, du kannst mich nicht zu streng beurtheilen, du wirst mir eine menschliche Schwäche verzeihen.“

Der Graf faßte Emy's Hände und bedeckte sie mit Küssen.

„Dir verzeihen ist etwas, was mein Herz nicht verweigern kann. O daß mit meiner Verzeihung allem abgeholfen wäre!“

„Was meinst du, Emy?“

„Arthur, als ich glaubte, wir wären auf ewig geschieden, als ich meine Liebe zur Entbehrung verurtheilt hatte, da schloß ich mich an Helenen an und versprach, nur für ihr Glück und Wohl zu leben. Später, als du und ich wieder vereint wurden, blieb ich gleichwol bei demselben Vorsatze stehen und gedachte, meine Gedanken zwischen euch beiden zu theilen. Jetzt aber, Arthur, jetzt würde deine Verbindung mit mir ihr Unglück werden, und ein unaufhörlicher Schmerz für dieses arme Herz sein, welches schon so schwer geprüft worden. Sag', kann ich für diesen Preis mir das Glück erkaufen? — Nein! Helenens stummer Schmerz, ihre innere Verzweiflung, würde sich wie ein drohendes Gespenst zwischen dich und mich stellen, und meine Freude und deinen Frieden verscheuchen. Ich kenne Helenen, ihre Gefühle sind gewaltsam und leidenschaftlich; sie ist jeder Entbehrung fähig, aber sie leidet dabei zehnmal mehr als andere.“

„O Emy! Ich will deine Worte nicht verstehen!“ fiel der Graf schmerzlich ein. „Sie könnten mich tödten.“

„Sprich nicht so, mein Arthur! Alles Große, alles Edle, was ich gedacht, ist mit deinem Bild verschmolzen. Jede gute That sei für dich Gesetz, träumte ich, und du sollst meinen Glauben nicht täuschen. Deine Pflicht, deine Ehre, dein Gewissen — alles gebietet dir, dein eigenes Glück für Helenen zu opfern.“

„Nein und tausendmal nein!“ rief der Graf und sprang auf. „Mein Leben, Emy, kann ich für Helenen opfern, meine Liebe aber zu dir niemals. Verstoße mich, wenn dein biederes Herz es kann, und ich jage mir dann eine Kugel durch den Kopf; aber verlange nicht, daß ich h ne dich lebe, daß ich an der Seite einer andern lebe.

Es gibt keine Pflicht, keine Ehre, die mich zu einem solchen Schritt zwingen kann, sondern nur dein Mangel an Liebe hat dir diese Worte des Entsetzens dictirt. Emy, Emy, wie kalt muß dein Herz sein, daß du so mit mir sprechen kannst! Ist es möglich, daß man jemand liebt, den man so leicht verstoßen kann?"

„Mein Herz sei kalt, sagst du?" entgegnete Emy. „O wenn du wüßtest, wie warm es für dich schlägt, wie innig ich dich liebe, dann würdest du nicht so zu mir sprechen. Aber", setzte sie hinzu, indem sie mit einem Blick unbeschreiblicher Liebe zu ihm aufblickte, „aber, Arthur, wenn auch mein Herz brechen sollte, so kann ich doch nicht mein Glück auf Kosten dessen Helenens und mit Aufopferung deiner Pflicht gegen sie erkaufen. Arthur!" rief sie, während sie auf die Knie niedersank und ihr die Thränen langsam die Wangen herabrannen, „im Namen meiner Liebe, bei allem, was heilig ist, beschwöre ich dich, Helenen das Glück zurückzugeben, dessen du sie einmal beraubt hast."

Es lag etwas Erhabenes und Rührendes in Emy's Miene. Arthur betrachtete sie einige Augenblicke lang mit Reue und Bewunderung, dann umschlang er sie mit seinen Armen und hob sie empor, während er mit beinahe wilder Heftigkeit sagte:

„Grausames, edles Mädchen, dann will ich lieber mit dir sterben!"

Er drückte sein Haupt an ihre Brust und etwas, was einem Schluchzen glich, erschütterte seine männliche Brust.

Emy schlang ihre Arme um seinen Hals, und beide weinten.

Auf der Schwelle der aus diesem in Helenens Zimmer führenden Thür standen zwei Frauen. Die Wangen der einen waren in Thränen gebadet, und die andere war so bleich, daß ihr Gesicht von Marmor zu sein schien.

Während Emy und Arthur einander fest umschlossen hielten, eilte Helene auf sie zu, legte ihre Hand auf Emy's Schulter und sagte in sanftem, liebkosendem Tone:

„Ich danke dir, Emy! Gott hat mir alles gegeben, was er einem Menschen schenken kann, da er mir eine solche Freundin gab, da er mich ein so warmes, so edles und hingebendes Herz wie das deinige finden ließ. Höre mich an: Dich allein liebe ich; dein Glück, deine Vereinigung mit Arthur ist meine Wonne. Jedes Gefühl von Liebe zu ihm ist aus meinem Herzen entschwunden, das schwöre ich bei Gott! Sieh mich an, Emy, und sag': Sehe ich wol aus, als ob ich lügen könnte? Nein, du mußt mir glauben, denn sonst müßten Schmerz und Entbehrung in meinen Zügen zu lesen stehen. Meine Seele hegt keinen höhern, keinen lebhaftern Wunsch, als euch vereint zu sehen. Willst du aus ungegründeter Furcht, mir ein schweres Leiden zu schaffen, mir diese Wonne rauben?"

Emy hatte ihre Arme um Helenen geschlungen, und blickte zu ihr auf, um in ihre Seele zu dringen. Es lag ein so warmer Ausdruck von Wahrheit in Helenens Augen, daß Emy's Unruhe und Zweifel hinwegschwanden. Helene ergriff ihre Hand, legte sie auf ihr Herz und flüsterte mit schwärmerischem Ausdruck:

„Die Liebe, welche hier brennt, heißt Freundschaft und gehört dir — dir allein."

„Emy, Emy, dann bist du ja wieder mein!" rief der Graf und sank vor seiner Braut auf die Knie nieder.

„Ja! Gott, Helene und mein eigenes Herz sagen mir, daß ich an deiner Seite glücklich werden darf", stammelte Emy gerührt.

„Und niemand hat mehr als Emy dieses Glück verdient", sagte eine zitternde Stimme hinter ihnen.

Der Graf und Emy erhoben sich, — es war Sappho.

In den großen, zauberhaften Augen der Gräfin schimmerte eine Thräne; sie reichte Emy die Hand.

„Verzeih' und vergiß!“ sagte sie. „Wir scheiden jetzt, um uns vielleicht nie wiederzusehen; aber ewig werde ich dieses Morgens und Arthur's edler Braut gedenken. Lebt wohl!“

Hiermit entfernte sie sich.

Achtzehntes Kapitel.

Eine Stunde später verließ Sappho, in Oskar's Begleitung, Holmvik, ohne Arthur wiederzusehen, indem sie es der Freiherrin und Melusinen überließ, unter Beihülfe der Zofe mit ihren Sachen nachzukommen.

Während des raschen Rittes von Holmvik nach Löda sah es in dem Innern der Gräfin sehr sonderbar aus. Sie liebte Arthur jetzt womöglich mit noch größerer Heftigkeit als vorher. Sie glaubte unaufhörlich seine warme, zärtliche Stimme zu vernehmen, womit er Emy einer Liebe, so glühend wie ihre eigene, versicherte, und ihr Blut drohte bei dieser Erinnerung die Adern zu sprengen.

Emy's Worte dagegen, die eine erhabene Auffassung der Forderungen der Pflicht bewiesen, hatten die in Sappho's Seele schlummernden bessern Gefühle geweckt, und sie konnte nicht ohne Verzweiflung und Beschämung den Abstand zwischen sich und dem edlen Mädchen ermessen.

In diesem Chaos von leidenschaftlichem Taumel und dem Erwachen zu edlern Neigungen, als von welchen sie bisjetzt beherrscht worden, empfand Sappho blos ein Bedürfniß, nämlich Arthur und Emy zu fliehen, und zwischen diesen und ihr noch eine Scheidemauer zu errichten.

Während dieses wilden Sturmes in ihrem Innern setzte sie ihren Ritt stillschweigend fort, und Oskar brach gegen seine Gewohnheit das Schweigen ebenfalls nicht, sondern ließ sein Pferd dem launenhaften Ritt der Gräfin folgen, während er selbst anscheinend sorglos eine Havaña-Cigarre rauchte und leise trällerte:

„Nun hab' ich es ja wieder,
Das Herz, was früher mein!"

Von Zeit zu Zeit warf er einen raschen verstohlenen Blick auf seine Braut. Im Hintergrund seiner schwarzen schelmischen Augen blitzte etwas Dunkles, beinahe Drohendes, was durch seine hastige Glut in ihre Seele dringen zu wollen schien.

Endlich, als sie die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatten, ohne ein Wort zu sprechen, schien Sappho mit einem mal aus dem Gewimmel ihrer Gedanken zu erwachen, und sich auf ihren Begleiter zu besinnen. Sie drehte den Kopf nach ihm herum und sagte, indem sie sich bemühte, ihre Lippen zu einem Lächeln zu zwingen:

„Warum so schweigsam, mein Ritter?"

„Deshalb, Herrscherin, weil du mir verboten hast zu sprechen, wenn du schweigen willst, und als ein gut dressirter Sklave weiß ich, daß Gehorsam meine Pflicht ist. Uebrigens, schöne Sappho, muß ich gestehen, daß es mir einige Ueberwindung gekostet hat, Holmvik mit der Nachbarschaft von Lundagard so plötzlich zu verlassen. Bei meiner Ehre! Wäre ich nicht von dir verblendet, so würde ich es bestimmt durch jenes schöne Gespenst aus dem Mittelalter. Welch ein eigenthümlicher Genuß, diesem Marmor Leben einzuhauchen! Ich bezweifle, daß Arthur dies kann."

Oskar that mit selbstgefälliger Miene einige Züge aus seiner Cigarre und setzte sein Pferd in Galop.

Sappho's Wangen wurden purpurroth. Ihre Augen blitzten, und in ihrem Herzen war es ihr, als ob man

eine blutende Wunde mit Nägeln geritzt hätte. Sie warf den Kopf mit verächtlicher Bewegung zurück, während sie ironisch antwortete:

„Du glaubst also im Stande zu sein, eine wärmere Liebe einzuflößen als die, welche Arthur erwecken kann? Das schmeckt ein wenig nach Dünkelhaftigkeit.“

„Durchaus nicht, ma belle“, hob Oskar lachend wieder an. „Sieh mich einen Augenblick an, und du wirst gestehen müssen, daß ich ein schönerer Mann bin als er.“

Die Gräfin drehte den Kopf herum und sah ihren Bräutigam an. Sie ward von seiner edeln Haltung überrascht und gestand bei sich selbst, daß er, in Bezug auf Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, Arthur wirklich übertraf; dagegen ermangelte er jenes Ausdrucks männlicher Ueberlegenheit und tiefen Gefühls, welcher letztern kennzeichnete.

Dennoch aber lag gerade jetzt in Oskar's Blick etwas, was Sappho überraschte und beinahe erschreckte. Es war ein Ernst, der durch den leichtsinnigen Scherz nicht verdeckt ward.

„Du schweigst“, hob Oskar lächelnd wieder an, und bog sich über den Hals des Pferdes, um es zu klopfen. „Das heißt, du gibst mir recht.“

„Es mag sein, daß deine Züge regelmäßiger sind“, antwortete Sappho; „ein schönes Gesicht aber ist nicht alles, was erforderlich ist, um ein Herz zu gewinnen.“

„Aber“, entgegnete Oskar, „da hierzu auch noch meine übrigen glänzenden Eigenschaften kommen, so muß der Sieg mein werden, was übrigens schon dadurch bewiesen wird, daß ich jetzt der Verlobte der freien, schönen und ausgezeichneten Gräfin Sappho Ruben bin. Wenn man eine solche Eroberung gemacht hat, dann kann man ohne Dünkel sich die Fähigkeit zutrauen, jedes andere Weib und folglich auch Arthur's stolze Braut zu erobern. Ich habe deine Einwürfe durch dich selbst widerlegt, schöne Herrscherin.“

„Und ich will dich aus deinem glücklichen Irrthum, hinsichtlich deiner Befähigung in dieser Hinsicht, nicht reißen“, antwortete Sappho mit ironischem Lächeln. „Doch lassen wir den Scherz beiseite“, setzte sie hinzu. „Ich habe dir einen Vorschlag zu machen.“

„Welchen denn? Soll ich vielleicht Arthur aus dem Herzen dieses königlichen Bürgermädchens verdrängen?“

„O nein! Was ich sagen will, geht dich und mich an.“

Sappho stockte.

„Dann kann ich errathen, was es ist.“

„Erlaube mir, dies zu bezweifeln.“

„Wir wollen sehen. Du beabsichtigst, meine holdesten Träume eher zu verwirklichen, als ich zu hoffen gewagt, und —“

Oskar schwieg.

„Warum redest du nicht aus?“

„Aus purer Furcht, daß meine Dreistigkeit mich zu weit führe.“

„Ich erlaube dir, deine dreisten Hoffnungen auszusprechen.“

„Gut. Das Aufgebot des Grafen Oskar Kerner mit der Gräfin Sappho Ruben wird sobald als möglich stattfinden. Ist dem nicht so?“

Oskar sah, indem er dies sagte, Sappho mit einem eigenthümlichen, forschenden und schalkhaften Blick an.

„Du hast es errathen.“

Neunzehntes Kapitel.

Und nun, lieber Leser, überspringen wir einen Zeitraum von zwei Monaten.

Es ist in den letzten Tagen des Monat August.

In Löda wurden großartige Anstalten getroffen, und nachdem das ganze Hüttenwerk in Bewegung gewesen, und alles mit unerhörter Pracht hergerichtet worden, kamen Gäste von Osten und Westen, alle der Aristokratie der Nachbarschaft angehörend, um der zweiten Vermählung der reichen Witwe beizuwohnen, welche feierliche Ceremonie den 23. August stattfinden sollte.

Das einzige, worin der Bräutigam einen Wunsch und einen beinahe bestimmten Willen geäußert, war gewesen, daß die Vermählung Mittag stattfände. Sappho hatte anfangs hierauf durchaus nicht eingehen wollen. Da er sie aber unaufhörlich mit seinen Bitten belagerte, und in allen andern Dingen blindlings ihren Launen folgte, so gab sie endlich ihre Einwilligung.

Auf Lundagard hatte man auch alle Hände voll zu thun. Es ward hier eifrig an einem schneeweißen Brautkleide genäht, denn Emy's und Arthur's Hochzeit sollte den 26. abends gefeiert werden.

Von der Liste der einzuladenden Gäste hatte Sappho, als sie mit Oskar dieselbe zusammenstellte, Arthur gänzlich ausgeschlossen.

Unerklärlicherweise stand, als die Liste dem Secretär zur Ausfertigung der Einladungsbriefe übergeben ward, nicht blos der Name des Grafen, sondern auch der Emy's darauf. Als aber die Liste zur Gräfin zurückkam, waren beide Namen wieder verschwunden.

Graf Arthur hatte aus Anlaß dieser Einladung zu Sappho's Hochzeit eine gleiche für sie und Oskar gesendet, und einen Brief an den letztern als Antwort auf den beigefügt, welchen Graf Oskar bei der Einladung der Gräfin übersendet hatte.

Eine stolzere und glänzendere Versammlung als die, welche jetzt die Salons von Löda erfüllte, hätte man nicht leicht wo anders angetroffen.

Die Einladung lautete auf 3 Uhr, weil die Vermählung vormittags geschehen sollte. Alle Gäste waren versammelt und man wartete nur noch auf das Brautpaar, als Graf Arthur und Emy eintraten.

Bei Nennung ihrer Namen ging gleichsam ein elektrischer Schlag durch die ganze, glänzende und stolze Versammlung, welche schon längst über den Schritt des Grafen Ruben ihr Verdammungsurtheil ausgesprochen, weil er sich ganz ohne Noth einer solchen Misheirath schuldig gemacht. Ein verächtliches Flüstern machte sich bemerklich; als aber Graf Oskar's Tante, die Gräfin D., eine Dame von hoher Einsicht und edler Denkungsart, und die in allgemeiner Achtung stand, in ihrer Eigenschaft als Wirthin sich erhob, Emy bis in die Mitte des Zimmers entgegenging und sie mit einigen verbindlichen und herzlichen Worten begrüßte, da verstummte das Flüstern.

Bei Emy's und Arthur's erstem Eintreten begegnete man ihnen mit stolzen, hochmüthigen Blicken; man mied sie fast; als aber die Excellenz D., der Gemahl der Gräfin, Arthur und seine schöne, bleiche

Braut mit der ausgesuchtesten Artigkeit, welche den wahrhaft Gebildeten eigen ist, begrüßte, unterdrückte ein jeder den Ausbruch von Aerger, welchen der verletzte Stolz hervorgerufen.

Die Freiherrin Kärnfelt war nahe daran zu ersticken, und machte in ihrer unbeugsamen Kälte auch nicht eine einzige Bewegung, um die Eintretenden zu begrüßen.

Nie war Emy schöner gewesen als in diesem Augenblick. Die schönen Rosen waren einer feinen Bläſſe gewichen, welche einem leichten Schneedufte glich. In ihrem Blick lag ein ruhiger, sanfter Ernst, in ihrer Haltung wahre, ungesuchte Würde.

Nachdem sie von der Gräfin D. an ein kleines Sofa geführt worden, auf welchem letztere saß, als Emy eintrat, und nachdem sie neben ihr Platz genommen, ging der alte Graf, der als Vater des Bräutigams fungiren sollte, hinaus, und einige Augenblicke später trat das Brautpaar ein. Sappho ward von dem Hofmarschall Graf H. begleitet.

Der Platz, welchen Emy und die Gräfin D. innehatten, befand sich an der Seite des Salons, sodaß Sappho sie während des feierlichen Acts nicht sehen konnte. Arthur stand neben Emy, wie um sie zu schützen. Er trug sein Haupt mit so überlegenem Stolz, daß alle die hochmüthigen und verächtlichen Blicke, welche man auf ihn richtete, sich unwillkürlich zu Boden senkten.

Der Priester sagte Amen, und zwei Menschen waren nun für ihre ganze Lebenszeit miteinander vereinigt.

Der sonst so leichtsinnige Oskar war während der Trauung tief ergriffen; als er sich erhob, konnte man in seinem Blicke lesen, daß er das ganze Gewicht des Schrittes, den er gethan, fühlte, und daß er nicht mit leichtfertigem Gemüth vor Gott getreten war, und sein Schicksal unauflöslich an das Weib gefesselt hatte, welches nun seine Gattin war. Als er wieder aufgerichtet

dastand, hatte man Mühe, ihn wiederzuerkennen, so vollkommen-verändert war sein Aussehen.

Es ward dies von allen Anwesenden bemerkt. Das Gedankenlose, Lebhafte und übermüthig Heitere war verschwunden, in seinem Blick lag ruhige Besonnenheit und ein bestimmter, fester, unerschütterlicher Wille. Dieses Gesicht, welches vor wenigen Augenblicken einem kindischen Jüngling anzugehören schien, hatte im Verlauf von kaum einer halben Stunde ein unverkennbares Gepräge jener wahren Männlichkeit erlangt, welche einen starken Charakter kennzeichnet, wo Vernunft und Festigkeit die schwächern Gefühle des Herzens beherrschen.

Als Sappho nach beendeter Ceremonie in das Gesicht ihres Gatten aufblickte, ward sie von einem Gefühl der Bestürzung und Furcht durchzuckt. Wie ein Blitz leuchtete in ihrem Innern der Gedanke: „Ich habe mich in ihm getäuscht!"

Es lag etwas Melancholisches und dennoch Strenges, ja beinahe kalt Ernstes in Oskar's Augen, als er sie auf seine junge Gattin heftete, und noch dieser Abend sollte ihr mit entsetzlicher Wahrheit den Charakter des Mannes zeigen, welchen sie aus Laune und leichtsinniger Rachgier zum Gatten gewählt.

Der Geistliche hielt eine lange, wortreiche Rede, über die mit Rosen bestreute Bahn, welche diese Glücklichen, die „durch die Liebe vereint worden", zu wandeln bestimmt seien. Nachdem diese Rede zu Ende war, trat die Freiherrin von Kärnfelt als nächste Verwandte vor, um den Neuvermählten Glück zu wünschen.

Nach ihr kam die Gräfin D., welche Emy bei der Hand führte.

Bei Emy's Anblick zuckte Sappho heftig zusammen, das glühendheiße Blut stieg ihr in die Wangen empor, und bedeckte mit seinen Purpurflammen das ganze Gesicht; ihre Augen erweiterten sich und schossen Blitze des Zornes und des Stolzes. Sie war nahe daran, auf-

zukreischen, emporzuspringen und ihrem ganzen beleidigenden Hochmuth Worte gegen die Vermessene zu leihen, welche sich erdreistete, uneingeladen über ihre Schwelle zu kommen. Bei der heftigen Bewegung aber, die sie, als sie Emy erblickte, unwillkürlich machte, fühlte sie sich scharf am Arme gefaßt, und Oskar flüsterte mit einer Stimme, welche ihr Schauder einflößte:

„Emy und Arthur sind meine Gäste. Vergiß nicht, daß hundert Augen auf dich gerichtet sind."

Nun stand die Gräfin D. und Emy vor ihr. Was gesagt ward, hörte Sappho nicht. Es brauste ihr vor den Ohren, ihr Blut kochte und die Pulse flogen, nur Arthur's klangvolle Stimme unterschied sie von den übrigen. Wie das Gastmahl zu Ende ging, wußte Sappho kaum. Ihre Seele ward nur von einem einzigen Gefühl, einem einzigen Gedanken erfüllt, nämlich einem bis zur Wuth gesteigerten Zorne gegen den Mann, der auf so kühne Weise mit ihr zu spielen gewagt. Er hatte also sich ihre Hand erlogen und schon vor der Vermählung beschlossen, ihrem Willen zu trotzen und ihre Vorurtheile zu verletzen! Nun aber wollte sie ihrerseits strafen und ihn zwingen, auf seinen Knien um Verzeihung zu betteln.

Wir übergehen alle jene kleinen unerträglichen Ceremonien, von welchen eine Hochzeit begleitet ist, und kommen auf den Augenblick, wo die beiden Neuvermählten sich allein befanden.

Sappho stand in ein leichtes, weißes, mit Spitzen garnirtes Negligée gekleidet in der Mitte ihres gemeinschaftlichen Schlafzimmers. Ihr herrliches, üppiges, goldgelbes Haar umwallte vollkommen frei ihre Schultern. Die Farbe ihres Gesichts wechselte jeden Augenblick, und in ihren Augen brannten Flammen, welche von den andern Zügen wiedergespiegelt wurden. Die kleine Sylphide glich einer Verkörperung aller menschlicher Leidenschaften in ihrer unbezähmbaren Wildheit.

Eine lange Weile stand sie still, die Hände auf die

keuchende Brust gedrückt, bis endlich das Geräusch langsamer Tritte sich der geschlossenen Thür näherte. Ein bitteres, zorniges Lächeln kräuselte ihre Lippen, verschwand aber in demselben Augenblick, wo Oskar eintrat.

Er trug noch seine volle Uniform, und Sappho ward von der außerordentlichen Blässe seines Gesichts betroffen. Vergebens suchte sie jenen glühenden Ausdruck wiederzufinden, welchen sie in seinen Augen zu finden erwartet, und auf welchen sie ihre Rache baute. Es lag aber kein heißer Wunsch in seinem Blick, kein ungeduldiges Verlangen, sondern blos eiskalte Ruhe, leidenschaftsloser Ernst. Ehe er noch ein Wort sprach, war Sappho's Zorn wieder erwacht, und sie stürzte ihm entgegen, faßte ihn beim Arm und rief mit zügelloser Heftigkeit:

„Wie hast du wagen können, mir schon an meinem Hochzeitstage zu trotzen? Wußtest du nicht, daß ich niemals den Schimpf verzeihen würde, welchen du mir dadurch zugefügt, daß du unter eine Gesellschaft, welche meine Denkungsweise kennt und hochachtet, einen Gast eingeführt hast, der durch seine niedrige Geburt unserm edeln Stammbaum einen Schandfleck aufdrückt? Wußtest du nicht, daß ich diese Beleidigung an dir rächen würde?"

„Ereifere dich nicht, Sappho, denn ich komme jetzt einzig und allein, um dir eine Erklärung meiner Handlungsweise zu geben; außerdem würde ich dich nicht gestört haben."

Oskar machte mit ruhiger Bewegung seinen Arm los und setzte sich auf ein Sofa, während er fortfuhr: „Du sprichst von Rache an deinem Gatten. Wie wäre dies möglich? Merke wohl, Sappho, du hast keine Macht über mein Herz oder meine Leidenschaften, wodurch du Rache an mir nehmen könntest."

„Wirklich nicht?" fragte Sappho mit funkelnden Augen.

„Nein", antwortete der Graf mit fürchterlicher Kälte, „denn ich liebe dich nicht."

Hätte er Sappho ein Messer in die Brust gestoßen, so hätte ihr dies keine größere Qual verursachen können, als diese Worte, denn sie vernichteten mit einem mal das Fundament, worauf sie ihre Macht gebaut hatte.

Wie furchtbar hatte sie sich getäuscht! Dieser Mann, auf dessen schwachen Charakter, auf dessen heftige Leidenschaften sie gerechnet, um in ihm einen willenlosen Sklaven ihrer Launen zu haben, sagte ihr schon am Hochzeitsabend: „Ich liebe dich nicht!"

„Ha, welche Niedrigkeit, mich so zu betrügen!" rief die Gräfin ganz außer sich, und fuhr sich mit den Händen an den Kopf.

„Eine Niedrigkeit, in welcher du mir mit dem Beispiel des Betrugs und der Treulosigkeit vorangegangen bist", entgegnete Oskar, ohne die Farbe zu wechseln und ohne eine Miene zu zucken.

„Ich!"

„Ja, du Sappho; oder willst du behaupten, daß du mit deiner Hand mir auch zugleich dein Herz geschenkt? Nein, du hattest mich zu deinem Opfer ausersehen; du hattest auf mein warmes, unverdorbenes Herz gerechnet, und geglaubt, nach Belieben damit spielen zu können, aber du hast dich geirrt. Die elende Rolle, welche du mir zugetheilt, bin ich, trotz meiner Jugend und meines heitern Gemüthes, nicht geschaffen zu spielen. In meiner Seele wohnt der feste, unbewegliche Wille eines Mannes, und unter diesen Willen mußt du dich nun beugen. Ein Kampf wäre fruchtlos. Ein Versuch, die Bande, welche uns vereinigen, zu zerreißen, wäre vergebens, denn das Gesetz vermag nichts, wenn ich mich weigere, mich von meinem Weibe zu trennen. Du siehst, Sappho, dein Schicksal ist an das meine geschmiedet, und alle Bemühungen, es zu ändern, sind ohnmächtig."

„O daß ich dies erleben muß!" rief Sappho mit bebender Stimme. „O, ich Kurzsichtige, daß ich mich von diesem Manne so grausam betrügen ließ!"

„Sprich nicht von Betrug, du, die du selbst auf so plumpe Weise betrogen. Dein Herz ist noch kälter und gefühlloser für mich als das meine, so leer dieses auch an Liebe zu dir ist. Doch, was sollen wir noch weitere Worte über diesen Gegenstand verlieren? Ich bin gekommen, um dir eine Erklärung zu geben und dich dann zu verlassen. Laß uns daher zu der Einladung Arthur's und seiner Braut hierher übergehen."

„Erst antworte mir: Warum hast du Liebe geheuchelt? Warum hast du dich mit mir vermählt?" fragte Sappho todtenbleich.

„Das werde ich dir einmal sagen, aber jetzt nicht", antwortete Oskar, indem er sich mit der Hand über die kalte Stirn fuhr.

„Nein! Nein! Ich will es jetzt wissen", kreischte Sappho, indem sie mit dem Fuße stampfte und sich mit den Händen durch das Haar fuhr.

„Ich aber will dir keinen Aufschluß darüber geben", sagte Oskar; „höre daher, was ich sagen will und mäßige diese Ausbrüche deiner Wildheit."

Sappho warf sich in einen Lehnstuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Oskar zog zwei Billets hervor und fuhr fort:

„Vernunft und Gefühl haben mich gelehrt, die Tugend und das Verdienst zu achten, wo es sich findet, ohne zu fragen, ob die Brust, welche ein edles Herz birgt, die Uniform eines Edelmanns oder den schlichten Kittel eines Bauers trägt. Vor dem Allerhöchsten verschwinden alle irdischen Auszeichnungen. Wohlan, als ich die Dame kennen lernte, welcher Arthur sein Herz geschenkt hat, empfand ich für sie jene wohlthuende, wahre Bewunderung, welche die Tugend stets einflößt, und ich beschloß, Arthur zu zeigen, daß ich stolz darauf sei, sie unter meine nächsten Verwandten zu rechnen, und ihr bei jeder Gelegenheit die Hochachtung zu schenken, welche sie in so reichem Maße verdient. Deshalb durfte sie bei

unserer Hochzeit nicht fehlen. Sieh hier, was Arthur vermochte, die Einladung anzunehmen. Lies dies. Es ist das Concept zu dem Billet, welches ich ihm zugleich mit der Einladung zusendete."

Als Oskar seiner Neuvermählten das Blatt hinreichte, zuckte ein dunkler Blitz aus seinen Augen.

Mit vor Zorn bebender Hand ergriff die Gräfin das Blatt, und las:

„Arthur! Nach der wenig erfreulichen Entdeckung, welche ich, wie Du weißt, in Holmvik machte, als wir beide Zeugen des Auftritts zwischen Sappho und Emy waren, habe ich einiges Recht auf Dein Zartgefühl und Deine Theilnahme. Auf letztere rechne ich jetzt bei Erfüllung meines Wunsches, daß Du und Deine edle Braut Sappho's und meine Hochzeit mit Eurer Gegenwart beehrt. Laß dies einen Beweis sein, daß die irrende, jetzt tief bereuende Sappho Euer beider Verzeihung dafür erhalten, daß sie von wahnsinniger Eifersucht getrieben, Euer Glück vergiften wollte. Mit hochherziger Aufrichtigkeit hat Sappho mir alles gestanden, und mir überlassen, über unser Schicksal zu bestimmen. Wie meine Entscheidung ausgefallen ist, siehst Du. Sie bittet durch mich um Eure Verzeihung und Freundschaft. Eine Dame von so hohem und edlem Charakter wie Deine Braut zwingt selbst das übermüthigste Herz, zu erkennen, daß nicht der Adel dem Menschen Werth gibt, sondern nur die Tugend.

„Mit aufrichtiger Freundschaft

Oskar Kerner."

Sappho schleuderte den Brief weit von sich, sprang von dem Stuhle auf, und heftete einen wüthenden Blick auf ihren Gatten.

„Du hast sie also in meinem Namen eingeladen", rief sie „mit Grüßen von mir! Ha, das ist schändlich, aber ich — ich werde ihnen sagen, daß —"

„Daß Graf Oskar Kerner's Gattin noch immer

Arthur Ruben liebt!" rief Oskar in drohendem Tone. „Hast du den Muth, zu gestehen, daß du dich mit dem erstern blos deshalb vermählt, weil letzterer dich verschmäht? Hüte dich! Spiele nicht mit meiner Ehre und meinem Namen! Ich könnte dich dann zermalmen wie eine Schlange, die mich gestochen. Lies Arthur's Antwort, und sieh ein, daß ich durch meinen Brief dein Ansehen gerettet habe."

Oskar erhob sich und setzte dann hinzu:

„Morgen früh 7 Uhr wird der Reisewagen bereit sein. Ich komme dann um dich abzuholen. Wir reisen nach Stockholm und von da nach Deutschland."

Der Graf wollte das Zimmer verlassen.

„Wir sollen morgen abreisen!" rief Sappho ganz verblüfft, denn sie glaubte in einem schweren Traume befangen zu sein; „wir sollen am Tage nach der Hochzeit von unsern Gästen abreisen, ohne daß du weißt, ob ich es will?"

„Hast du nicht gehört, daß hinfort nur mein Wille gilt? Ich habe beschlossen, daß wir abreisen, selbst wenn ich dich mit Gewalt fortschleppen sollte. Mache daher aus der Noth eine Tugend und füge dich darein."

Mit diesen Worten verließ Oskar das Zimmer.

Sappho sank in den Lehnstuhl zurück und brach in wildes Schluchzen aus. Sie zerknitterte Arthur's Brief in ihren krampfhaft geballten Händen, während etwas, was der Verzweiflung glich, in ihrer Seele raste. Nachdem sie sich ungehindert eine Weile diesen gewaltsamen Ausbrüchen überlassen, erhob sie sich, strich sich das Haar aus der Stirn und öffnete Arthur's Brief. Dieser enthielt folgende Worte:

„Lieber Oskar.

„Dein Brief hat mich auf angenehme Weise überrascht, denn er läßt mich hoffen, daß Sappho, nachdem sie zu bessern und edlern Gefühlen erwacht ist, als denen der Leidenschaft, Dir all das Glück schenken wird, welches

Deine Jugend und Dein redliches Herz verdienen. Ich hoffe, sie wird ausschließlich Dir ihr in vielen Beziehungen so reiches Herz widmen. Es soll sowol für mich als für meine Braut eine theure Pflicht sein, durch unsere Gegenwart Sappho zu beweisen, daß unsere Herzen sowol für sie als für Dich nur freundschaftliche Gefühle hegen; vergiß aber nicht, daß ich auf Deine Einladung, und nur um Deinen Wunsch zu erfüllen, meine angebetete Emy in eine Versammlung einführe, deren Vorurtheile mir genugsam bekannt sind. Alles, was sie nur im mindesten verwunden könnte, wird von mir als eine tödliche Beleidigung betrachtet werden. Dein aufrichtiger Freund

Arthur Ruben."

So schloß Sappho's Hochzeitstag.

Ohne einen Augenblick geschlafen, ohne Stärkung im Vergessen, oder Linderung in der Ruhe gefunden zu haben, hatte Sappho diese Nacht durchlebt.

Der Morgen kam mit glühender Hitze und brennender Sonne, und Sappho saß immer noch in dem Lehnstuhl. Sie hörte die Dienstleute sich auf dem Hofe regen, und die Hüttenwerksglocke zur Arbeit läuten, ohne daß sie klar zu fassen vermochte, ob nicht der Abend und die Nacht ein peinlicher Traum gewesen sei. Sie fürchtete aus diesem Glauben gerissen zu werden, so unbegreiflich erschien ihr die Umwälzung, welche in ihrem Leben stattgefunden hatte. Wie sollte sie nun die Freiheit, die Unabhängigkeit wieder erlangen, welche sie so leichtsinnig von sich geworfen? Thränen, namenlos bittere Thränen benetzten ihre Wangen, als die Thür sich öffnete, und Oskar in einem kurzen, dicht bis an den Hals zugeknöpften Reiserock hereintrat.

War er schon am Abend vorher bleich und ernst

gewesen, so war er dies jetzt in noch höherm Grade. Man sah ihm an seinem jugendlichen Gesicht an, daß auch er eine Nacht ohne Ruhe und unter bittern Kämpfen zugebracht hatte.

„Ich komme, Sappho, um dich zu erinnern, daß wir in einer Stunde abreisen werden", sagte Oskar. Sein Ton war ernst, aber doch milder als am Abend vorher.

„Ich habe dir ja gesagt, daß ich nicht reisen will!" antwortete Sappho heftig.

„Sappho, versuche nicht, dich meinem Willen zu widersetzen, denn du würdest dadurch weiter nichts erreichen, als daß ich deine Zofen herbeiriefe und ihnen beföhle, dich anzukleiden. Laß das betrübende Verhältniß, welches zwischen uns herrscht, ein Geheimniß zwischen dir und mir bleiben. Trotzest du mir aber, nun gut, dann mag die Welt erfahren, was für ein unbändiges Weib du bist. Zieh' daher die Klingel, und laß dich ankleiden."

„Aber unsere Gäste!" fiel Sappho ein.

„Diese habe ich gestern Abend durch meine Tante, die Gräfin D., von unserm Beschluß unterrichten lassen, schon heute Morgen eine Reise ins Ausland anzutreten."

Oskar ergriff die Klingelschnur und zog dieselbe. Augenblicklich traten die beiden Zofen der Gräfin herein, und eine Stunde später rollte der Reisewagen mit den beiden Neuvermählten fort, während die Freiherrin von Kärnfelt und alle übrigen noch ruhig schliefen.

Und hiermit verlassen wir Löda, um einen kurzen Besuch anderwärts zu machen.

Zwanzigstes Kapitel.

An einem schönen hellen Septembermorgen standen zwei junge glückliche Gatten an einem offenen Fenster des Speisesaals auf Holmvik. Die Gattin stützte sich auf den Arm des Mannes, und lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Auf ihrem Antlitz lag jener magische Widerschein von Wonne, Schüchternheit und Keuschheit, der sie so bezaubernd machte. Ihr Blick war mit reinem, warmem und dankbarem Ausdruck gen Himmel gerichtet.

„Wenn Gott uns armen Sterblichen hier auf Erden jemals einen Vorgeschmack von der Glückseligkeit des Himmels genießen lassen will, so geschieht es an der Seite einer geliebten und angebeteten Gattin“, sagte Arthur, indem er seinen Arm um Emy schlang und sie fest an sein Herz drückte. „O, meine Theure, Angebetete, meine schöne Rose, so bist du denn für Zeit und Ewigkeit mein, und ich fühle, daß ich nun stark genug sein würde, alle Leiden zu tragen, da nun du mir zur Seite stehst und dem Leben seinen ganzen Werth gibst.“

„Für unser Glück, mein Arthur, sind wir dem Höchsten unsern Dank schuldig, und wir wollen ihn

bitten, daß er über uns wache. Sollten aber die Tage der Prüfung kommen, so fühle ich, daß auch ich den Muth haben werde, geduldig zu leiden, dafern nur deine Liebe mich treu durch das Leben führt."

Emy blickte, indem sie dies sagte, mit einem sonnenwarmen Blick zu ihrem Gatten auf.

„Nun, geliebte Emy, werden wir schon in einer Woche unsern Ausflug nach dem Süden unternehmen. O, welch ein berauschendes Glück, unter Italiens glühendem Himmel die Stunden an deinem Herzen verträumen zu können!"

Ein Kuß begleitete diese Worte.

„Und Helene?"

„Sie geht mit uns. So war ja unsere Verabredung. Für diese lebhafte und schwärmerische Seele wird Italien mit seiner natürlichen Poesie nicht ohne wohlthätige Einwirkung sein."

„Dank, Dank, Arthur", entgegnete Emy, indem sie ihren Arm um seinen Hals schlang. „Sieh, Helene könnte nicht ohne mich leben. Deine Emy ist ihr unentbehrlich geworden."

„Ebenso wie mir. Ach, es ist ja so natürlich, daß die, welche dich recht kennen lernen, dich anbeten müssen. So wie du muß das Weib sein — rein an Gedanken und Gefühlen, zärtlich, mild und wahr, um die Veredelung des Mannes bewirken zu können, welche ihre Bestimmung im Leben ist. Wie unwürdig fühle ich mich des Glücks, eine solche Gattin zu besitzen; aber ich werde suchen, es zu verdienen."

So sprachen diese beiden Gatten, welche die Liebe vereinigt hatte. Wird ihr Leben eine ununterbrochene Kette von Glück und Frieden sein, oder wird Gott, der Allmächtige, ihnen Prüfungen senden, um zu sehen, wie sie den schweren Tag ertragen, und sie veredelt aus der oft bittern, aber wohlthätigen Schule des Lebens hervorgehen lassen?

Dies sind Fragen, welche nur die Zukunft beantworten kann.

Wir haben hier zwei Gatten, deren Lebensbahn lächelnd und verheißungsvoll vor ihnen liegt. In Oskar und Sappho haben wir dagegen zwei, deren Verbindung eine Bürde für sie zu schein schien. Wie das Schicksal sich für sie gestaltet, werden wir im weitern Verlaufe dieses Werkes Gelegenheit erhalten zu zeigen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eine Woche später rollte Graf Ruben's leichter Reisewagen zu dem Gitterthor von Lundagard hinaus, wo man ein Reise- und Abschiedsfrühstück eingenommen hatte.

Manche Thräne rann Emy's Wangen bei dem Abschied von dieser Heimat herab, wo sie Aeltern und Geschwisterherzen gefunden; am allerbittersten aber war ihr der Abschied von Hildur, diesem treuherzigen, selbstverleugnungsvollen und ungewöhnlichen Mädchen, welches durch ihre hingebende Freundschaft, ihre alles ahnende Zärtlichkeit Emy so viele reine und unverfälschte Freuden bereitet, so manchen Schmerz gelindert, und durch ihre stille Anhänglichkeit Emy's Wünsche und Gedanken zu errathen gesucht hatte. Ach, wo sollte sie ein solches Herz wiederfinden? Vielleicht niemals; das Glück aber, es einmal gekannt zu haben, zu wissen, daß sie noch einen Platz darin einnahm, dies war für Emy ein Trost im Augenblick des Scheidens.

Alle hatten auf Lundagard nach Emy's Abreise wieder ihre gewöhnlichen Beschäftigungen vorgenommen, Hildur aber stand in Helenens früherm Zimmer an das Fenstergewände gelehnt. Eine Thräne nach der andern

schlich sich ihre Wangen herab, und sie fühlte sich so einsam, so ganz allein mit ihrem Herzen und dessen Wunde. Ach, der Schmerz derselben war ihr weniger fühlbar gewesen, solange Emy hold und freundlich ihr zur Seite stand, und sie in dem Blick der Freundin las, daß diese, obschon sie niemals davon sprach, dennoch das Leiden, welches an ihr nagte, kannte und verstand.

Niemals hatte sie tiefer das Bedürfniß einer Freundin empfunden als jetzt, weil Arvid, der zu Emy's Hochzeit eingeladen worden, seit diesem Tage noch auf Lundagard verweilte. Welchen Muth, welche Seelenstärke bedurfte sie, um in dem geheimsten, verborgensten Winkel ihres Herzens ihre Liebe zu verbergen, eine Liebe, welche sie zu ewigem Schweigen, zu ewiger Entbehrung verurtheilt hatte.

Lange stand Hildur so versenkt in stillen Schmerz und bittere Sehnsucht, als die Thür des Zimmers sich öffnete. Sofort trocknete Hildur ihre Thränen und wendete sich nach dem Eintretenden herum. Es war Arvid.

Ein Schauer durchrieselte sie, und sie fühlte dunkel, daß ihre Gemüthsstärke wieder auf eine schwere Probe gestellt werden würde.

„Ich bin, trotzdem daß meine Gegenwart in Liljedal nöthig ist, solange hier in Lundagard geblieben, weil ich noch einmal mit dir sprechen muß, Hildur", sagte Arvid und näherte sich ihr. „Ich muß mich überzeugen, ob alle Hoffnung entschwunden ist", setzte er bekümmert hinzu.

„Nein, Arvid, die Hoffnung lächelt dir noch, obschon sie eine andere Gestalt angenommen hat als die Hildur's", antwortete sie mit schüchterner, beinahe furchtsamer Miene. „Ach laß uns sprechen wie Freunde, ja, wie Jugendfreunde, und vergiß, daß wir einander mehr gewesen sind."

Hildur reichte ihm die Hand mit einem Blick so mild und freundlich, daß er Arvid durchs Herz ging. Er ergriff ihre Hand, drückte sie an seine Lippen und behielt sie dann in der seinen.

„Und diese Hand soll also mir niemals gehören?“

„Niemals!“ flüsterte Hildur. O wie hallte dieses niemals in dem Herzen des armen Mädchens wider! „Aber die treue Freundin, Arvid“, fuhr sie fort, „die treue Freundin ist stets da, und dieser erlaube jetzt, zu dir zu sprechen.“

Arvid ließ die Hand los und senkte das Haupt, indem er fragte:

„Was kannst du mir in dieser Eigenschaft zu sagen haben, Hildur?“

„Leg' die Hand auf dein Herz und frage dieses, nur dieses, wessen Bild die Wünsche dieses Herzens angenommen haben. Laß nicht deine Pflicht und dein Ehrgefühl das Wort führen und dich bewegen, mir hartnäckig eine Hand zu bieten, welche nicht von deinem Herzen begleitet ist, — sondern laß dieses das Wort führen. Sag', wenn ich gestorben wäre, oder wenn ich eine andere Wahl getroffen hätte, wen würdest du wol wählen?“

Ruhig und ernst sah Hildur ihn an.

Ueber Arvid's Stirn glitt eine Wolke, und eine brennende Röthe bedeckte sein Gesicht. Er schwieg.

„Wohlan, Arvid“, fuhr Hildur fort, „weshalb willst du länger ein Geheimniß aus dem machen, was deine Blicke und dein ganzes Aeußere verrathen. — Du liebst Selma.“

„Ha, ich habe mich also nicht getäuscht! Deshalb entsagtest du mir? Selma! Selma! Wie konntest du mich verrathen?“ rief Arvid.

Ein unwillkürliches Zucken der Augenbrauen, ein schmerzliches Beben war an Hildur bei diesen Worten Arvid's wahrzunehmen; aber ruhig hob sie wieder an:

„Du irrst dich. Selma hat mir nichts gesagt, und als ich mit dir brach, hatte ich keine Ahnung davon. Während der drei Wochen aber, welche du hier zugebracht hast, und ich selbst nicht mehr von meiner Liebe ver-

blendet gewesen bin, habe ich zu finden geglaubt, daß dein Gewissen dich zu mir, dein Herz dagegen zu Selma zieht. Sei ruhig, Arvid, du kannst, ohne mich zu verletzen, der Stimme deines Gefühls folgen, und eine Ahnung sagt mir, daß Selma sich besser für dich eignet als ich."

„Nein, nein, Hildur, nur an deiner Seite gibt es Glück für mich, das fühle ich! Mein unruhiges Herz mag sagen, was es will."

„Glück ohne Liebe? Nein, Arvid, dieses würdest du bei mir nicht finden. Bei Selma lächelt es dir entgegen, und laß die treue Freundin deiner Kindheit in diesem Fall deine Rathgeberin sein."

„Hildur, ich werde weder Selma noch irgendeiner andern meine Hand jemals eher bieten, als bis du für mich vollkommen verloren bist", rief Arvid und verließ das Zimmer.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Jahr später schrieb Hildur an Emy:

„Meine gute, gute Emy!

„Ein ganzes Jahr ist verflossen, seitdem Du mit Helenen uns verlassen hast; ein ganzes Jahr, während dessen wir einander nicht gesehen haben! Dieses Jahr ist aber für Dich eine ununterbrochene Kette von Glück gewesen, und ich thäte sehr übel, wenn ich den Verlust, den ich erlitten, beklagte, während alle Deine Briefe beweisen, daß Du glücklich bist. Ach, möge Dein Leben immer so sonnenhell und friedlich bleiben wie jetzt.

„Wie leer ich es nach Deinem Weggange gefunden, das weißt Du. Oft habe ich gedacht, daß ich nun allein, ganz allein in der Welt stünde; im nächsten Augenblick aber schon habe ich mir Vorwürfe über dieses Gefühl gemacht, und bedacht, wie gut Gott gewesen ist, der mir eine Heimat wie die meine geschenkt, und einen Vater, der wegen seines edeln Charakters mein Stolz, und wegen seiner großen Herzensgüte und Liebe zu seinen Kindern meines Herzens Abgott ist. Emy, ich finde, daß ich gegen Gott und mein Schicksal sehr undankbar war, als

ich glaubte, ich stünde mitten in diesem Ueberfluß an Liebe allein.

„Seit meinem letzten Briefe hat sich hier zu Hause viel verändert, und ich bin gewissermaßen in Verlegenheit, wie ich Dir alle die außerordentlichen Dinge, welche geschehen sind, erzählen soll. Es wird am besten sein, wenn ich gleich zuerst mit der großen Neuigkeit herausrücke.

„Wohlan, liebe Emy, ich bin verlobt. Mit wem, fragst Du? — Ach, Du würdest es nicht errathen und sicherlich nicht glauben, wenn ich Dir diese neue Umwälzung in meinem Leben nicht selbst erzählte.

„Laß nicht Deine Phantasie Dir einen Namen zuflüstern, der früher mit dem meinigen verflochten war. Nein, Emy, dies wäre ein verletzender Argwohn. Deine Hildur ist mit dem Pastor Wendborg verlobt! Nun schlägst Du die Hände zusammen und denkst: «Hildur hat ihre Gefühle sehr, sehr gewechselt», aber Du irrst Dich, meine Gefühle wechseln nicht. Du weißt, wie innig, wie grenzenlos ich meinen Vater liebe. Die Sache verhält sich so.

„Nach meinem Bruche mit Arvid fand Wendborg sich immer häufiger auf Lundagard ein, und Du wirst Dich selbst noch erinnern, wie Helene mich mit ihm zu necken pflegte. Als Ihr fort waret, und auch Arvid unser Haus verlassen hatte, kam er noch öfter, und Papa pflegte mit einem Seufzer zu sagen: «Das ist ein guter, und durch und durch rechtschaffener Mann, den ich gern meinen Sohn nennen möchte», und dabei sah er mich an. Mein Herz aber hatte eine Wunde, welche in aller Stille noch zu reichlich blutete, als daß sie mir erlaubt hätte, seine Worte zu verstehen.

„Die Zeit verging, und mit jedem Tag lernte ich Wendborg höher achten. Ich glaubte in ihm einen wirklich christlichen Priester zu finden, welcher mit Sanftmuth und warmem Eifer der Seele und des Herzens der Lehre angehörte, welcher er sein Leben gewidmet.

Ach, ich hätte gewünscht, ihn lieben zu können; aber ich konnte ihn blos hochachten und bewundern.

„Eines Tages, Emy, hatten er und Papa eine lange Unterredung miteinander. Als er fort war, wünschte Papa mich zu sprechen. Mit all seiner Liebe, mit all der ganzen beweglichen Beredsamkeit, welche dolmetscht, was das Herz wünscht, theilte er mir mit, daß der Pastor um meine Hand angehalten habe. Meine Antwort wäre, wenn ich der Eingebung des Augenblicks gehorcht hätte, sicherlich eine verneinende gewesen; aber so — ach, Emy, Du wirst mich vielleicht nicht verstehen — bat ich um Bedenkzeit bis den nächstfolgenden Tag.

„Ich brachte die Nacht damit zu, daß ich betete und mein Herz prüfte. Allerdings stand darin noch ein von den Kinderjahren damit verwachsenes Bild, aber es durfte nicht mehr darin bleiben. Wenn ich Wendborg's hohen Werth und die Gaben seines Geistes und Herzens bedachte, fühlte ich, daß ich es nicht verdiene, seine Gattin zu werden; aber ich glaubte auch, als seine Gattin am meisten nützen zu können.

„Als ich am andern Morgen in das Familienzimmer hinunterkam, bestürmte Mama mich mit so warmen Bitten, sprach so eifrig von Papas Freude, wenn ich Wendborg mein Jawort gäbe, und belagerte mein Herz so, daß alle Bedenklichkeiten schwanden, und als Selma bleich und bekümmert in diesem Augenblick eintrat, stand es klar vor mir, was ich zu thun hätte. Ich gab mein Jawort, und bin nun seit einigen Tagen verlobt.

„Du heftest vielleicht Deine Blicke mit bekümmertem Ausdruck auf meinen Brief, und bist unzufrieden mit dem Schritt, den ich gethan. Aber warte einen Augenblick, ehe Du Dein Verdammungsurtheil über eine Ehe aussprichst, die nicht auf Liebe gebaut ist.

„Auch ich habe viel über diesen Gegenstand nachgedacht, und der Schluß, zu welchem ich gekommen bin, ist folgender:

„Wenn man aus Berechnung, aus irdischen Beweggründen heirathet, dann hat man nicht das Recht, auf Glück zu hoffen; wenn man aber den Mann, dessen Gattin man beschlossen zu werden, von ganzer Seele achtet, wenn man fühlt, daß man nützen und für ihn leben kann, und wenn man mit wahrer Zuversicht auf Gottes Beistand im Augenblick der Prüfung hofft, dann, Emy, kann man zufrieden sein mit dem Glück, welches man verbreitet, mit dem Guten, welches man ausrichten kann, und das Leben hat, wenn wir für und durch andere leben, ebenso viel Wonne zu bieten, als wenn wir für das Glück leben, welches die Liebe uns schenkt.

„Glaube daher, daß Deine Hildur glücklich werden wird, daß der Wirkungskreis, welcher sich ihr als ehrsamer Pastorsfrau bietet, sie die frühern Träume vergessen machen wird.

„Wir wollen sehen, ob meine Verlobung nicht bald eine andere zur Folge hat. Es ahnt mir fast; aber jetzt kein Wort weiter davon.

„Papa, Mama und Selma lassen Dich und Helenen auf das herzlichste grüßen, und vereinigen sich in dem Wunsch, daß Ihr nicht allzu lange auf Eurer Villa in Italien verweilen möget, sondern bald nach unserm lieben Schweden zurückkehrt.

„Vor allen Dingen unsern Gruß an Deinen Gemahl.

„Vor einem Monat kamen Graf Kerners nach Löda zurück. Man erzählt wunderliche Dinge von ihnen. Man behauptet, Graf Oskar sei gegen seine Gemahlin unbarmherzig streng und hart, obschon dies durchaus nicht mit der Güte und Rücksicht übereinstimmt, die er seinen armen Untergebenen beweist, ebenso wenig wie mit den wohlthätigen Veränderungen, die er im Begriff steht, zum Vortheil derer zu treffen, welche vom Glück vernachlässigt worden. Mir ahnt, daß die Gräfin Sappho etwas schwierig zu behandeln ist. Ich habe sie niemals recht leiden können.

„Antworte mir bald. Stets und mit unwandelbarer Treue Deine

Hildur.“

Nachschrift. „Du weißt wol, daß Waldén, nachdem er seinen Posten niedergelegt, sich ein eigenes Besitzthum gekauft hat?“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

An einem schönen, hellen Abend, zu Anfang des Monats Juli, saß eine junge schöne Frau in einem kleinen Cabinet auf Löda.

Es war keine andere als die Gräfin Sappho Kerner. Fünf Jahre sind verflossen, seitdem sie ihr Geschick mit dem des Grafen Oskar Kerner vereinigte, fünf lange Jahre voll von Kämpfen und Demüthigungen für die stolze, herrschsüchtige Sappho. Der Kampf war ein gewaltsamer gewesen, und hatte einen großen Theil des wilden Uebermuths dieses verzogenen Glückskindes gebrochen.

Nach einem einjährigen Verweilen in fremden Ländern war Graf Kerner mit seiner Gattin wieder nach Löda zurückgekehrt, und vier lange Jahre hatte letztere mit unruhigem Geiste auf dem Besitzthum ihrer Väter ausharren müssen.

Zeit, Kummer, Kampf und Thränen waren nicht im Stande gewesen, Sappho's magische Schönheit erbleichen zu lassen. Sie war heute, wo wir sie nach so vielen bittern Kämpfen wiedersehen, noch ebenso unwiderstehlich anziehend, als da wir sie das erste mal, während der

glänzendsten Tage ihres Glücks und ihres Uebermuths sahen.

Die Gräfin saß zurückgelehnt auf einem kleinen Sofa. In ihrem Auge zitterte eine Thräne des Schmerzes. Vor ihr stand eine alte Bekannte, Dora Hedin, die Tochter des vormaligen Hofmeisters ihres Vaters.

Dora heftete einen treuherzigen Blick auf ihre vornehme Gönnerin, als ob sie ihre geheimsten Gedanken und Gefühle erforschen wollte. Nachdem das Schweigen noch eine Weile gedauert hatte, sagte Sappho endlich in unsicherm Tone:

„Also du durftest sie sehen, sie in deinen Armen halten und ihre zarten Lippen meinen Namen stammeln hören?"

„Ja, Frau Gräfin, sie war so schön, so blühend, und so munter, daß es das Herz erfreute. Auch verschwendete der Graf die zärtlichsten Liebkosungen an seine kleine Tochter."

„Ach ja, das weiß ich; für sie hat er Gefühl, für mich aber keins", entgegnete Sappho, indem sie sich heftig erhob und dann mit funkelnden Augen hinzusetzte: „Hast du jemals einen Mann in seiner Grausamkeit so weit gehen sehen wie den meinigen? Merke wohl, er hat mich von meinem Kinde getrennt, von dem einzigen, was jetzt auf Erden mich noch erfreuen und glücklich machen kann. Gibt es wol ein menschliches Herz, welches eine solche Handlungsweise verzeihen kann? Nein, tausendmal nein!"

„Aber, Frau Gräfin, es ist ja aus Liebe zu dem kleinen Fräulein geschehen", fiel Dora ein, indem sie Sappho fest in die Augen sah.

„Aus Liebe, sagst du? Ist es Liebe, das Kind seiner Mutter, die Mutter ihres Kindes zu berauben? Hat er auch nur das Recht dazu? Die ärmste meiner Untergebenen darf ihre Kinder pflegen und aufziehen, ich aber, ich allein in der ganzen Welt, muß dieses Glück entbehren.

Kalt und hart ist das Herz, welches so handeln kann. O Dora, Dora, wie namenlos unglücklich bin ich! Gibt es wol jemand, der dies in ebenso hohem Grade wäre?"

Ein Thränenstrom benetzte Sappho's Wangen.

Dora betrachtete die stolze Gräfin mit einem Ausdruck warmer und wahrer Theilnahme. In den blauen und treuen Augen schimmerte eine Thräne; aber in ruhigem, ernstem Tone antwortete sie:

„Sie haben unrecht, Frau Gräfin, wenn Sie behaupten, unglücklich zu sein. Wenn man einen Mann zum Gatten hat, welcher mit niemals ruhendem Eifer das Glück und den Wohlstand seiner Untergebenen überwacht, welcher nur für das Gute lebt und wirkt, dessen Namen von hundert Lippen nur mit Segen genannt wird, und welcher seinen Mitmenschen so nützt wie der Graf, dann muß man stolz sein auf einen solchen Mann, sich nicht als unglücklich mit ihm betrachten, und nicht sagen, er sei hart und grausam."

Sappho erhob sich wie von Federkraft emporgeschnellt, und warf den Kopf zurück, während sie auf Dora einen Blick heftete, der allzu sehr an ihren frühern Uebermuth erinnerte.

Dora aber begegnete ruhig diesem stolzen Blick, welcher ihr sagte, daß sie zu dreist gewesen.

„Du vergissest, mit wem du sprichst, Dora", sagte Sappho, deren Lippen vor Zorn bebten.

„Nein", antwortete Dora, „ich spreche mit der Tochter des Gutsherrn meines Vaters, und wenn ich zu dreist gewesen bin, so hat dies seinen Grund darin, daß meine Anhänglichkeit stärker ist als jedes andere Gefühl. Ich will gern als die geringste Dienerin hier bleiben, dafern ich Ihnen damit nützen kann, Frau Gräfin."

Dora trat einen Schritt näher.

„Nur wirklich treue anhängliche Herzen", fuhr sie

fort, „haben den Muth, die Wahrheit auszusprechen. Zürnen Sie daher nicht der, welche diesen Muth besitzt.“

In Dora's Ton und Miene lag ein so unverkennbares Gepräge von Wahrheit und Hingebung, daß der stolze Zug in Sappho's Gesicht verschwand, und sie tief, wenn auch bitter fühlte, daß die geringe unebenbürtige Dora ihre einzige Freundin war, die einzige, auf deren uneigennützige Freundschaft sie rechnen konnte. Es lag etwas für ihren Stolz wirklich Niederschlagendes darin, zu fühlen, daß sie bei all ihrem Ueberfluß nur Dora zur Freundin hatte, und gleichwol lag auch zugleich ein Trost darin, zu wissen, daß wenigstens ein Herz ihr ergeben war. Ach, Sappho fühlte sich so einsam, so arm an aller Zärtlichkeit, daß ihr Stolz weichen mußte, denn sie besaß nicht den Muth, diese redliche Seele von sich zu stoßen.

„Du bist nicht zu dreist gewesen“, sagte sie mit bekümmertem Lächeln; „vielleicht wäre ich jetzt glücklicher, wenn ich die Wahrheit früher von dir gehört hätte.“

Dora hatte nicht Zeit, zu antworten, denn in demselben Augenblick ward der Thürvorhang gehoben und Graf Oskar Kerner trat ein.

War dieser Mann, der jetzt vor Sappho stand, wirklich derselbe Oskar Kerner, den wir so heiter, so leichtsinnig und kindisch muthwillig gesehen? Nein, von diesem war jetzt keine Spur mehr vorhanden, wenn wir das lebensfrische Aeußere ausnehmen. Auf der hochgewölbten Stirn thronte ein Ernst, der hier von dem Augenblick an seinen Wohnsitz aufgeschlagen, wo der Priester Sappho's und sein Geschick miteinander vereinte. Derselbe strenge Blick, dieselbe unbeugsame und kalte Entschlossenheit, welche sich am Hochzeitsabend in seinem Angesicht offenbarte, finden wir auch jetzt hier wieder.

Welche Umwälzung mußte wol in der Brust des jungen Grafen vorgegangen sein, daß sie so auf seinen äußern Menschen zurückgewirkt hatte? Wir wissen es

nicht, wir können blos die Wirkungen schildern, und diese waren in die Augen fallend. Die schwarzen, früher so schalkhaften Augen hatten einen gedankenvollen, ernsten Ausdruck, und diese Lippen, welche früher so viele unbedachte Worte aussprachen, und so freimüthig lächelten, waren geschlossen und streng. Das Gepräge von Männlichkeit, welches sein ganzes Wesen athmete, gab seinen schönen Zügen etwas Ehrfurchtgebietendes und Stolzes.

Graf Oskar nickte Dora freundlich zu.

„Du hast dich wol deines Auftrags zur Zufriedenheit der Gräfin entledigt?" fragte er.

„Ja, ich hoffe es wenigstens", antwortete Dora, verneigte sich und verließ das Zimmer.

Beim Eintritt des Grafen war Sappho sehr bleich geworden, und es lag etwas Scheues in ihrem Blick, als sie denselben auf ihn heftete.

Der Graf warf sich neben Sappho auf das Sofa.

„Ich komme, um dir zu melden, daß deine Amme heftig erkrankt ist", begann der Graf, ohne seine schöne Gattin anzusehen, welche mit bald lilienweißen, bald rosenrothen Wangen, und mit wechselndem Ausdruck der Gefühle in ihren Augen dasaß.

„Karin ist krank?" rief Sappho lebhaft. „Dann will ich sogleich Agathen hinschicken, um zu hören, ob sie etwas bedarf."

„Zu einer Person, an deren Brust man gelegen, schickt man nicht eine dritte, sondern man geht selbst, um die Augen zuzudrücken, welche so oft um unsertwillen gewacht haben. Deine Amme ist dem Tode nahe; der Arzt gibt keine Hoffnung mehr."

„Du willst, daß ich sie besuche?" fragte Sappho, indem sie ihren Gatten mit unruhigem Blick ansah.

„Ich will nichts", antwortete der Graf, indem er sich eine Cigarre anzündete; „aber ich hätte gewünscht, dein eigenes Herz hätte dir gesagt, daß du der Wärterin deiner zarten Kindheit einen persönlichen Besuch und

einige dankbare Worte in ihren letzten Augenblicken schuldig bist. Sagt dir dies aber kein Gefühl in deiner eigenen Brust, dann wäre ein Besuch weiter nichts als eine Komödie."

Sappho schwieg eine Weile. — Der Graf rauchte.

„Du sprichst kein Wort von unserer Tochter", hob die Gräfin wieder an, und ihre Wangen glühten purpurroth.

„Dora wird dir wol alles mitgetheilt haben, was sie betrifft. Sie befindet sich wohl und blüht wie eine frische Knospe."

Der Graf wendete sich nun zu Sappho, heftete seine Augen mit tiefem Ernst auf sie, und sprach dann folgende Worte:

„Du wolltest durch Dora wissen, ob das Kind sich wohl befände, weil du meinen Worten nicht trautest, und ich erfüllte deinen Wunsch, obschon deine Zweifel mich hätten beleidigen sollen."

„Sprich nicht mit mir von Zweifeln", rief Sappho mit ungezügelter Heftigkeit. „Kann ich wol auch nur einen Augenblick dem Manne trauen, der mir mein Kind entrissen, der mich dessen beraubt, wofür jede Frau ohne Bedenken ihr Leben und Wohlergehen wagt? Kann ich wol einem Manne glauben, der gefühllos ist gegen meine Bitten, kalt gegen meinen Schmerz, und der mit unerbittlicher Härte das Kind von dem Herzen der Mutter reißt? Nein, jeder Zweifel ist mir erlaubt, denn hier in meinem Innern bluten Wunden, die zu zahlreich und zu tief sind, als daß sie jemals geheilt werden könnten."

Sie drückte, indem sie dies sagte, die Hände auf die Brust.

„Und wer hat dir diese Wunden geschlagen?" fragte Oskar mit einer Ruhe, bei welcher das Blut aus Sappho's Wangen wich. Sie ergriff ihn am Arme und rief mit bebender Stimme:

„Du, du, der du mich um Glück, Freiheit, Liebe

und Frieden bestohlen; aber nicht genug damit, du hast mir auch mein Kind geraubt, das höchste Kleinod des Armen wie des Reichen."

„Und habe ich nicht recht daran gethan, daß ich das Kind aus einem Hause entfernt, wo dergleichen Auftritte zur Tagesordnung gehören?" antwortete der Graf und legte die Cigarre weg. „Oder glaubst du, daß ich dem reinen Herzen unserer Tochter von den zartesten Jahren an den verderblichen Eindruck eines ewigen Zwistes zwischen den Aeltern einimpfen lassen will? Nein; mag sie fern von uns niemals ahnen, wie traurig unser Ehestand ist."

Eine Wolke des Kummers und unterdrückten Leidens glitt über die marmorkalte Stirn.

„Und wer hat unsere Ehe zu einer so traurigen gemacht? Wer hat diese irdische Hölle geschaffen? Du!" rief Sappho, welche jetzt alle Selbstbeherrschung verlor.

Langsam und mit furchtbar strengem Ausdruck des Gesichts erhob sich der Graf, faßte Sappho's Hand und sagte in kaltem Tone:

„Sprich ruhig. Du weißt, daß ich alle dergleichen wilde Ausbrüche verabscheue. Du murrst über das Schicksal, welches ich dir bereitet. Was soll ich da sagen? Doch, es geziemt mir nicht, zu klagen; bedenke aber eins: Hättest du dich mit weiblicher Sanftheit und Güte in dein Schicksal gefügt, so wäre dieses Schicksal ganz anders gewesen. Du klagst, daß ich unser Kind fortgethan. — Wohlan, wie willst du, daß ich die Erziehung desselben den Händen einer Mutter anzuvertrauen wage, welche noch nicht einmal ihre eigenen Gelüste, ihren Ungestüm und ihre Launen beherrschen gelernt hat? Was würde es wol für eine Erziehung sein, die eine solche Mutter ihrer Tochter gäbe? Jede edlere moralische Entwickelung würde unter einer solchen Erzieherin unmöglich werden. Nein, Sappho, als Vater und als Mensch habe ich blos meiner Pflicht gegen Gott gemäß gehandelt, der die Entwickelung des geistigen Lebens meines Kindes meiner Obhut

anvertraut hat, und deshalb habe ich es, nachdem es sein zweites Lebensjahr zurückgelegt, aus diesem Hause entfernt."

Der Graf näherte sich der Thür.

Sappho war auf das Sofa niedergesunken; sie weinte.

„Wann werde ich meine Tochter wiedersehen?" stammelte sie.

„In einem Monat reisen wir und begrüßen unsere Alma", antwortete der Graf mit beinahe weicher Stimme.

„O Oskar, nur ein einziges mal hab' Mitleid mit mir!" rief Sappho, indem sie ihr gesenktes Haupt emporrichtete, und ihre in Thränen schwimmenden Augen auf ihren Gatten heftete. „Laß mich morgen zu ihr reisen! Es ist ja schon eine ganze Woche, seitdem ich sie nicht gesehen. Sei nicht unerbittlich!"

Sappho, die stolze, unbeugsame, herrschsüchtige Sappho ging mit demüthig bittendem Ausdruck in ihrem ganzen Wesen auf ihren Gatten zu; sie faltete die Hände und sah mit einem so rührenden und flehenden Blick zu ihm auf, daß ein Herz von Stein gerührt worden wäre.

Ein Ausdruck des Schmerzes glitt über die Züge des Grafen. Er betrachtete seine bittende Gattin mit bekümmertem Blick, und ein von innerer Qual erfüllter Seufzer entrang sich seiner verschlossenen Brust.

„Du bittest um etwas, was dein Recht ist", sagte er, „ein Recht, welches ich — Gott weiß es — niemals den Muth gehabt haben würde, dir zu rauben, wenn mir nicht meine Ueberzeugung und mein Gewissen gesagt hätte, daß ich recht handelte. Wenn ich jetzt meinem Vorsatz, dich dein Kind nicht eher als nach einmonatlicher Trennung wiedersehen zu lassen, untreu werde, so geschieht es deshalb, Sappho, weil du zum ersten mal, seitdem wir vermählt sind, mit Sanftmuth dich an mich gewendet hast. Morgen reisen wir zu meiner Tante, der Gräfin D., um unsere Tochter zu besuchen."

Nachdem der Graf diese letzten Worte gesprochen, verließ er schnell das Zimmer.

Sappho blieb mit gefalteten Händen stehen und schaute ihm nach. Dann fuhr sie sich mit der Hand nach dem Herzen, wie um die Schläge desselben zu hemmen, und wie ein Blitz ging ihr der Gedanke durch den Kopf: „Er kann also gut sein!“

In diesem Augenblick hörte sie Oskar's Stimme auf dem Hofe rufen: „Laß den Wagen anspannen; ich fahre sogleich nach Holmvik.“

Der Gräfin ging ein Stich durchs Herz. Der Ausdruck von Demuth und Güte verschwand aus ihrem Gesicht, eine Wolke von Bitterkeit lagerte sich darüber, und sie murmelte:

„Wieder zu ihr! Soll denn dieses Weib mit ihrem stolzen Herzen und ihren kalten Tugenden sich ewig zwischen mich und die Personen stellen, welche mich lieben sollen! O, warum bin ich verdammt, sie gleichzeitig zu bewundern und zu verabscheuen?“

Sappho stampfte mit dem Fuß auf den Boden, und warf sich dann in einen Sessel, wo ein von Neid, Schmerz und tausend verschiedenen Gefühlen hervorgerufener Thränenstrom den Qualen Luft machte, welche ihre Seele erfüllten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nachdem Sappho über sich selbst, ihr Leben und die ganze Menschheit geweint, dachte sie wieder an ihre sterbende Amme. Sie zog die Klingel, und Mamsell Agathe erhielt Befehl, der Gräfin Hut, Shawl und Handschuhe zu bringen.

„Wer von den Dienern soll Sie begleiten, Frau Gräfin?“ fragte Agathe, als Sappho im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen.

„Keiner; ich gehe allein.“

Einige Augenblicke später hatten die Hüttenarbeiter das Vergnügen, die Gräfin allein zum Hüttenwerksthor hinauswandern zu sehen. Man erschöpfte sich in Muthmaßungen über ein so ungewöhnliches und merkwürdiges Ereigniß, denn Sappho pflegte stets entweder Fräulein Melusine mitzunehmen, oder einen Bedienten folgen zu lassen, jetzt aber war keins von beiden der Fall.

Wir lassen die Inspectorin, die Kassirerin und alle diese würdigen Frauen sich in Muthmaßungen vertiefen, und folgen statt dessen Sappho auf ihrer Wanderung.

Am Ende der Hüttenwerksgasse stand ein kleines, roth angestrichenes Haus mit seinem kleinen Garten,

seinem saubern Hof und seinem weißen Erker. Dieses Haus stand ganz abgesondert von seinen geselligeren Genossen, hatte aber von allen das ruhigste und friedlichste Ansehen.

In diese anspruchslose Wohnung ging die Gräfin hinein. Sie blieb gleichwol einen Augenblick vor der Thür stehen, ehe sie dieselbe öffnete. Eine ganze Welt von Gefühlen und Erinnerungen drängte sich ihr auf. Die Vergangenheit lag wie ein Gemälde ausgebreitet vor ihrem innern Auge. Sie glaubte die heitern Tage ihrer Kindheit und ersten Jugend zu sehen, sich selbst voll von Stolz und Uebermuth, blos von ihren Launen beherrscht und nur Sklavin ihres eigenen Willens, — und jetzt, — jetzt stand sie da an der Thür ihrer Amme, wohin sie noch niemals gegangen, mit einem Herzen, welches aus tausend Wunden blutete, ohne Freiheit, ohne Liebe, ohne Freunde — allein, ganz allein mit dem Schicksal, welches sie sich selbst bereitet. Jetzt kam sie um ihr Lebewohl zu sagen, welche ihre erste Jugend gepflegt, die sie an ihrer Brust genährt, und seitdem von der mächtigen, reichen Gräfin vergessen gelebt.

Ein Gefühl von Beklemmung lastete auf Sappho's Herzen, als sie an die Vergangenheit dachte, und eine unaussprechliche Furcht bemächtigte sich ihrer bei dem Gedanken an die Zukunft.

Endlich drehte sie den Schlüssel um und trat ein.

Das erste Zimmer war groß, luftig und sauber, aber sehr einfach.

Aus dem Innern ließen sich Stimmen vernehmen. Mit zögernden Schritten näherte sich Sappho der zweiten Thür. Sie erkannte die klangvolle, klare Stimme ihres Gemahls, welcher sagte:

„Die Gräfin hätte dir gern selbst Lebewohl gesagt, liebe Karin, aber sie ist unwohl, und deshalb bat sie mich, zu dir zu gehen. Sie dankt dir herzlich für die zärtliche Pflege, welche du ihrer Kindheit gewidmet.“

„Ach, wenn ich sie doch noch einmal hätte sehen können, gnädiger Herr Graf, ehe ich heimgehe!“ stammelte eine matte, schwache Stimme. „Das würde meinem sterbenden Herzen so wohlgethan haben. Es ist, als könnte ich meinen letzten Seufzer nicht eher aushauchen, als bis ich meine Lippen auf ihre Hand gedrückt, die Hand, welche während der letzten vier Jahre so freigebig gegen mich gewesen ist.“

„Nun gut, du sollst die Gräfin noch einmal sehen; ich werde sie hierherführen, obschon sie krank ist“, antwortete der Graf, und in demselben Augenblick öffnete sich die Thür.

Die beiden Gatten standen Angesicht gegen Angesicht voreinander. Die Züge des Grafen erheiterten sich, und Sappho wiederholte mechanisch:

„Die Freigebigkeit der letzten vier Jahre!“

Eine glühende Röthe brannte auf ihrer stolzen Stirn.

„Ich danke dir, Sappho“, flüsterte der Graf, und wollte ihre Hand fassen; aber Sappho's Dämon, der unbändige Stolz, erwachte in ihr, und sie wollte nicht, daß dieser Mann, der so streng gegen sie gewesen und noch war, glauben sollte, daß sie um seinetwillen, und um seinem Willen nachzukommen, ihre Pflicht gegen ihre Amme erfüllte. Nein, diesen Triumph wollte sie ihm nicht bereiten. Deshalb antwortete sie ihm mit Kälte, und indem sie ihm ihre Hand entzog:

„Du bist mir keinen Dank schuldig, denn ich folgte blos meinem eigenen Wunsch, als ich hierherging.“

„Ich habe auch deine Handlungen niemals anders aufgefaßt, und wenn ich dir dankte, so geschah es deshalb, weil ich mich freute, etwas zu finden, was edlern Instincten in deiner Brust glich. — Ich will dich jedoch nicht länger aufhalten. Leb' wohl. Hast du einen Gruß nach Holmvik zu bestellen?“

Oskar's Gesicht war jetzt so kalt, so hart, daß Sappho bleich ward, denn sie wußte, daß er mit diesem

Ausdruck stets irgendeinen Entschluß zu verkünden hatte, unter welchen sie sich beugen mußte. Auch setzte der Graf mit einer Stimme, welche einen unerschütterlichen Willen zu erkennen gab, hinzu:

„Ich fahre nach Holmvik, um Arthur und Emy zu melden, daß wir nach der Rückkunft von meiner Tante sie auf einige Tage besuchen werden.“

Hierauf entfernte er sich ohne eine Antwort abzuwarten.

Sappho zitterte; ein leuchtender Blitz zuckte aus ihrem Auge, eine flammende Röthe brannte auf ihrer Wange, denn sie wußte, daß aller Widerstand vergeblich sein würde. Sie wußte, wenn Oskar sagte: „Du sollst mich begleiten“, so mußte sie dies auch thun, wenn sie auch noch so große Abneigung dagegen hätte. Sie wußte auch, daß jedesmal, wo sie sich gegen ihn verging, er die Strafe eine Demüthigung ihres unbändigen Hochmuths werden ließ. Wie bereute sie jetzt, daß sie sich geweigert, seine Hand und seinen Dank anzunehmen!

Ein Klageruf, der sich aus dem innern Zimmer vernehmen ließ, rüttelte sie auf, und sie ging hinein zu der Kranken, nachdem sie mit hastiger Bewegung ihr goldigglänzendes Haar zurückgestrichen.

Wir lassen sie am Sterbebett ihrer Amme, wo sie zum ersten mal ohne Berechnung das sanfte, tröstende Weib war.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

In dem grünenden Park von Holmvik erklang an demselben Nachmittag ein jugendliches, lebensfrisches Gelächter, in welches die Heiterkeit eines Kindes einstimmte.

Ein kleines vierjähriges Mädchen tummelte sich munter mit einer schönen jungen Frau herum, die in einen einfachen, aber eleganten Morgenrock gekleidet war. Die junge Dame lag auf dem Grase, und hatte in dieser Stellung die Kleine gehascht, welche in kindlichem Uebermuth um sie herumhüpfte.

Nachdem beide sich satt gelacht, sagte die junge Frau: „Na, habe ich dich nicht noch erwischt, Ebba?"

„Ja, du hast so lange Arme, Mama", sagte die kleine Ebba; „aber laufe mir einmal nach, dann sollst du sehen, daß du mich nicht so leicht einholst", setzte die Kleine hinzu, und arbeitete mit Händen und Füßen, um sich von der Mutter loszumachen, welche sie fest umschlossen und an ihr hochklopfendes Herz gedrückt hielt.

Im nächsten Augenblicke sprang die Mutter selbst, heiter und blühend wie ein Kind, mit ihrer kleinen Tochter herum.

Gibt es wol ein anmuthigeres Schauspiel als eine

junge Mutter, welche an den Spielen ihres Kindes theilnimmt? Ist sie nicht schon von Natur bestimmt, der erste Spielgenoß desselben zu sein, und ihm unter Spielen die ersten Begriffe vom Guten beizubringen, und sein Gemüth an edle Gedanken zu gewöhnen?

Die Mutter ließ ihrer Tochter einen ansehnlichen Vorsprung, und beeilte sich nicht sonderlich, sondern gab Ebba alle möglichen Vortheile, worüber diese sich nicht wenig freute; endlich aber erhaschte sie sie doch noch. Dies verletzte die Eitelkeit der Kleinen, sodaß sie sich nur mit lautem Geschrei und eben nicht freundlicher Miene besiegen ließ.

„Pfui, mein Kind, wer wird so schreien!" sagte die Mutter, und nahm die Kleine mit einem sanften, obschon ernsten Ausdruck in ihren großen tiefblauen Augen, auf den Arm.

„Ich will mich nicht fangen lassen, ich will mich nicht fangen lassen!" schrie die Kleine mit großer Heftigkeit.

Die Mutter setzte sich und nahm die Kleine auf das Knie.

„Du bist nicht sehr artig, Ebba", sagte Emy, „und ich werde nicht wieder mit dir spielen, wenn du garstig bist."

„Aber ich will nicht, daß du mich fangest", sagte die Kleine, welche aufhörte zu schreien, obschon ihre Thränen noch reichlich flossen.

„Aber warum denn nicht?"

„Weil ich schneller laufen können will als du", rief Ebba und fing, indem sie bedachte, daß sie dies nicht könnte, wieder an zu schluchzen.

„Und deshalb bist du so garstig und schreist so, und ärgerst deine Mama?"

Die kleine Ebba blickte mit ihren klaren Augen zur Mutter auf, welche letztere fortfuhr:

„Daß du unartig bist und schreist, daß ist allerdings etwas, worüber du weinen mußt; aber nicht, daß

du als kleines Kind nicht so schnell laufen kannst wie ich. Meinst du nicht selbst, Ebba, daß du da sehr unrecht thust?"

Ebba schlang ihre kleinen runden Arme um den Hals der Mutter, lehnte das Köpfchen an ihre Brust, und weinte still.

„Siehst du, liebe Ebba, nun bist du nicht mehr garstig, sondern traurig, und nimmst dir vor, deine Mama nicht wieder zu ärgern."

„Nein, ich will nicht mehr schreien; du sollst mich haschen so oft du willst, wenn wir herumspringen; ich will artig, ganz artig sein!" bat Ebba und küßte ihre Mutter.

Wenige Augenblicke später sprangen Mutter und Tochter wieder herum, und erstere haschte letztere noch zu verschiedenen malen, um ihre Eitelkeit an diese Demüthigungen zu gewöhnen. Das erste mal schwieg Ebba; aber die runden, purpurn glühenden Wangen bewiesen, daß sie die Stimme der Eitelkeit noch nicht vollständig unterdrücken konnte; das zweite mal lächelte sie die Mutter, an und das dritte mal lachte sie laut darüber.

Nachdem sie sich mehrmals besiegt gesehen, ließ die Mutter sie endlich siegen — zum Lohne dafür, daß sie sich zu beherrschen gewußt hatte.

Du meinst vielleicht, lieber Leser, daß wir uns bei diesem kindischen Schauspiel ein wenig zu lange aufhalten; aber du mußt es uns verzeihen, wenn wir auch noch einmal dergleichen Scenen vorführen. Sie gehören zum Leben des Weibes und sind nöthig, um einen, wenn auch schwachen Begriff von den Ideen zu geben, welche der ungeübten Zeichnerin dieser Blätter vorgeschwebt haben.

Während noch die kleine Ebba mit jubelnder Freude ihren Sieg verkündete, und lustig in die Hände klatschte, stand vor der Mutter und ihrem Kinde plötzlich ein stattlicher Mann mit edeln Zügen, und heftete einen liebevollen Blick auf sie.

„Mein Arthur!“ rief die Mutter, die unsere alte Bekannte, Emy, war.

„Ach, Papa, Papa!“ rief Ebba, und hüpfte dem Vater entgegen, der sie emporhob und küßte.

Dann warf er sich neben Emy ins Gras nieder, schlang seinen Arm um sie und drückte einen warmen Kuß auf ihre frischen, blühenden, keuschen Lippen.

Graf Arthur nahm den leichten Strohhut ab, und sagte zu der kleinen Ebba, während Emy mit ihrem Tuch den Schweiß von der hohen, weißen Stirn trocknete:

„Nun, Ebba, kannst du mir sagen, weshalb du soeben schriest? Ich hörte deine Stimme, als ich in den Park trat.“

Er zog, indem er dies sagte, die Kleine neben sich nieder, und klopfte sie auf die blühenden Wangen.

Ebba sah bittend die Mutter an; diese aber beantwortete ihren Blick mit den freundlich gesprochenen Worten:

„So sag' doch Papa, was es war, mein Kind.“

Die Eitelkeit der kleinen Ebba ward nun auf eine harte Probe gestellt, nachdem sie sich aber eine Weile gesträubt, erzählte sie wahrheitgetreu den ganzen Verlauf, und schloß mit den Worten, welche sie lauter und deutlicher als die vorhergegangenen aussprach:

„Aber, Papa, dann haschte Mama mich noch vielemal, und ich fand es ganz angenehm und ward immer lustiger; denn ich wußte, daß Mama dachte: Nun ist Ebba wieder artig.“

Graf Arthur küßte die Kleine.

„Ach, Kind“, sagte er, „du weißt nicht, wie reich Gott dich gemacht hat, da er dir eine solche Mutter gegeben.“

Dann wendete er sich zu Emy mit einem Blick, welcher mehr sagte als Worte, und welcher Emy stolz gemacht haben würde, wenn ihr edles Herz überhaupt für eine solche Schwäche Raum gehabt hätte. Sie neigte sich blos herab, und küßte ihren Gatten dankbar auf die Stirn.

„Wenn Ebba kein edles und gutes Weib wird, dann würde dies blos beweisen, daß die Erziehung zu nichts dient“, sagte der Graf. „Du, Emy, hast deine Pflichten als Mutter so richtig und so wahr aufgefaßt, daß es für mich ein doppeltes Glück ist, Vater zu sein.“

„Deine Lobsprüche, mein Arthur, werden dir von deiner Liebe dictirt“, antwortete Emy; „meine Rolle ist mir ja von der Natur zugetheilt, und ich kann sie nicht wohl anders ausführen, als ich thue.“

„Emy, sieh mich an und sage: Wie viel Mütter kennst du, die ihren schweren Beruf richtig erfüllen?“

„Eine habe ich gekannt — meine Mutter.“

Eine Thräne schimmerte in den Augen der Gräfin.

„Ihr, wenn auch nur in geringem Grade, zu gleichen“, fuhr Emy fort, „ist mein lebhaftester Wunsch; aber ich fühle oft, daß ich noch weit, weit davon entfernt bin.“

„Du thust dir unrecht, meine geliebte Emy. Ich bin dir mit Aufmerksamkeit gefolgt, und du hast, meiner Ansicht nach, die schwere Aufgabe glücklich gelöst. Du hast bei deinem Kinde erst die angeborenen Fehler desselben zu entdecken gesucht, um unter Spiel und Ernst denselben entgegenzuarbeiten, und das ist bei der Erziehung eine Hauptsache. Wie ist es wol möglich, dem Bösen entgegenzuwirken und das Gute zu entwickeln, wenn man sich nicht die Mühe nimmt, die Gemüthsart des Kindes richtig kennen zu lernen, sondern oft in vollkommener Unkenntniß der Anlagen und Fehler handelt, welche den Handlungen zu Grunde liegen? Gewöhnlich geschieht es so, daß die Mutter, von ihren häuslichen Geschäften und ihren Vergnügungen in Anspruch genommen, für ihre Kinder wenig Zeit übrig behält. Wenn sie dieselben dann ihren Leidenschaften oder ihrer schlimmen Gemüthsart Worte leihen hört, übergeht sie dieselben entweder mit Stillschweigen, oder straft sie im besten Falle, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, aus welcher Quelle sie herstammen: ob es verletzte Eitelkeit oder Eigenliebe ist,

welche erbittert, oder ein wirkliches Unrecht, welches verwundet und empört. Im erstern Falle sind Ermahnungen, und da nöthig Strafen an ihrem Platz, in letzterm aber würden dieselben nur am unrechten Orte angewendet werden, und dazu dienen, die Begriffe des Kindes von Recht und Unrecht zu verwirren. Du, Emy, hast mit Ruhe und Scharfsinn erkannt, daß Ebba's hauptsächlichster Naturfehler die Eitelkeit ist, daß sie, obschon noch klein, sich hervorthun und auszeichnen will. Mit Ruhe und Ernst suchst du dieser Schwäche ihres Gemüths entgegen zu arbeiten, und ihr eine edle Richtung zu geben. Laß uns blos bei dem kleinen Auftritt verweilen, welcher soeben stattfand. Bei dem ersten Ausbruch verletzter Eitelkeit von Ebba's Seite suchtest du ihr klar zu machen, daß der Zorn, aber nicht ihre Unfähigkeit zum Schnelllaufen ein Fehler ist, und nachdem du sie die schwere Prüfung hattest bestehen lassen, sich mehrmals besiegt zu sehen, bis sie den unbehaglichen Eindruck überwunden und ihre Schwäche bekämpft hatte, dann erst ließest du sie einen Sieg gewinnen, den du ihr aus Gutmüthigkeit gewährtest, und bei welchem sie kein Verdienst hatte. Nicht genug hiermit aber vermochtest du sie auch, den Fehler, den sie begangen, mir zu gestehen und selbst zu erzählen, um mit ihren kindischen Begriffen klar einzusehen, daß sie unrecht gehabt hatte. Wenn jeder Fehler auf diese Weise behandelt würde, so könnte man sagen, daß verständige Erziehung dem Menschen wahre Bildung gibt; leider aber geschieht es sehr selten."

„Wenn du wüßtest, wie glücklich ich mich fühle, wenn du findest, daß ich meine Pflichten treulich erfülle! Deinen Beifall zu gewinnen, ist mein einziger Ehrgeiz", antwortete Emy mit einem Blick voll Wonne und Liebe.

„Und ich, Emy, wie bange ist mir um dich, das kostbarste Kleinod meines Herzens, meines Lebens! Du bist das Ideal alles dessen, was ich vom Weibe träumte; aber wie, wie kann ich wagen, an die Dauer meines

Glücks zu glauben, eines Glücks, welches ich so wenig verdiene?“

Er umarmte Emy mit Heftigkeit, als ob er fürchtete, sie zu verlieren, und eine Wolke der Unruhe schwebte auf seiner Stirn.

In diesem Augenblick hörte man ein Kind in der Ferne, aber mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Melancholie singen:

„Trau' nicht der Freude, sie verschwindet u. s. w.“

„Ellen, Ellen!“ rief Ebba, und leicht wie ein beschwingter Vogel eilte sie nach der Richtung hin, von welcher die Stimme kam.

„Sag', liebe Emy“, hob der Graf wieder an, „was denkst du von Ellen mit ihrem träumerischen, kindlichen Gemüth, und ihren überspannten Gefühlen, von jenem schwermüthigen Zuge, der sich in ihrem Reden und Thun so oft zu erkennen gibt?“

„Sie ist das Abbild ihrer Mutter“, antwortete Emy nachdenklich; „und ebenso wie für diese wird die Welt der Gefühle die werden, in welcher sie einmal leben wird. Da sie jedoch von Helenen geleitet wird, welche ihr die zärtlichste Aufmerksamkeit und wahre Liebe widmet, so können wir hoffen, daß ihre Anlagen eine edle und gesunde Richtung erhalten werden.“

„Ach, wenn ich an deine edle Freundschaft für Helenen während der fünf Jahre denke, die mir an deiner Seite entschwunden sind wie ein Traum, dann empfinde ich ein Gefühl von Bewunderung, welches mich unaussprechlich glücklich macht.“

In diesem Augenblick trat aus dem Seitengange die kleine Ebba heraus, in Begleitung eines achtjährigen Mädchens von langem, schlankem Wuchse, mit einer Stirn, welche durch eine beinahe übertriebene Entwickelung eine an Krankhaftigkeit grenzende Schwärmerei und eine Exaltation verrieth, in welcher etwas Beunruhigendes lag.

Es war ein Kopf, welcher einem Dichter-Ehre gemacht haben würde, der aber für ein Weib viele Leiden andeutete, dafern ihr Gemüth nicht von Kindheit an eine wahre religiöse Richtung erhielte, und sie durch eine gleichmäßige, ruhige Behandlung von aller Steigerung des Gefühls und von der Gewohnheit, sich ihren Eindrücken zu überlassen, zurückgehalten würde.

In der Schwärmerei liegt, wenn sie den Leidenschaften dient, viel Unheilvolles; wird sie aber auf das Gute gerichtet, und ist das Herz durchdrungen von festem Glauben an Gott, und von dem aufrichtigen Eifer, sich des Namens eines Christen würdig zu machen, dann liegt darin oft der Keim zu edeln und erhabenen Thaten.

Wir werden sehen, wie Helene und Emy die schwere Aufgabe lösen, ein solches Gemüth zu bilden und zu leiten, und geschickt für die Welt zu machen, in welcher es leben soll.

Unmittelbar hinter den beiden Kindern folgte Helene.

Helene Kahn war während der fünf Jahre, die wir sie nicht gesehen, sehr abgemagert. Die bleiche Hautfarbe und der zuweilen matte, zuweilen übernatürlich lebhafte Gesichtsausdruck verrieth ein Uebel, welches still und unbemerkt am Leben nagte. Außerdem lag sanfte, friedliche Ruhe über ihre früher so unruhigen Züge ausgebreitet, und man las in ihnen eine Seele, welche ihre Rechnung mit den Leidenschaften abgeschlossen, und mit dem Leben und dem allgütigen Vater im Himmel zum Frieden gekommen war.

„Mama, Mama, ich will mit Ellen zu meinem Brüderchen gehen!“ rief Ebba mit großer Lebhaftigkeit.

„Nicht so heftig, mein Kind“, sagte Emy und ergriff die Hand ihres Töchterchens, worauf sie Helenen, die sich ins Gras niedersetzte, mit gewinnender Herzlichkeit zunickte.

„Er schläft, Tante Emy“, sagte Ellen.

„Du würdest ihn aufwecken, liebe Ebba, wenn du hingingest“, bemerkte Emy, indem sie die Kleine streichelte.

Ebba zog eine Miene, welche einen Ausbruch von Misvergnügen verkündete; aber sie bezwang sich, als sie dem freundlichen Blick ihrer Mutter begegnete, und diese sagte:

„Willst du dein Brüderchen stören, und mich unzufrieden mit dir machen?“

„Nein“, antwortete Ebba; „ich will lieber nicht weinen, denn dann bin ich nicht artig.“

Und dann sprang sie mit Ellen wieder davon, und es dauerte nicht lange, so hörte man das helle, schallende Gelächter von einer kleinen Wiese im Park.

„Ich komme eigentlich als Vorläufer, um Besuch anzumelden“, sagte Helene lächelnd. „Als ich mit Ellen hierherging, fuhr ein Wagen auf dem Hofe vor, und ich sah in demselben Graf Kerner's Gesicht.“

Bei diesem Namen heftete Emy ihre Augen mit einem eigenthümlich unruhigen Ausdruck auf Arthur, und über das vorher so heitere und glückliche Antlitz des letztern legte sich ein dunkler Schatten.

Er erhob sich heftig und sagte:

„Er kommt doch alle Tage!“

Dann betrachtete er Emy mit einem Blick, welcher widerstreitende Gefühle verrieth, und auf die Wangen der Gräfin fiel ein Schneeduft, der sich über ihr ganzes Wesen breitete.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Graf Oskar Kerner hatte, als ihm gesagt ward, daß seine Verwandten sich in dem Parke befänden, sich dorthin begeben, ohne sich anmelden zu lassen, und stand sehr bald vor ihnen.

„Da bin ich schon wieder, lieber Arthur", sagte er in offenem heitern Tone, nachdem er die Damen begrüßt. „Es sieht aus, als ob ich ein täglicher Gast auf Holmvik sein wollte; heute aber hatte ich wirklich eine besondere Veranlassung, hierher zu kommen."

„Mir bist du stets willkommen", antwortete Arthur und drückte ihm die Hand, während er zugleich das erste Wort stark betonte.

Gab Oskar Acht darauf? Wir wissen es nicht; wenigstens aber ließ er sich nichts davon merken, sondern antwortete herzlich:

„Ich danke! Auf deine Freundschaft rechne ich stets."

Man spazierte nach einem Pavillon, während Oskar sich lebhaft mit Emy unterhielt. Finster und kalt war Arthur's Blick, der fast unverwandt auf ihnen weilte.

Von welcher Art waren wol die Gefühle, welche jetzt die stets rastlos thätige Seele des Grafen Ruben beherrschten? Daß sie peinlich waren, verrieth der Ausdruck seiner Augen.

In dem Pavillon angelangt, sagte Graf Oskar zu Emy gewendet:

„Ich habe dich um eine Gunst zu bitten, liebe Emy, welche du mir nicht abschlagen darfst.“

Er sah sie mit bittendem Blick an.

„Wenn ich kann, so bewillige ich sie dir gern“, antwortete Emy. Es lag jedoch etwas Gezwungenes, etwas Fremdes in ihrer Art und Weise, wenn sie mit Oskar sprach.

„Was ist es denn, um was du meine Frau bitten willst?“ fragte Arthur in etwas scharfem Tone.

Unwillkürlich wendete Oskar seine Augen auf ihn. Ein Ausdruck von Bitterkeit umspielte seinen Mund, als er Arthur's umwölkte Stirn sah, und er antwortete mit seiner wohllautenden Stimme:

„Meine Frau zu einem Besuche hierherführen zu dürfen.“

Mit ernstem Ausdruck sah er Arthur tief in die Augen, als ob er ihn an etwas erinnern wollte, was dieser vergessen zu haben schien.

„Dies ist eine Gunst, welche mit unsern eigenen Wünschen zu sehr übereinstimmt, als daß sie nicht von Emy sowol als von mir mit ganz besonderm Vergnügen bewilligt werden sollte“, antwortete Arthur, und Emy setzte einige verbindliche Worte hinzu.

Gleich darauf nahm Oskar Abschied und dachte, während er sich im Wagen zurückwarf:

„Gibt es denn kein reines, ungetrübtes Glück? Muß es an dem Himmel unsers Lebens stets Wolken geben? Es muß wol so sein, damit der Geist sich nicht an das Erdenleben hänge, sondern seine Sehnsucht etwas Besserm zukehre.“

Und ein unruhiger schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner Brust.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Sonne hatte ihr goldlockiges Haupt bereits zur Ruhe gelegt, und die Sommernacht breitete ihr durchsichtiges Dunkel über die Natur, als Graf Arthur zu Emy in das Schlafzimmer trat. Die Gräfin saß mit ihrem jüngsten Kinde an der Brust auf einem Schemel. Mild und schmeichelnd war der Gesang, mit welchem sie es in Schlaf zu wiegen suchte.

Der Anblick der jungen edel-schönen Mutter mit ihrem Kind, und mit einer ganzen Welt voll Liebe in ihrem Blick, bewog den Grafen, stehen zu bleiben und dieses herrliche Bild zu betrachten. Die finstern Wolken, welche noch auf seinem Antlitz weilten, zerstreuten sich, und ein Zug wehmüthiger Wonne trat an ihre Stelle.

Emy blickte zu ihm auf, machte lächelnd eine Bewegung, um ihm Schweigen zu gebieten, und fuhr in ihrem holden Gesange fort. Der Graf blieb stumm vor seiner Gattin stehen, und betrachtete die theuere, hinreißende Gruppe. Wie schön fand er das Weib seines Herzens! Wie grenzenlos liebte er sie! Seine Pulse schlugen schneller, das Blut glühte heißer, und er fragte sich:

„Wie ist es wol möglich, sie zu sehen, sie zu kennen,

und sie nicht zu lieben? Wagt aber wol ein anderer mit Liebe an sie zu denken, an den Abgott meiner Seele! O, den Mann, der dies thäte, würde ich umbringen, wäre er auch mein Bruder!"

Seine Stirn umwölkte sich wieder.

In diesem Augenblick reichte Emy ihren kleinen schlummernden Sohn der Wärterin, die sich mit ihm entfernte. Emy näherte sich ihrem Gatten, legte ihre Hand auf seine Schulter, sah mit einem Blick, der ein ganzes Königreich werth war, zu ihm auf und sagte:

„Warum so düster? Was sind es für Gedanken, welche jetzt meinen unruhigen Träumer peinigen?"

„Das Uebermaß meiner Liebe ist es. Um ruhiger und glücklich zu sein, müßte ich dich weniger lieben."

Der Graf setzte sich und hielt Emy mit einem Arm umschlungen.

„Da irrst du dich", sagte Emy mit freundlichem Lächeln; „denn wenn du mich weniger liebtest, so wäre ich nicht glücklich und dein Glück beruht ja auf dem meinigen."

„Willst du über die Grenzen der Vernunft hinaus geliebt werden, mit wahnsinniger Leidenschaft, welche wilde und ungerechte Gedanken einflößt, welche mich furchtsam und mistrauisch macht, — sag', willst du so geliebt werden?"

Der Arm des Grafen schlang sich immer fester und fester um den schlanken Leib.

„Ich will gerade so geliebt werden, wie du mich liebst, mein Arthur. Bist du ungerecht, so verzeihe ich es; bist du argwöhnisch, so —"

Emy schwieg.

„So? — Rede doch aus."

„So werde ich auch dies verzeihen", entgegnete Emy, und unwiderstehlich war der Blick, den sie auf ihren Gatten heftete. Es lag darin eine Hingebung ohne Grenzen.

„Dank, mein Engel“, sagte Arthur und lehnte sein Haupt an ihre Schulter.

„Aber sag' mir doch, was dich peinigt. Welche Grille hat jetzt Macht über die Seele meines Arthur gewonnen?“

„Frage mich nicht. Meine Gedanken würden dich schmerzen, und wirkliche Liebe ist niemals geneigt, den Geliebten zu quälen.“

„Bin ich aber nicht dein Weib? Habe ich nicht das Recht, mit dir Freude und Kummer zu theilen? Oder glaubst du, daß mein Herz ruhig schlage, wenn ich deine umwölkte Stirn sehe? Nein, es schlägt so unruhig hier, wenn ich in deinem Blick deine innern Qualen lese und deren Ursprung ahne.“

Eine Thräne glänzte in den großen dunkelblauen Augen, welche, durch den Thränenschleier hindurchgesehen, unwiderstehlich schön waren.

„Deren Ursprung du ahnst! Nein, Emy, du ahnst ihren Ursprung nicht, denn meine Lippen haben mich niemals verrathen. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich dir, der Reinen, der Edeln, die Unruhe, die Furcht erklären wollte, die in meiner Brust wohnt.“

„Wenn ich sie aber nun schon errathen hätte? Wenn ich in das Geheimniß deines Herzens eingedrungen wäre?“ fragte Emy, indem sie ihn mit dem Ausdruck der Güte und Nachsicht ansah.

„Dann würde ich dich auf meinen Knien um Verzeihung bitten; aber blos infolge eines neuen Grundes, nämlich der Bewunderung gegen dich.“

Arthur ergriff, indem er dies sagte, Emy's Hände, und bedeckte sie mit Küssen.

„So nenne denn die Qual, welche mich verzehrt, wenn du mein Herz durchschaut hast!“ rief er dann.

„Eifersucht!“ sagte Emy langsam und in bekümmertem Tone.

Der Graf zuckte unwillkürlich zusammen und sah sie

an, als ob er kaum seinen Ohren traute. Dann neigte er sein Haupt wieder herab, und lehnte seine brennende Stirn auf ihre Schulter.

Emy fuhr in demselben weichen, bekümmerten Tone fort: „Also täuschte ich mich nicht. Du zweifelst an mir, an meiner Liebe, an meiner Treue.“

„Nein, bei Gott, nein; ich zweifle nicht an dir. Eher würde ich an meinem eigenen Herzen zweifeln; wohl aber zweifle ich sonst an der ganzen Welt. Ich liebe dich, Emy, mit so wahnsinniger Liebe, daß ich es nicht ertragen kann, wenn jemand meine schöne Rose betrachtet, sei es nun mit Bewunderung oder mit Verlangen. Schon der Gedanke daran, daß es jemand geben könnte, der an dich mit Liebe zu denken wagt, setzt mein Blut in Flammen und raubt mir den Verstand. Und gleichwol, wenn ich dich so schön, so bewundernswürdig sehe, steht es klar vor mir, daß alle dich lieben müssen, und gerade diese Gewißheit verzehrt mich.“

„Ach, du geliebter Schwärmer, wie du doch im Uebermaße deiner Liebe alle meine Eigenschaften übertreibst! Nein, mein Arthur, du bist der einzige, der mich liebt. Weshalb willst du dein und mein Glück durch alle diese unruhigen Vorstellungen verbittern? Bin ich nicht deine Emy mit jedem Tropfen meines Bluts, mit jedem Gedanken meiner Seele?“

„Ja, ja, mein holdes, theueres Weib; wenn aber einmal der Tag kommen sollte, wo —“

„Arthur, jetzt zweifelst du!“ rief Emy, und sah ihn vorwurfsvoll an.

„Verzeihe, verzeihe!“ rief Arthur, indem er sich heftig erhob. „Aber, Emy, es gibt einen Mann, dessen Charakter und äußere Erscheinung wohl geeignet ist, ein edles Weib zu beherrschen, und dieser Mann liebt dich, er kommt hierher, um deinen Anblick zu genießen. Seine von Verehrung, von Bewunderung und Liebe erfüllten Blicke hängen an dir. Verlange nicht, daß ich ein ruhi-

ger Zuschauer sei, während die Gedanken, ja vielleicht die Wünsche eines andern sich um dich drehen, um dich, mein Heiligthum, meine Glückseligkeit, mein ganzes Leben! O, ich möchte dich in der Tiefe meines Herzens verbergen, um überzeugt sein zu können, daß kein anderer Blick sich an deinem Anschauen weidet."

Der Graf schwieg und ging heftig im Zimmer auf und ab.

Auch Emy schwieg einen Augenblick. Sie überlegte mit einem Gefühl der Wehmuth und der Unruhe, auf welche Weise sie im Stande sein würde, diese Gefühle in dem Herzen ihres Gatten zu bekämpfen, und seiner Seele wieder Frieden und Ruhe zu schenken.

Emy sah recht wohl voraus, daß diese Eifersucht, welche jetzt noch nicht ihre Liebe und Ehre zu bezweifeln wagte, mit der Zeit, wenn ihr nicht entgegengearbeitet ward, in ihrer ungerechten Verblendung sich mit furchtbarer Heftigkeit gegen sie kehren und ihren häuslichen Himmel in einen Abgrund verwandeln würde. Wie sollte sie diesem Unheil vorbeugen? Wie sollte sie diesen Hang in einer Seele ausrotten, die so geneigt war, sich ihren Leidenschaften zu überlassen! Sie empfand einen tiefen Schmerz in ihrem Herzen, denn sie begriff die Schwierigkeit, einen Feind zu bekämpfen, der seine Nahrung und sein Leben durch eine überreizte, leidenschaftliche Phantasie erhielt, und um so gefährlicher war, als die Vernunft dabei nur eine untergeordnete Rolle spielte.

„Dieser Mann ist aber vermählt", hob Emy endlich an; „er ist ein Mann von so allgemein anerkanntem Ehrgefühl, daß dein Argwohn ebenso ungerecht als verletzend für ihn ist, der dich in allen Dingen als seinen Freund betrachtet. Ueberdies liebt er seine Gattin, und sie — sie ist so schön, daß das Herz eines Gatten sich wol kaum von ihr wenden kann. Nein, Arthur, du bist ungerecht gegen Oskar, so ungerecht, daß dein eigenes, edles Herz es fühlen muß."

Von sich selbst sprach Emy nicht. Sie wollte nicht

einmal die Möglichkeit eines Zweifels an ihrer Treue voraussetzen.

Der Graf stand mit verschränkten Armen vor ihr, und sagte langsam:

„Oskar liebt Sappho nicht. Ein Mann wie er wird nicht blos von der Schönheit eines Weibes gefesselt, er verlangt etwas mehr, und dies findet er bei dir.“

„Du irrst dich. Oskar Kerner gehört nicht zu denen, welche sich ohne Liebe und nur aus eigennütziger Berechnung vermählen.“

„Du vertheidigst ihn sehr warm“, sagte der Graf, und seine Stirn war wieder dunkel wie ein Herbsthimmel.

Emy sah ihn an, mit einem so reinen, so offenen Blick, daß die umwölkte Stirn von dunkler Röthe überzogen ward.

„Mein Arthur, willst du, daß ich dir erlaube, ungerecht zu sein?“ fragte sie. „Nein! Dann würdest du selbst in einem ruhigern Augenblick glauben, daß ich schwach und ungerecht gehandelt hätte; wenn du aber wirklich den falschen Gedanken, daß Oskar durch ein zärtliches Gefühl hierhergeführt werde, nicht bekämpfen kannst, so laß uns unsern Wohnsitz an einem andern Ort nehmen, bis du deine Schwäche überwunden hast. An meinem innigen Wunsche, jeden peinlichen Ausdruck aus deiner Seele zu entfernen, kannst du nicht zweifeln.“

Emy schlang ihren Arm um seinen Hals, und sah ihm in die Augen. Bei diesem Blick und diesen Worten flohen alle Sturmeswolken von seiner Stirn.

Nachdem Arthur eingeschlafen war, lag Emy noch lange wach. Ihr Herz pochte unruhig, und sie dachte mit Besorgniß an die Zukunft. Ein kalter Hauch wehte ihre frohen Hoffnungen an, denn sie fühlte tief, daß es ihr nicht gelungen sei, und vielleicht niemals gelingen werde, die Eifersucht ihres Gatten zu besiegen. Jetzt hatte sie dieselbe allerdings beschwichtigt und eingeschläfert, morgen

aber erwachte sie sicherlich wieder, saß wieder nagend im Herzen, und schuf tausend ungerechte Gedanken in seiner Seele.

Sie faltete die Hände zu einem warmen, innigen Gebet. Sie betete mit der reinen und wahren Zuversicht eines Kindes um den Beistand dessen, der allein alles kann und vermag.

Dann schlief sie ein.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage rollte ein halbbedeckter Reisewagen auf der Straße, welche von Löda nach Skogsbacka, der Besitzung des Grafen D.,. führte.

In dem Wagen saßen zwei Personen, Graf Oskar Kerner und Sappho. Der erstere rauchte schweigend eine Cigarre, während er aufmerksam seine Fluren betrachtete, durch welche der Weg führte. Die Gräfin dagegen saß zurückgelehnt in der Ecke, und hielt die Augen auf das schöne Profil ihres Gatten geheftet. Sie war so bleich, daß das feine Gewebe der Adern durch die Haut hindurch sichtbar war, und dieselbe blauweiß erscheinen ließ.

Die großen, wunderbaren Augen hatten einen Ausdruck von Schmerz und Glut, der sie leuchtend machte wie ein Paar Sterne, die durch ihren Glanz das ganze Gesicht erhellten, und einen eigenthümlichen Schimmer von Wehmuth und Kummer darüber verbreiteten.

Sie hatte den Hut abgenommen, und ihr Haar umrahmte wie ein Heiligenschein dieses Gesicht, welches, wenn es ein reineres und milderes Gepräge gehabt hätte, zum Modell eines Engelsantlitzes hätte dienen könnn.

So glich sie, während sie die Hand fest auf ihr unruhiges Herz drückend, und mit der bald bekümmerten, bald lebhaften Miene dasaß, der verkörperten Versuchung, welche ihre Ohnmacht im Kampfe mit der Tugend und ihre Abtrünnigkeit vom Himmel beweint.

Plötzlich rief der Graf dem Kutscher zu:

„Halt!“

Zugleich sprang er aus dem Wagen.

Nicht weit von der Straße stand eine Hütte, so klein und so dürftig, daß ihr Aeußeres auf die Armuth und Noth schließen ließ, welche darin wohnte.

Sappho neigte sich vorwärts, um zu sehen, wohin ihr Gatte seine Schritte lenkte. Sie sah ihn sein stolzes Haupt beugen, um durch die niedrige, schiefe Thür eintreten zu können. Gleich darauf kam er wieder heraus und an den Wagen zurück.

„Ich wünsche“, sagte er, „daß du einen Blick in diese Hütte werfest. Was du darin siehst, wirst du nicht sobald vergessen.“

Der Ton, in welchem er diese Worte sprach, war ernst, der Blick aber mild.

Sappho reichte ihm schweigend die Hand. Ihr Herz war heute zu voll, als daß sie Widerstand auch nur hätte versuchen können. Sie war ja auf dem Wege, ihr Kind wiederzusehen. Die Gefühle, welche sie jetzt beherrschten, waren weich und warm.

Als sie Oskar die Hand reichte, wendete er seinen Blick von ihr ab. Sappho wollte noch einmal diesen Ausdruck von Güte sehen; sie wollte denselben ihrer Erinnerung einprägen, sie wollte in der Tiefe seines Auges forschen, ob nicht noch etwas mehr darin läge.

Warum sah er gerade jetzt hinweg, wo Sappho alles darum gegeben hätte, um in seiner Seele lesen zu können? Fürchtete er, daß sie zu tief in sein Herz dringen würde? Oder fürchtete er selbst Gefahr, wenn er seine verführerisch schöne Gattin zu lange betrachtete?

Wir wissen es nicht; wohl aber wissen wir, daß Sappho durchaus denselben Ausdruck in dem Auge ihres Gatten wieder und um jeden Preis auf sich geheftet sehen wollte.

„Wer wohnt da drinnen?“ fragte sie in ihrem bezauberndsten und verführerischsten Tone.

„Eine Frau“, antwortete der Graf, ohne sie anzusehen.

Sappho stieg nun aus dem Wagen, verfehlte aber mit Fleiß den Tritt, sodaß sie in Oskar's Arm fiel.

Er fing sie auf und sagte in einem Tone, dem viel an seinem klangvollen Ernst fehlte:

„Entschuldige meine Ungeschicklichkeit.“

Nun blickte Sappho zu ihm auf. Ihre Augen begegneten sich eine Secunde lang, Oskar sah aber sogleich hinweg, und Sappho seufzte.

Schweigend traten beide in das verfallene Haus. Die Thür der Wohnstube stand halb offen, und man hörte aus derselben eine sanfte Frauenstimme, während das Geräusch eines Spinnrades dieselbe begleitete.

Sappho sah durch die halb offene Thür ein kleines Zimmer, welches Armuth, aber auch Sauberkeit verrieth. Der Fußboden war mit frischem Laube bestreut, und ein kleines Fenster bot die Aussicht auf eine Wiese. Mitten vor diesem Fenster, mit dem Rücken nach der Thür gewendet, saß eine anscheinend noch junge Frau und spann. Neben ihr hatte ein Mädchen von neun oder zehn Jahren auf einem Schemel Platz genommen, und war eifrig mit Stricken beschäftigt.

„Sag', Mutter“, bemerkte das Mädchen, „was antwortete unser Erlöser den Pharisäern, welche die arme Frau steinigen lassen wollten?“

„Mein Kind, er sagte: «Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.»“

„Was meinte er damit?“ fragte die Kleine, immer fleißig fortstrickend.

„Daß wir armen Menschen, die wir alle vor Gott Sünder sind, mild und nachsichtig gegen unsern fehlenden

Nächsten sein sollen. Siehst du, Ingrid, Christus hat uns gelehrt, daß wir andere nicht hart beurtheilen sollen, damit uns nicht dasselbe geschehe."

Ingrid ließ ihren Strickstrumpf auf das Knie niedersinken, und sah träumerisch vor sich hin, während sie leise flüsterte:

„Aber wie unglücklich muß diese arme Frau sich gefühlt haben, als sie mit Sünde vor ihm stand, der von keiner Sünde wußte. Ich hätte nimmermehr gewagt, zu ihm aufzublicken, wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre."

Ingrid nahm, indem sie dies sagte, wieder ihre Arbeit auf.

Die Mutter antwortete mit aufgeregter Stimme:

„Sie fiel auch reuig zu seinen Füßen nieder, und umfaßte seine Knie; denn wie hätte sie, welche gegen Gottes Gesetz gesündigt, wagen können, zu ihm aufzuschauen, der von Gott gesendet war?"

„Und was sagte da der Erlöser?"

„«Weib, wer hat dich verdammt?» Da antwortete sie und sagte: «Herr, es hat mich niemand verdammt.» Und der Herr sagte: «So verdamme ich dich auch nicht. Gehe in Frieden, und sündige hinfort nicht mehr.»"

„Und sie sündigte wol niemals wieder?"

„Nein, sie beweinte ihr ganzes Leben lang die Sünde, welche der Herr in seiner Barmherzigkeit ihr verziehen hatte. Aber thränenreich ist das Leben der Sünderin, und die Reue sitzt nagend im Herzen. Das vergiß nicht, mein Kind, und richte deine Gedanken stets auf das, was recht und gut ist vor ihm, der unsere verborgensten Gedanken liest."

Sie schwieg, und der Graf stieß die Thür auf.

Bei diesem Geräusch machte das Spinnrad halt, und die Frau sagte zu der Kleinen, welche sich erhob:

„Ingrid, wer ist es?"

„Der gnädige Herr Graf, Mutter", stammelte die kleine Ingrid, die bald roth, bald blaß ward, während

sie in großer Verlegenheit ihren Strickstrumpf hin- und herdrehte.

„Der Herr Graf!“ wiederholte die Frau, indem sie sich langsam erhob und vorsichtig nach der Thür herumdrehte.

Das Eigenthümliche in ihrer Bewegung bewog Sappho, sie aufmerksam zu betrachten, und als sie sich vollends herumdrehte, zuckte die Gräfin zusammen und rief unwillkürlich:

„Ist sie denn blind?“

„Ja, sie ist blind und erst dreißig Jahre alt“, antwortete der Graf. Dann wendete er sich zu der Blinden und sagte:

„Wie geht es dir, Lena? Meine Frau wollte dich selbst sehen und hören, ob es dir an irgendetwas fehle.“

„Frau Gräfin“, antwortete die Blinde, und streckte die Hand nach ihrer kleinen Ingrid aus, welche ihre Absicht zu errathen schien, und sie der Gräfin entgegenführte. Mit einer Stimme, die einen eigenthümlich musikalischen Tonfall hatte, sagte sie dann:

„Mein Herz besitzt blos eine Art und Weise, dankbar zu sein, nämlich die, daß ich täglich für meine gnädige Wohlthäterin bete, die uns so viel Güte bewiesen.“

Eine Thräne zitterte in den erloschenen Augen, und Sappho ward durch die Spuren von Schönheit, welche das Gesicht der Blinden noch besaß, durch das Gepräge von Bildung, welches ihre Züge trugen, ganz besonders aber dadurch überrascht, daß ihr für Wohlthaten gedankt ward, von welchen sie keine Ahnung hatte.

Das gräfliche Paar weilte nur einige Augenblicke bei der Blinden. Als sie wieder im Wagen saßen, fragte der Graf seine Gemahlin:

„Nun, was meinst du zu der blinden Mutter, welche aus dem Gedächtniß ihr Kind im Christenthum und im Guten unterrichtete?“

Er sah, indem er dies sagte, Sappho mit ruhigem, ernstem Blicke an.

„Sie machte erst einen angenehmen, dann aber einen peinlichen Eindruck auf mich“, antwortete Sappho, indem sie ihre glühende Wange an das Wagenpolster lehnte. „Es gibt“, fuhr sie fort, „in der Welt sehr viel Elend, von welchem man keine Ahnung hat.“

„Da hast du recht; aber warum leben wir in Unkenntniß davon? Weil wir zu gleichgültig, zu lieblos sind, um die Armuth aufzusuchen, und unsern armen Nebenmenschen Theilnahme zu beweisen. Und dennoch ist das Kind dieser Frau bei all seiner äußern Armuth reich im Vergleich mit vielen andern Kindern, welche Gott hat reich geboren werden lassen; denn seine Geburt hat die Mutter zum Gefühl ihrer Pflichten erweckt, und nun hat die arme Ingrid einen Schatz, wie ihn wenige Kinder besitzen, nämlich eine Mutter, welche sie in warmem Glauben und in brennender Liebe zum Guten erzieht. Wie viele Kinder können sagen, daß sie so glücklich seien?“

Sappho schwieg. Das Schweigen ward endlich peinlich für die unruhige Seele der Gräfin, in welcher manche wunderliche Gedanken kamen und gingen. Sie sagte:

„Ist die blinde Lena Witwe, oder wer ist ihr Mann?“

„Sie ist niemals vermählt gewesen.“

„Ah, ist sie so eine?“ rief Sappho, und ihre Lippe verzog sich zu einem verächtlichen Lächeln. „Dann hat sie ihr Schicksal verdient.“

Der Graf fuhr sich mit der Hand über die Stirn und wiederholte langsam:

„«Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.»“

Dann wendete er sich gegen Sappho, sah sie mit beinahe strengem Blick an, und fuhr fort:

„Wäge den Stein in deiner Hand, ehe du ihn wirfst, und leg' die andere Hand auf dein Herz, und frage dieses, ob es stets so rein gewesen, noch ist, und

sein wird, daß es das Recht hat, sich zum Richter über andere aufzuwerfen. Vielleicht würde ein Vergleich zwischen dir und Lena sehr übel ausfallen."

Sappho's siedendheißes Blut wallte, und sie warf einen stolzen Blick auf ihren Gatten.

„Der Abstand zwischen diesem Weibe und mir", sagte sie, „ist wol von der Art, daß von einem Vergleich zwischen uns nicht die Rede sein kann."

„Und warum nicht? Ihr seid beide schwache Frauen, nur mit dem Unterschied, daß das, was man der Armen, Vernachlässigten, von der Versuchung und Noth Heimgesuchten gern verzeiht, bei der Reichen und Wohlerzogenen unverzeihlich ist. Willst du die Geschichte dieser geringen, verachteten und blinden Lena hören? Du kannst vielleicht etwas daraus lernen, wenn nämlich das Gute gelernt werden kann."

Der Graf sprach in seinem gewöhnlichen, kalten und überlegenen Tone.

Die Gräfin antwortete nicht. Ihre Augen schossen Blitze, und ihre Brust hob sich unruhig.

Oskar fuhr fort:

„Lena ist die Tochter eines Buchhalters auf dem Hüttenwerk. Er hieß Lindal, und diente dort zur Zeit deines Vaters; wahrscheinlich erinnerst du dich seiner. Lindal hatte eine einzige Tochter, und eine sehr lebhafte, eitle Frau, welche durch ihre Liebe zum Luxus, ihren Hang zum Vergnügen und ihre verschwenderische Wirthschaftsführung den Untergang ihres Mannes herbeiführte.

„Ihre Tochter Lena ward von der eiteln Mutter zu einer Zierpuppe für die Gäste des Hauses herangezogen. Das Mädchen machte ein Compliment wie eine vollendete Dame, und wenn viele Leute bei den Aeltern versammelt waren, mußte die damals erst fünfjährige Kleine auftreten, um zur Belustigung der Gesellschaft Verse zu declamiren und kleine Theaterscenen aufzuführen. Man lachte, man rief Bravo, man lobte die Kleine, welche

auf diese Weise ganz verzogen ward. Statt ihre Zeit und ihre Mühe darauf zu verwenden, daß sie der Seele des Kindes das Wahre, Fromme und Gute eingepflanzt hätte, studirte die Mutter der Kleinen Gedichte ein, und lehrte sie dieselben mit passenden Geberden vortragen. Die natürliche Folge hiervon war, daß die Eitelkeit des Mädchens bis zu einem furchtbaren Grad gesteigert ward, und mit zwölf Jahren war sie allerdings ein gewitztes, amusantes Kind, artig und zuvorkommend gegen Fremde; aber dabei eine so vollendete Schauspielerin, daß es selbst der Mutter schwer ward, zu unterscheiden, was Wahrheit und was eine angenommene Rolle war. Alles lief darauf hinaus, sich schön zu kleiden, Aufsehen zu erregen, Schmeicheleien und Huldigungen für etwas zu empfangen, was in der That und Wahrheit nichts ist.

„Plötzlich starb der Vater und hinterließ nur Schulden. Dein Vater, ein strenger Herr, hatte mit der eiteln Witwe und ihrer verzogenen Tochter kein Mitleid, sondern alles, was man bei ihm auswirken konnte, war eine knappe, unzureichende Pension, und diese Hütte mit einem Kartoffelacker. Ganz gewiß entsinnst du dich noch der bleichen Witwe Lindal, welche hier wohnte. Ich erinnere mich ihrer noch sehr lebhaft, und ebenso auch der schönen Lena, welche hier aufwuchs.

„Das Mädchen war ungefähr achtzehn Jahre alt, als ich — ich war damals Cadet — in Begleitung des jüngsten Sohnes deines Onkels, Richard Ruben's, hierher nach Löda auf Besuch kam. Richard war damals, was er auch noch heute ist, ein stolzer, egoistischer, leichtsinniger Junker, welcher meinte, die Kinder des Volks seien nur zum Nutzen und Vergnügen des Adels da. Er sah Lena, ward von ihrer Schönheit gefesselt, und als er im Herbst von Löda abreiste, nahm er den einzigen Reichthum der Witwe, ihre Tochter, mit; die Tochter, welche durch ihre verkehrte Erziehung die leichte Beute eines jeden werden mußte, der ihrer Eitelkeit zu schmeicheln

und ihre Forderungen zu befriedigen verstand. Die Mutter starb vor Kummer; Lena aber erhielt eine schöne Wohnung in der Hauptstadt.

„Vier Jahre waren in Reue und Gewissensqual vergangen, als Lena entdeckte, daß sie Mutter werden sollte. Sie schauderte bei dem Gedanken, daß ihr Kind das Licht der Welt im Schose eines erniedrigenden Ueberflusses erblicken sollte. Nein, sie wollte ihrem Kinde ein besseres Erbtheil — ihre Reue — geben. Eines Tags war die schöne Lena aus ihrer glänzenden Wohnung verschwunden. Alle ihre Schmucksachen, allen jenen Ueberfluß, womit dein Cousin sie umgeben, hatte sie zurückgelassen, und blos dieselben selbstgewebten Kleider mitgenommen, welche sie getragen, als sie die Mutter und die Heimat verlassen. In einem Brief an Richard ließ sie ihn wissen, daß sie beschlossen habe, auf den Weg der Tugend zurückzukehren, indem sie ihn zugleich bat, sie nicht aufzusuchen.

„Er lebte damals in der Welt der Vergnügungen, und hatte nicht viel Zeit zur Sehnsucht übrig, sondern überließ Lena ihrem Schicksal.

„Einige Wochen darauf langte in der verödeten Hütte der Mutter ein krankes, in Lumpen gehülltes Weib an. Die Nachbarn erkannten in ihr sofort die verschwundene Lena. Der Inspector erlaubte ihr hier zu wohnen, und mit Beihülfe des Geistlichen gelang es ihr, durch ihrer Hände Arbeit ihren nothdürftigen Lebensunterhalt zu erwerben.

„Einige Monate darauf gebar sie eine Tochter. Nun arbeitete sie Tag und Nacht mit so angestrengtem Fleiße und solcher Geduld, daß sie das Mitleid der Armen erweckte, und diese, nicht die Vermögenden, standen ihr nach bestem Vermögen bei. Standhaft und ergeben kämpfte sie mit der Noth, und die wenigen Augenblicke, welche ihr die Arbeit übrig ließ, las sie eifrig in der Heiligen Schrift, was sie früher ganz versäumt hatte.

„So vergingen vier Jahre, da ward sie — blind.

Blind und arm, ohne Freunde, ohne Verwandte, mit einem kleinen Kind. Gottes strafende Hand hatte die Gefallene auf furchtbare Weise getroffen. Auf die Fürbitte des Geistlichen bekam sie von dir eine Pension, die aber so gering war, daß nicht eine einzige, geschweige denn zwei Personen davon leben konnten."

„Das war nicht meine Schuld, sondern die des Inspectors, welcher die Höhe der Unterstützung vorschlug. Ich achtete damals so wenig darauf, daß ich mich nicht erinnern kann, Lena's Namen schon früher einmal gehört zu haben", fiel Sappho ein.

„Ja, dies weiß ich alles. Deine Zeit war von wichtigern Beschäftigungen so in Anspruch genommen, daß sie keinen Gedanken an deine armen Untergebenen gestattete", antwortete der Graf mit bitterer Ironie. Dann fuhr er fort: „Als ich nach unserer Vermählung, und nachdem wir ein Jahr auf Reisen gewesen, wieder hierher zurückkam, fand ich Lena's Namen unter der Zahl derer, welche Unterstützung von dem Hüttenwerke genossen. Ich suchte sie auf, und sah die Blinde in der Nähe des Luxus, des Ueberflusses, der in dem Herrnhause herrschte, versenkt in so großes Elend, daß es mein Entsetzen über die Gleichgültigkeit erweckte, womit die Reichen den Armen begegnen. Die blinde Lena aber trug ihr Schicksal mit Ergebung, und beugte sich ohne Murren unter die Prüfung, welche eine höhere Macht ihr gesendet. Sie vertrieb ihrer kleinen heranwachsenden Tochter die Zeit damit, daß sie ihr mündlich durch Erzählungen aus der Heiligen Schrift festen Glauben und einen demüthigen Sinn einprägte. Oft habe ich mit gerührtem Herzen, unbemerkt von ihnen beiden, dabei gestanden und zugehört, wie die arme Frau zu ihrem Kinde sprach, während sie spann, sodaß es über ihren Worten seinen Hunger und seine Armuth vergaß."

Der Graf schwieg.

„Und nun hast du diese Armuth gelindert, und

zwar in meinem Namen?“ fragte Sappho mit unsicherer Stimme.

„Ich habe blos die Unterstützung, welche sie genießt, ein wenig erhöht; aber ohne allen Ueberfluß.“

„Warum lässest du sie in dieser elenden Hütte wohnen?“ fiel Sappho ein.

„Weil sie es selbst will. Sowol sie als ihre Tochter lieben diese Wohnung, und so mögen sie denn darin bleiben.“

„Mir sah dieses Haus aber so unheimlich aus. Können sie denn nicht auf dem Hüttenwerk eine bessere Wohnung bekommen? Dann könnte ich mich auch mit Ingrid's Erziehung befassen.“

„Nein, Sappho, laß sie hier an dieser unbemerkten Stelle bleiben, und laß die Mutter allein ihre Tochter in Einfachheit, Gottesfurcht und Arbeitsamkeit erziehen. Dies ist für sie beide das Glücklichste; das Einzige, was wir thun können, ist, daß sie der Sorge um das tägliche Brot überhoben werden, und dies ist schon geschehen.“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Seit zwei Tagen weilte die Gräfin Sappho Kerner bei dem Grafen D. Zwei Tage hatte sie sich allein und ausschließlich mit ihrer kleinen Tochter beschäftigen dürfen. Mit forschendem und aufmerksamem Auge war Oskar der Art und Weise gefolgt, wie seine Gattin mit ihrem Kinde umging. Es hatte dies aber seine Stirn nur dunkel, seinen Blick noch ernster, und den Zug um den Mund noch strenger gemacht.

Erzählen wir mit kurzen Worten, wie Sappho sich als Mutter benahm.

Sie überhäufte die Kleine mit Liebkosungen, erfüllte alle ihre Wünsche, und bei dem geringsten Anzeichen von schlechter Laune bekam Alma alles, was sie wollte, wenn es auch noch so ungereimt war. Sappho benahm sich in allen Dingen wie eine Mutter, die durch ihre unverständige Schwäche geeignet ist, ihr Kind gründlich zu verderben, selbst wenn es mit noch so glücklichen Anlagen ausgerüstet wäre.

Am zweiten Tage, des Abends, saßen Oskar und seine Tante, die Gräfin D., allein in dem Salon. Sappho war mit ihrer Tochter draußen im Park.

„Du warst früher der Meinung, Tante, es sei unrecht von mir, die kleine Alma von ihrer Mutter zu trennen. Denkst du das auch jetzt noch?“ fragte der Graf, indem er mit einem Papagai spielte, der neben ihm auf seinem Gestell saß.

Die Gräfin D. blickte von ihrer Arbeit empor, und heftete die Augen mit unruhigem Ernst auf ihren Neffen.

„Unrecht finde ich es jetzt nicht mehr“, antwortete sie; „aber hart bleibt es immer, einer Mutter ihr Kind zu nehmen.“

„Du meinst also, Tante, ich sei hart gegen Sappho?“ fragte der Graf mit bitterm Lächeln.

„Wenn auch nicht hart, doch jedenfalls streng. Würdest du nicht mit Liebe ebenso viel auf ihr Herz eingewirkt haben, wie durch diese Unbeweglichkeit? Ich bin davon fest überzeugt.“

„Kennst du mich so wenig, liebe Tante, oder so schlecht, daß du glaubst, ich würde Strenge anwenden, wo ich mit Güte etwas auszurichten vermöchte? Nein, glaube mir, Sappho's Gemüth ist nicht von der Art. Doch lassen wir jetzt diesen Gegenstand ruhen, Gott wird einmal richten zwischen ihr und mir. Sage mir, Tante, wie glaubst du wol, wie die Erziehung geworden wäre, welche sie ihrem Kinde zu geben vermocht hätte?“

Die Gräfin schwieg.

„Sie würde ihrer Tochter dieselben Begriffe haben einsaugen lassen, welche sie selbst sich angeeignet. Sie würde sie zur Gräfin gemacht haben, zur reichen Erbin eines großen Familienvermögens, aber niemals zu einem echten Weibe. Und ich als Vater hätte aus Schwäche mit verschränkten Armen zusehen sollen, wie mein Kind von einer Mutter verdorben worden wäre, deren eigene schönen und guten Anlagen durch eine verkehrte Behandlung von Kindheit an erstickt worden? Nein, da ich sie unfähig fand, unsere Tochter zu einem edeln Menschen, zu einer guten Christin zu bilden, da war es meine Pflicht vor

Gott, dafür zu sorgen, daß sie eine Erzieherin erhielte, welche ihr eine bessere Führung zu Theil werden ließe. Mögen Geburt und Reichthum Vorzüge sein, welche sie erst kennen lernt, nachdem der Verstand ihr gesagt, daß Reinheit und Güte des Herzens der Adel des Weibes, ihre Tugenden und ihre Gottesfurcht der größte Reichthum für sie sind."

„Gebe Gott, daß ich in diesem Fall dem Vertrauen, welches du mir bewiesen, entsprechen kann", antwortete die alte Gräfin. „Mit blutendem Herzen aber denke ich an Sappho's Kummer über den Verlust ihres Kindes."

Oskar erhob sich, legte die Hand auf die Brust und sagte mit Bewegung:

„Hier sitzt ein Schmerz, welcher brennt wie eine eiternde Wunde. Glaube mir, Tante, es ist hier drinnen nicht so kalt und so ruhig wie es aussieht."

Dreißigstes Kapitel.

In dem gemeinsamen Schlafzimmer der jungen Gatten stand Oskar spät in der nächstfolgenden Nacht, und betrachtete sein schlafendes Weib.

Sappho lag mit dem Kopf auf den Arm gestützt und das üppige aller Fesseln entledigte Haar umwogte in reichen Massen das schöne Antlitz. Der ungleiche Athemzug, der oft durch einen Seufzer oder durch ein schwaches Schluchzen unterbrochen ward, die noch an den Wimpern hängenden Thränen, alles verrieth, daß sie sich in den Schlaf geweint hatte.

Oskar betrachtete sie mit einem Ausdruck von Kummer und Zärtlichkeit gleich dem einer Mutter, wenn sie an dem Lager ihres schlafenden Kindes steht, nachdem sie sich genöthigt gesehen, es wegen eines begangenen Fehlers zu strafen.

Es lag tiefe, grenzenlose Liebe in seinem Blick, gemischt mit namenlosen Leiden. Der kalte, strenge Ausdruck in seinen Zügen war verschwunden, und es lag Weichheit in seinem Schmerz, Milde in seinem Ernst. Ein qualerfüllter Seufzer, ein Seufzer tiefen, ernsten Gefühls, hob seine beklommene Brust.

Er neigte sich über die Schlafende, eine brennende Röthe stieg ihm an der Stirn empor, und einen Augenblick pochte sein Herz so gewaltsam, als ob es seine Hülle sprengen wollte. Schnell erhob er sich und murmelte:

„Armes Kind, wie bitter mußt du leiden, weil dir die Führung einer Mutter gefehlt; wie theuer mußt du die verkehrte Erziehung bezahlen, welche du bekommen! Wird es mir wol gelingen, dich umzuschaffen? Ach, ich fürchte schon, zu viel auf die natürlichen guten Anlagen gebaut, und die Macht, welche die Gewohnheit auf die Seele ausübt, zu wenig in Betracht gezogen zu haben. Es wäre entsetzlich, wenn ich mich verrechnet hätte, denn dann hätte ich mein ganzes Leben vergeudet!"

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie um einen düstern Gedanken zu verscheuchen. Dann fiel sein Blick wieder auf die Schlummernde, deren Brust von leisem Schluchzen gehoben ward.

Unwillkürlich einem Gefühl, welches stärker war als seine Vorsätze, nachgebend, bückte er sich, und drückte einen leichten Kuß auf diese rothen frischen Lippen.

Wie vorsichtig dies auch geschah, so ward Sappho doch dadurch erweckt. Sie blickte auf und begegnete seinen Augen, die so warm und zärtlich blickten wie eine liebevolle Bitte.

In demselben Augenblick erhob er sich hastig, aber es war zu spät. Sappho hatte seinen Kuß gefühlt, den zärtlichen Ausdruck seines Blicks erhascht, und klar stand es nun vor ihr, daß, wenn es ihr jemals gelänge, ihn zu erweichen, oder zu besiegen, es eben in diesem Augenblick geschehen müsse. Sie streckte die Arme nach ihm aus und flüsterte in einem Tone, welcher ihm durch und durch ging:

„Oskar!"

„Verzeihe, ich habe dich aufgeweckt", sagte er in einem Tone, welcher jetzt auch nicht einen Anflug von

Strenge mehr hatte. Er faßte ihre Hände und schloß sie in die seinen, welche leise bebten.

„Setz' dich zu mir", bat Sappho, und zog ihn nieder.

Oskar gehorchte.

Sie setzte sich auf, schlang ihren Arm um seinen Hals, und flüsterte mit jener bezaubernden, verlockenden Stimme, die ihr so eigen war:

„Warum küßtest du mich, während ich schlief?"

Der Graf schwieg. Er schwieg eine lange Weile, denn die gewaltsamen Schläge seines Herzens hinderten ihn zu sprechen, und seine Vernunft flüsterte warnend: „Sei auf deiner Hut!" Endlich antwortete er mit beinahe ruhiger Stimme:

„Dein von Thränen benetztes Antlitz, dein noch im Schlafe andauerndes Schluchzen erweckte mein Mitleid."

„Und du fandest, daß du hart gegen mich gewesen?" fragte Sappho in so schmeichelndem Tone, daß ihre Worte bezaubern mußten.

„Nein", entgegnete Oskar, hastig athmend, denn er fühlte ihre Wange an der seinen, und ihr runder, schöner Arm schloß sich zärtlich um seinen Hals.

„Du willst es nicht zugeben, aber ganz gewiß sahst du es ein, und deshalb blicktest du mich so zärtlich an", entgegnete Sappho, indem sie den Kopf senkte und ihrem Gatten in die Augen blickte. Unwillkürlich umschlang sie der Arm des Grafen, und sie fühlte sich fest an ein lautpochendes Herz gedrückt.

„Nicht wahr, Oskar, du läßt mich Alma mit von hier fortnehmen? Du kannst nicht nein sagen, wenn ich bitte, wenn ich flehe", flüsterte Sappho, indem sie ihre Lippen seinem Munde näherte, worauf sie fortfuhr: „Und ganz gewiß wirst du mich nicht so tief demüthigen und verwunden, daß du mich zwingst, Arthur's Gattin zu besuchen. Nein, nein, das kannst du nicht wollen!"

Sappho, welche so viel in dem Auge ihres Gatten gelesen, welche deutlich sah, wie sie ihn bezaubert und

bethört, und nun ihres Siegs sicher war, fühlte zu ihrem unbeschreiblichen Entsetzen, daß er sich aus ihrer Umarmung losmachte. Die glühenden Flammen auf seiner Stirn verschwanden und die gewohnte kalte Bläße trat an deren Stelle; der warme Ausdruck seines Blicks wich einem Zug von Bitterkeit. Schnell erhob er sich, wie um den Zauber zu brechen, unter dessen Einfluß er einige Minuten lang gestanden.

„Was du verlangst, Sappho", antwortete er, „ist mir nicht möglich zu gewähren."

Seine Stimme hatte jetzt wieder jenen bestimmten Ton angenommen, der in der Regel darin zu liegen pflegte.

Sappho faltete die Hände und bat mit thränenden Augen:

„O laß mich mein Kind mitnehmen!"

Armer Oskar, deine Festigkeit, deine Unerschütterlichkeit ward auf eine harte Probe gestellt.

„Bitte mich nicht", stammelte er, war aber nicht im Stande, seinen Blick von der Versucherin abzuwenden.

„Auf meinen Knien will ich zu deinen Füßen liegen, bis du einwilligst", rief Sappho, und streckte ihm ihre gefalteten Hände entgegen.

Der Graf stürzte vor dem Bett auf die Knie nieder, schlang seine Arme um sie und rief:

„Werde erst Weib, werde dann Gattin und Mutter in der edlern Bedeutung dieser Worte, und du sollst dein Kind wiedererhalten. Bis dahin aber verlange nicht, daß ich die Erziehung desselben deinen Händen anvertraue."

Von Sappho's Antwort hing nun alles ab. Eine warme, aufrichtige Versicherung von ihren Lippen, werden zu wollen, was sie nach seinem Willen sein sollte — und Oskar wäre besiegt gewesen. Der Macht ihrer Schönheit konnte er widerstehen; die Macht ihrer liebevollen Versicherungen, ihre Pflichten als Gattin, als Mutter, erfüllen zu wollen, würde ihn dagegen vollständig besiegt haben. Sappho hatte aber vom Leben

noch viel zu lernen, noch manchen schweren Kampf zu bestehen. Er hatte ihrem Versuch, ihn zu verlocken, widerstanden; er hatte sich ihren Liebkosungen entwunden, er hatte auf ihre Bitten geantwortet: „Werde erst, was ich will"; dies war zu viel, als daß Sappho in ihrer Eigenliebe und Eitelkeit es geduldig zu ertragen vermocht hätte. War sie denn seine Sklavin? War er nicht durch sie so unermeßlich reich geworden? Hatte sie als Gattin nicht dieselben Rechte wie er? Warum verlangte er von ihr, daß sie sich in ihn fügen sollte? Sie, Sappho, so schön, so vornehm, so reich! — Nein, und tausendmal nein! Diese Sklaverei mußte ein Ende nehmen. Arme Sappho! Wie bereitwillig warst du, deinen Leidenschaften Gehör zu schenken, und wie wenig ließest du deine bessern Gefühle herrschen!

Heftig stieß sie Oskar von sich, und rief mit zügelloser Heftigkeit:

„Fort, fort von mir! Und ich habe mich herabgelassen, zu bitten, um etwas zu bitten, was mein Recht ist, denn wer in der ganzen Welt sollte mich wol hindern, mein Kind mit mir zu nehmen? Wer sollte mich daran hindern? Niemand! Ich bin Mutter, verstehst du; ich bin Mutter und verlange mein Kind! Dies ist mein Recht vor dem Gesetz und vor Gott, und ich werde davon Gebrauch machen."

Bei Sappho's gewaltsamem Ausbruch hatte Oskar sich erhoben. Ueber die heißen Wogen des Bluts legte sich eine Eisrinde, und die warmen zärtlichen Gefühle des Herzens starben hinweg. Er stand aufrecht und richtete sein edles, schönes Haupt empor. Eine eisige Kälte, eine unbarmherzige Strenge, eine unbestechliche Festigkeit stand in diesen unnatürlich bleichen Zügen geschrieben. Noch niemals war er Sappho so schön erschienen; mit furchtbarem Schmerz sah sie seinen Blick kalt und unbeweglich auf sie geheftet, aber gerade diese

Regung ihres bessern Gefühls reizte die Eigenliebe, und sie setzte noch aufgebrachter hinzu:

„Verstehst du? Das Gesetz gibt mir das Recht, und wenn du dich noch ferner weigerst, mir meine Tochter wiederzugeben, so nehme ich als Mutter die Hülfe des Gesetzes in Anspruch."

„Thun Sie das, Gräfin, damit die Leute dann erzählen können, Graf Kerner habe sich vor Gericht geweigert, sein Kind seiner Gattin zu überlassen, weil er dieselbe für unfähig gehalten, es zu erziehen. Beschmuzen Sie Ihren und meinen Namen vor den Gerichtsbehörden, — das ist ein Vortheil, den Ihnen niemand streitig machen kann; benutzen Sie denselben, denn in meiner eigenen Brust lebt eine Stimme, welche mir dennoch recht gibt, und mich mit ruhigem Blick zu dem Richter über uns aufschauen läßt. In dieser selben Brust wohnt auch ein felsenfester, unerschütterlicher Wille, der sich weder durch Ihre Schönheit bethören noch durch Ihre Drohungen beugen läßt. Hören Sie daher, was ich Ihnen sage, und handeln Sie dann nach Ihrem eigenen Gutdünken. Niemals soll mein Kind von einer Mutter erzogen werden, die sich nicht die Sanftheit des Gemüths und Herzens aneignen kann oder will, welche das Weib bewundernswürdig macht, und die nicht die nöthige Besonnenheit besitzt, um mit Ruhe die Gemüthsart des Kindes, die Anlagen desselben und die Nothwendigkeit zu beurtheilen, es mit Liebe und Verstand zu leiten, damit es einmal als edler Mensch dasteht. Liebe zu Gott, zu unserm Nächsten und zur Tugend, diese ist es, die ich in dem Herzen meiner Alma wiederfinden will. Hoffe niemals, daß ich mich einmal verleiten lassen werde, meinem gefaßten Entschluß untreu zu werden. Du hast meine Güte gemisbraucht. Wohlan, du sollst nun ein halbes Jahr dein Kind nicht wiedersehen, und auch selbst dann noch nicht, wenn deine zügellose Heftigkeit, dein Stolz und deine Eitelkeit dich zu einem verhaßten Weibe und

einer Gattin machen, welche infolge ihrer wilden Gemüthsart nicht verdient, den Namen Mutter zu tragen. Wenn du dich einigermaßen dieses theuern und heiligen Namens würdig gemacht haben wirst, dann sollst du deine Tochter wiedersehen. Morgen früh 7 Uhr reisen wir nach Holmvik. Bedenke aber wohl, daß es von dir selbst abhängt, ob du dein Kind jemals wiedersiehst. Hüte dich, mich zu beleidigen, mir zu trotzen. Dann wäre ich im Stande, dir deine Freiheit zurückzugeben und mit unserm Kind das Land zu meiden. Dann würdest du weder Alma noch mich je wiedersehen!"

Mit diesen Worten wendete er sich ab und ging nach der Thür.

„Wo willst du hin?" rief Sappho fast verzweifelnd.

„Aus einem Zimmer, welches für zwei Gatten ohne Liebe niemals gemeinsam sein sollte."

Er legte die Hand auf das Schloß und setzte hinzu:

„Hinfort soll es dies auch nicht sein."

„Bleib!" bat Sappho, und erhob sich wieder.

Der Graf betrachtete sie mit einem Blick voll Kälte, fast Verachtung. Nicht ein Schimmer, nicht ein Schatten von Zärtlichkeit lag darin.

„Morgen früh 7 Uhr reisen wir ab", war seine Antwort, und damit verließ er das Zimmer.

Sappho warf sich auf das Kopfkissen nieder und brach in Thränen aus, während sie rief:

„Er will mir meine Freiheit zurückgeben, — ich soll mein Kind niemals wiedersehen! O, mein Gott, ist denn das Herz dieses Mannes von Stein? Warum, warum liebt er mich nicht? Scheiden? — Weiß er denn nicht, daß — daß —"

Einunddreißigstes Kapitel.

Am Tage nach dem soeben geschilderten Abend trat Graf Arthur bei Emy ein. Er sah sehr heiter aus.

„Wir bekommen heute Gäste", sagte er.

„Wen denn?" fragte Emy, und reichte ihm ihren kleinen Sohn, damit er ihn küsse.

„Baron A. und einen Ingenieur, der sich unter der Zahl derer befindet, welche zu dem erledigten Landvermesserposten in Vorschlag gebracht worden sind", antwortete Arthur, indem er den Knaben küßte.

„Wie heißt er denn?"

„Ja, das weiß ich wirklich nicht."

Gegen Mittag fuhr der Wagen des Barons A. auf dem Hofe von Holmvik vor. In dem Wagen saßen Baron A., sein Sohn, der Ingenieur und ein Lieutenant E.

Emy hörte die Fremden ankommen, während sie in dem kleinen Salon saß. Ohne zu ahnen, daß der nächste Augenblick ein sehr schmerzlicher sein sollte, spielte sie heiter, beinahe kindisch mit ihrer kleinen Tochter, als die Thüren sich öffneten und die Herren eintraten.

Arthur kam zuletzt; in diesem Augenblick aber sah Emy ihn nicht, denn unter den Gästen hatte sie das

Gesicht eines Mannes wiedererkannt, an dessen Erinnerung sich etwas Peinliches knüpfte. Ihre Wangen wurden von hoher Röthe übergossen, und dann legte sich ein Schneeduft darüber. Dennoch begrüßte sie die Eintretenden mit würdiger, edler Haltung.

Der Baron A. sagte einige verbindliche Worte, der junge Baron verneigte sich ehrerbietig, der Lieutenant that dasselbe, der Ingenieur aber ging auf die Gräfin zu, ergriff ihre Hand und sagte in vertraulichem Tone:

„Welch eine freudige Ueberraschung, in der Gräfin Ruben Emy wiederzufinden, was wir wol beide nicht geträumt hätten, als wir das letzte mal schieden."

Eine dunkle Glut brannte auf Emy's schneeweißer Stirn. Sie fühlte, daß Arthur's Blick finster auf ihr ruhte; sie sah auch klar ein, daß Wenger — denn er war es — sie jene Niederlage, die seine Eitelkeit einmal erlitten, büßen lassen würde. Mit der kalten Zurückgezogenheit ihres Wesens, welche ihr eigenthümlich war, wenn etwas sie verletzte, antwortete sie:

„Sie haben recht, Herr Ingenieur: Es gibt so vieles in der Welt, was wir nicht voraussehen können."

Dann wendete sie sich zu dem Baron A. und begann mit diesem zu sprechen.

Der junge Baron und der Lieutenant flüsterten in einer Fenstervertiefung. Graf Arthur näherte sich dem Ingenieur.

„Also Sie sind es, Herr Ingenieur, der mit meiner Frau verlobt gewesen ist", sagte er, indem er das Wort Frau eigenthümlich stolz betonte.

„Ja, Herr Graf, ich war so glücklich, ein Jahr lang Emy meine Braut zu nennen. Es ist etwas sehr Eigenthümliches, wenn man sieht, daß die Person, die man einmal als die Seine betrachtet, einem andern gehört."

Wenger sprach mit einer Vertraulichkeit, welche den schlummernden Stolz des Grafen in Flammen setzte. Er richtete sich zu seiner vollen Länge empor, und sagte

mit gesenkter Stimme und mit einem Blick, in welchem eine unverkennbare Drohung lag:

„Ihre Braut Emy existirt nicht mehr. Sie werden vielleicht die Güte haben, dies zu beachten, wenn Sie mit oder von der Gräfin Ruben sprechen.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Graf von ihm.

Wenger biß sich auf die Lippe und dachte:

„Du willst mich zurecht weisen. Gut! Ich werde mir es merken, und du sollst es mir bezahlen.“

Das Mittagsmahl hatte seinen gewöhnlichen Verlauf. Graf Arthur war artig gegen seine Gäste, Emy aber las auf seiner stolzen Stirn, daß ein wilder Sturm in seiner Brust raste. Noch niemals hatte sie ihn so gesehen, noch niemals hatte er sie mit jener stolzen Kälte betrachtet, die jetzt in seinen Augen lag, wenn sie den ihrigen begegneten. Emy's Herz war von Qual und Unruhe erfüllt. Eine Ahnung von etwas Bitterm und Schmerzlichem drängte sich ihr auf, aber ohne daß man es in dem ruhigem Antlitz lesen konnte, wo das lebhafte, wechselnde Spiel der Gefühle niemals hervortrat, um ein Gegenstand für die Bemerkungen der Personen zu werden, welche ihr fremd waren.

Man war eben vom Tische aufgestanden, als wieder ein Wagen ankam. Baron A., welcher am Fenster stand, sagte:

„Es sind Graf Kerners. Wie bleich und leidend doch die Gräfin aussieht!“

Wieder flog Arthur's Blick, finster wie eine Herbstnacht, hinüber nach Emy, um zu sehen, welchen Eindruck Oskar's Namen auf sie machte.

Als Sappho in den Salon trat, war sie so bleich, und der Ausdruck ihres Gesichts so bekümmert, daß sie einem wehmüthigen Traum, mitten unter irdischen Leidenschaften glich. Es war das erste mal, daß sie Arthur wiedersah, seitdem der Priester ihre und Oskar's Geschicke vereint hatte. Es wäre schwer zu sagen gewesen, was

in ihrer Brust vorging, auf der beweglichen Fläche ihres Gesichts aber stieg und fiel das Blut unaufhörlich. Sie begrüßte Emy in beinahe freundlichem Tone und mit gesenkten Augen; als sie sich aber nach Arthur herumdrehte, schlug sie dieselben auf. Sie wollte sehen, ob seine äußere Erscheinung noch denselben Einfluß auf sie ausübte, ob — doch gleichviel was.

Da stand er vor ihr, so kalt, mit so finsterm Blick, daß er wenigstens nicht Liebe oder Freude, sie wiederzusehen, verrieth. Sie wendete sich ab, nicht mit einem Seufzer, sondern mit einem bittern Lächeln, und erblickte ihren Gatten, welcher heiter, strahlend und voll Leben Emy begrüßte, während er scherzend einige Worte äußerte. Emy, diese Emy, die Sappho in allem, außer an körperlicher Schönheit, so überlegen war, stand so stattlich, so edel da!

„Er liebt sie", flüsterte es in Sappho's Herzen, und ein Blitz zuckte aus ihrem Auge.

„Sie liebt ihn", dachte Arthur, und kniff die Lippen zusammen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

An die geöffneten auf die Terrasse führenden Salonthüren gelehnt, stand Oskar eine Cigarre rauchend. Im Salon selbst plauderten Baron A., Graf Arthur und der junge Baron mit den Damen. Auf einer Bank draußen saßen der Lieutenant E. und der Ingenieur Wenger.

„Kennst du die Gräfin Ruben näher, da du sie so familiär begrüßtest?“ fragte der Lieutenant halblaut den Ingenieur, aber doch nicht leise genug, denn die Worte erreichten Oskar's Ohr. Er ward aufmerksam und horchte.

„Ob ich sie kenne?“ antwortete Wenger in eigenthümlich nachlässigem Ton. „Nun, so genau man eine Dame kennen kann, ohne mit ihr verheirathet zu sein.“

„Was zum Teufel sagst du? War sie denn —“

Der Lieutenant stockte.

„Sie war meine Braut“, ergänzte der Ingenieur. „Es ist verwünscht lächerlich, ein Mädchen als Gräfin zu sehen, welches ich so oft auf meinem Knie geschaukelt, und welchem ich dann den Korb gab, weil ich eine bessere Partie machen zu können glaubte. Sie ist weiter nichts als eine Schiffskapitänstochter und ohne alles Vermögen.“

„Dann ist sie also von etwas zweideutigem Charakter?"

„O nein, eine andere Schwäche, als die für mich, hat sie meines Wissens nicht gehabt, und die kann man ihr wol verzeihen, denn sie war verzweifelt verliebt in mich. Zur Frau aber nimmt man ein solches Mädchen nicht gern."

Weiter konnte unser würdiger Ingenieur nicht sprechen, denn in demselben Augenblick stand Graf Kerner gerade vor ihnen und sagte:

„Von wem sprechen die Herren?"

Wenger blickte zu dem Grafen auf, senkte aber sogleich die Augen wieder. Oskar's Züge hatten ein Gepräge von Ernst und Stolz, welches den kecken Prahler ein wenig aus dem Concept brachte.

„Ich glaubte den Namen einer Verwandten von Ihnen, Herr Ingenieur, auf eine Weise aussprechen zu hören, welche Genugthuung oder aber das förmliche Anerkenntniß verlangt, daß Sie gelogen haben."

„Emy Kreuzer ist mit mir verlobt gewesen; dies ist eine so unbestreitbare Wahrheit, daß Sie, Herr Graf, die Bestätigung meiner Worte durch den Lieutenant Becker erhalten können."

Wenger hatte wieder Muth geschöpft.

„Das weiß ich; aber, mein Herr, Sie müssen in Gegenwart des Lieutenant E. zugeben, daß alle jene beleidigenden Zusätze erdichtet waren, und daß Sie sich an der Gräfin deswegen, weil sie mit Ihnen gebrochen hat, dadurch haben rächen wollen, daß Sie ihrem reinen Rufe einen Makel anheften. Merken Sie wohl, daß Sie nur eine Wahl haben, entweder zu gestehen, daß Sie eine niedrige Unwahrheit ausgesprochen, oder mir als Verwandtem Genugthuung zu geben."

„Ich glaube, von Genugthuung könnte mit niemand anders die Rede sein, als mit dem Gemahl der Gräfin, es müßte denn sein, daß Sie, Herr Graf —"

Der Ingenieur schwieg plötzlich, denn in Oskar's Augen leuchtete ein Blitz, welcher mehr sagte als Worte.

„Auf jeden Fall gebe ich jedoch gern zu, daß meine Worte über die Gräfin nur einen leichtsinnigen Scherz enthielten, und von der Wahrheit gänzlich abwichen", setzte er schnell hinzu, als Oskar's Augen fortfuhren, mit einem wirklich drohenden Ausdruck auf ihm zu weilen.

„Gut. Sie haben nun zugegeben, daß Sie ein Mann ohne Ehre sind, der ein achtungswerthes, edles Weib verleumdet", sagte Oskar, drehte sich auf dem Absatze herum und ging in den Salon hinein.

Er wußte nicht, daß Arthur, der an einem der geöffneten Salonfenstern gestanden, wol die Worte des Grafen, aber nicht die des Ingenieurs gehört hatte.

Als Oskar in den Salon trat, ging er neben Emy Platz zu nehmen, während der junge Baron seine Kräfte mit der undankbaren Aufgabe erschöpfte, Sappho's Aufmerksamkeit auf einen Augenblick zu fesseln.

Arthur blieb immer noch am Fenster stehen, und folgte Oskar mit eifersüchtigen Blicken. Gern wäre er auf ihn zugegangen und hätte ihm gesagt, wie verhaßt ihm seine Besuche waren; aber er war wie alle Eifersüchtigen, er schämte sich seiner Schwäche. Um alles in der Welt hätte er Oskar nicht gestehen mögen, daß er ihn fürchtete, daß er ihn als gefährlich betrachtete, oder daß er die Beständigkeit der Liebe Emy's auch nur einen Augenblick zu bezweifeln wagte.

Zweifelte er wol wirklich an ihr? Nein, aber er fürchtete das zu verlieren, was jetzt seinen höchsten Reichthum ausmachte. Er konnte nicht den Gedanken ertragen, daß es einen Mann gäbe, der nach ihrer Liebe strebte, der, wie er sich einbildete, an sie mit Gefühlen dachte, welche seinen eigenen glichen.

Verletzter Stolz und quälende Eifersucht tummelten sich wild in seinem Herzen, als er so von den Fenster-

gardinen verborgen dastand, und Oskar's geringste Bewegungen beobachtete.

Wir wollen das Gespräch belauschen, welches zwischen Emy und Oskar in so gesenktem Tone geführt ward, daß die Worte nicht von Sappho erhascht werden konnten, obschon diese sich mit verhaltener Wuth aufs äußerste anstrengte, zu hören, was gesprochen ward.

„Der Ingenieur Wenger ist ein alter Bekannter von dir“, sagte Oskar.

„Ja, ich war mit ihm verlobt“, antwortete Emy mit einem gewissen Anflug von Kälte.

„Kennst du den Charakter dieses Mannes?“ fragte Oskar, indem er sich bückte, und den Knäuel aufhob, welchen Emy fallen gelassen.

„Wozu diese Frage?“ entgegnete Emy, deren ganzes äußeres Benehmen etwas Abgemessenes hatte.

„Liebe Emy“, fuhr Oskar fort, „leg' auf einen Augenblick dieses erzwungene Wesen ab, und schenke mir Gehör wie einem wirklichen Freund. Was ich zu sagen habe, berührt dich und Arthur sehr nahe. Sag', darf ich zu dir sprechen wie zu einer Schwester?“

Der Graf stützte sich mit dem Arm auf die Lehne des Sofas, worauf Emy saß, sodaß er sich durch diese Bewegung tiefer zu ihr herabneigte.

„Sehr gern“, antwortete Emy. Sie wußte, daß Arthur von seinem Platze am Fenster allen ihren Bewegungen folgen würde.

„Wenger hat sich erlaubt, von dir auf eine Weise zu sprechen, welche, wenn man seine Worte nachsprechen wollte, einen Schatten auf deine Ehre werfen würde“, hob Oskar wieder an. „Ich habe ihn jetzt zurecht gewiesen, aber ein solcher Mensch läßt sich nicht belehren. Dergleichen Worte würden, wenn sie Arthur zu Ohren kämen, seinen Stolz verletzen und euer Glück stören. Suche daher Arthur auf dieses Benehmen des Ingenieurs vorzubereiten.“

„Was hat er aber sagen können?“ fragte Emy, den Kopf emporrichtend, während die dunkle Glut des Zornes auf ihren Wangen brannte.

„Das kann und will ich nicht wiederholen“, antwortete Oskar. „Seine Worte waren eine schamlose Erdichtung. Meine einzige Absicht ist, dich vor einem Menschen zu warnen, der niemals über deine Schwelle hätte kommen sollen.“

„Aber warum sagst du das nicht Arthur?“

„Weil es ihm unerträglich sein würde, mich das wiederholen zu hören, was gesagt worden ist.“

„Ich danke dir!“ entgegnete Emy, sich verneigend, „ich werde deine Freundschaft niemals vergessen.“

Der Ingenieur reiste noch diesen Nachmittag ab. Der Baron A. und die andern blieben noch bis nächstfolgenden Tag.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Alle hatten sich in die ihnen angewiesenen Zimmer begeben. Graf Oskar hatte ein Zimmer für sich allein verlangt.

Er saß in einem Lehnstuhl, versunken in seine Gedanken, die Arme über der Brust gekreuzt und den Rücken nach der Thür gewendet, als plötzlich diese geöffnet ward und eine kleine Frauengestalt, in ein weißes Negligé gekleidet, eintrat. Der Graf drehte sich schnell herum und rief:

„Sappho! Was willst du?"

Ein leichter Schauer durchrieselte ihn, als seine Augen auf das kleine, feenhafte Wesen fielen.

„Ich komme, um dich zu fragen, wie lange wir hier bleiben werden?"

Sappho gab sich Mühe, ruhig zu sprechen; die zitternde Stimme aber, der finstere Ausdruck des Auges, alles verrieth, daß das Herz stürmisch in ihrer Brust schlug.

„Daran habe ich noch nicht gedacht", antwortete er. „Ein paar Tage wenigstens."

„Ich aber, ich reise morgen ab", sagte Sappho keuchend, denn sie wollte ihre heftigen Gefühle mit Gewalt bezwingen.

„Soll denn durchaus jede Nacht ein Auftritt stattfinden? Ich glaubte, dieser Qual überhoben zu sein, da wir nicht mehr dasselbe Zimmer theilen.“

„Ich bin ja ruhig“, antwortete Sappho heftig athmend, „und ich komme blos, um dir zu melden, daß ich nicht länger bleiben will als bis morgen.“

„Du mußt aber gleichwol noch länger verweilen, denn ich will morgen nicht abreisen. Hast du mir noch sonst etwas zu sagen?“

Nun war es aus mit Sappho's Selbstbeherrschung. Sie stürzte auf ihn zu, faßte ihn am Arme und rief:

„Ich will nicht hier bleiben, um Augenzeugin deiner Liebe zu dieser Emy zu sein! Es gibt keine Macht, welche mich zwingen kann, einen solchen Schimpf zu ertragen! — Ich bin nicht eifersüchtig, nein“, setzte sie mit verächtlichem Lächeln hinzu; „aber ich dulde nicht, daß man mich in meinen Rechten kränke, mich ins Angesicht verhöhne und mich zum Deckmantel einer verbrecherischen Leidenschaft benutze.“

„Sehr gut“, entgegnete Oskar, „nun wirst du mich und die ganze Niedrigkeit deiner Rolle verstehen, welche du mir einmal zutheilen wolltest, nur mit dem Unterschied, daß du wirklich einen andern liebtest, ich aber dagegen für niemand Liebe hege. Auf wen bist du eifersüchtig? Denn eifersüchtig bist du. Auf die edelste und tugendhafteste Frau, die ich kenne, und vor deren moralischer Ueberlegenheit ich die Knie beugen muß. Werde ebenso tugendhaft, ebenso edel, ebenso weiblich wie sie, und ich werde dich auch achten.“

„Achten!“ wiederholte Sappho und heftete auf Oskar einen glühenden Zornesblick, der tief in sein Herz dringen zu wollen schien.

„Ja!“ antwortete der Graf, und blickte ihr mit ruhigem Ernst in die gefährlichen Augen.

„Und dies ist alles, was du möglicherweise mir in einer Zukunft zu geben hast, während du sie liebst und

anbetest?" rief Sappho. „Gestehe, daß du mir auf eine furchtbar schonungslose Weise begegnest. Ha, ich werde sie fragen, diese tugendhafte Emy, mit welchem Recht sie mich um die Liebe aller bestiehlt!" setzte sie mit gewaltsamer Heftigkeit hinzu.

„Liebe!" wiederholte Oskar. „Um wessen Liebe hat sie dich denn bestohlen? Vielleicht um Arthur's?"

Oskar's dunkle Augen nahmen, während er dies sagte, eine noch dunklere Farbe an, während er fortfuhr:

„Gestohlen kann uns nur das werden, was unser Eigenthum gewesen ist; Arthur's Herz aber hat dir niemals angehört. Oder sprichst du von meiner Liebe? Nein, Sappho, mein Herz birgt keine dergleichen Gefühle, welche dir geraubt werden könnten. Es ist leer an allem, was einer Leidenschaft gleicht, das weißt du recht wohl, und weder Emy noch irgendeine andere ist im Stande gewesen, eine Flamme in meiner Brust zu entzünden."

Der Graf erhob sich langsam, ergriff Sappho bei der Hand und setzte in beinahe bekümmertem Tone hinzu:

„Du, Sappho, hast mir wirklich Entsetzen gegen alles eingeflößt, was Liebe genannt wird, und ich bin ein zu ehrlicher Mann, zu sehr Edelmann an Seele und Herz, als daß ich mich soweit vergessen könnte, das Weib meines Freundes zu lieben."

„Dann wirst du also niemals lieben?" fragte Sappho. Der Zorn war aus ihrem Antlitz gewichen, um einem andern ebenso heftigen, aber vielleicht noch peinlichern Gefühl Platz zu machen.

„Niemals!"

Es lag ein so tiefes Gepräge von Wahrheit in dem Ton, womit der Graf dieses einzige Wort aussprach, daß Sappho bleich ward.

„Leg' dich zur Ruhe, Sappho, und schlaf' ruhig in dem Bewußtsein, daß der Mann, dessen Namen du trägst, zu jeder treulosen That unfähig ist, und daß sein Herz

nicht mit dem Gewissen und dem Ehrgefühl mäkeln gelernt hat."

Der Graf ließ die Hand seiner Gattin los und drückte einen flüchtigen Kuß auf die schneeweiße Stirn.

„Willst du, daß ich gehe?" fragte Sappho, und war nun wieder die verführerische Sirene mit tausend Verlockungen in ihren Blicken und auf ihren Lippen. Oskar hatte aber am Abend vorher die Gefahr dieser schmeichelnden Worte kennen gelernt, welche den Zweck hatten, seinen Verstand zu bethören, und war nun auf seiner Hut. Gott weiß überdies, ob nicht sein eigenes Herz in seinem Schose etwas barg, was Aehnlichkeit mit Eifersucht hatte. Weshalb aber sollen wir etwas verrathen, das er selbst so gut verhehlte?

„Ja, Sappho, wenn du nicht willst, daß wir die Schlafzimmer tauschen."

Sein Ton war kalt, kalt wie Stahl.

Sappho sah ihn mit einem Blick des Zornes und der Bitterkeit an, worauf sie dann schnell das Zimmer verließ.

Auf dem Fußboden lag eine weiße Rosette, die Sappho verloren. Als sie hinaus war, sprang Oskar auf, raffte die Rosette, welche soeben noch Sappho's Brust geschmückt, vom Boden auf, und bedeckte sie mit Küssen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

In Graf Arthur's Schlafzimmer fand ein anderer Auftritt statt.

Emy hatte schon längst ihr jüngstes Kind in den Schlaf gesungen, und dann dagesessen und auf ihren Gatten gewartet. Endlich ließen sich seine Tritte langsam und zögernd in dem anstoßenden Zimmer vernehmen, und es dauerte nicht lange, so hob er den Thürvorhang und trat ein.

Er war bleich, und sein Blick hatte einen Ausdruck von Stolz und Kälte, bei welchem sich Emy das Herz zusammenschnürte, denn so hatte er sie noch nie angesehen.

Ach! Emy fühlte dunkel in der Welt der Ahnungen, daß der helle, klare Himmel ihrer Liebe nun von Wolken bedeckt war, die manchen Sturm hervorrufen und möglicherweise diese und jene ihrer theuersten Hoffnungen zerstören würden.

Zugleich aber gedachte Emy auch mit tiefer Bewegung der Worte ihrer sterbenden Mutter: „Die Religion und das Vertrauen auf Gott ist das Einzige, was uns niemals täuscht oder verläßt.“ Ueberdies wohnte ein so fester und lebendiger Glaube an Gottes Güte und Weisheit

in ihrem Innern, daß sie fühlte, es werde sie kein Kummer treffen, der nicht zuletzt zu ihrem Heile diente. Ihr Herz flüsterte: „Auch auf die bittersten Augenblicke folgen frohe und glückliche. Die Liebe ist die Macht, welche mir Muth und Kraft geben soll, den Schmerz zu bekämpfen, zu besiegen und zu vergessen."

Arthur ging an Emy vorbei und setzte sich auf das Sofa, ohne ein Wort zu sprechen.

„Du bist sehr lange geblieben, mein Arthur", sagte Emy und setzte sich neben ihn, indem sie seine Hand faßte.

„So — o? Meinst du?" entgegnete er. „Aber warum hast du dich nicht zur Ruhe gelegt? Ich hätte dies lieber gesehen. Du hättest dann in Ruhe von dem träumen können, was gewesen, und von dem, was ist. Gestehe, daß es heute ein reicher Tag gewesen ist; obschon es nicht sehr schmeichelhaft für mich war, den Namen meiner Frau von einem bürgerlichen Tölpel nennen zu hören. Du hattest wirklich recht, wir hätten in Italien bleiben sollen, um der Gefahr überhoben zu sein, an die Vergangenheit erinnert zu werden."

Der Graf erhob sich bei diesen letzten Worten, und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Nun", fuhr er fort, „willst du vielleicht noch behaupten, daß ich der Einzige bin und gewesen bin, den du geliebt, und daß kein anderer Mann als ich jemals seine Lippen auf die deinen gedrückt hat?"

Er blieb vor ihr stehen und setzte dann hinzu:

„Ha, es gibt also einen Mann, welcher von der Gräfin Ruben sagen kann, sie war meine Verlobte und bestimmt, mein Weib zu werden."

Emy schaute mit einem ruhigen, fast kühlen Blick in die Augen ihres Gatten empor, denn es lag in seinen Worten zu viel Verletzendes, und der Stolz in der Brust des edeln Weibes empörte sich gegen einen Angriff von so schonungsloser Art.

„Arthur, du vergissest dich“, entgegnete sie ernst. „Deine Absicht kann nicht sein, mich ohne Grund zu verletzen.“

Arthur warf sich auf das Sofa, bedeckte das Gesicht mit den Händen und rief heftig:

„Dich zu verletzen! Nein. Aber hast du auch nur eine einzige Minute lang die Wunden bedacht, welche du mir heute geschlagen?“

Er richtete den Kopf empor und fuhr dann fort:

„Giftige Wunden sind es, denn sie haben meine ganze Seele verbittert.“

Er faßte ihre Hand und drückte dieselbe krampfhaft.

„Warum bin ich verdammt, dich zu meinem Unglück zu lieben wie ein Wahnwitziger?“ setzte er hinzu.

„Aber was habe ich denn gethan, Geliebter, das dich so schmerzen kann?“ fragte Emy. Ihr sonst so kühles Wesen war jetzt von Wärme und Zärtlichkeit durchhaucht, und sie legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Sag', was flüsterte Oskar dir zu?“ fragte Arthur. „Warum erröthetest du, als er sprach? Was für zärtliche Worte sagte er dir? Ach, du glaubtest, ich sähe nicht jene Geberde heimlichen Einverständnisses, welche du machtest, um seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß ich euch belauerte. Bist du wol berechtigt, ihm zu verrathen, was in dir vorgeht, und dann ihn, nicht mich zu beauftragen, deinem ehemaligen Bräutigam den Mund zu stopfen, damit er nicht allzu laut davon spreche, daß —“

„Daß er mit mir verlobt gewesen ist? Nein, du irrst dich; einen solchen Auftrag hat niemand von mir erhalten; denn eine rückgängig gewordene Verlobung ist keine Schande.“

Emy lehnte sich mit kaltem Ernst in dem Sofa zurück, und setzte hinzu:

„Du willst wissen, was Oskar sagte. Er theilte mir mit, daß Wenger sich unvortheilhaft über mich zu äußern

gewagt, und dies rief wahrscheinlich die Röthe hervor, die du auf meinen Wangen sahst."

„Ah so! Der Elende wagt also, mit seinem frühern Verhältniß zu dir zu prahlen. Ganz vortrefflich! Die Gattin des Grafen Ruben wird dadurch wirklich in ein ganz eigenthümliches Licht gestellt. Es ist also nicht genug, daß man mit heimlicher Verachtung flüstert, ich hätte mich mit einem Mädchen verheirathet, welches an Geburt unter mir steht, sondern man wird auch hinzusetzen, ihr Ruf sei nicht der reinste gewesen. So weit also ist es gekommen!"

Der Graf ging heftig im Zimmer auf und ab.

Emy war todtenbleich geworden. Sie drückte die Hand langsam, aber fest auf ihr verwundetes Herz, und wiederholte blos die letzten Worte des Grafen; aber mit einem Ton voll Schmerz und Stolz.

„So weit ist es also gekommen, Arthur!"

Der Graf blieb stehen und heftete die Augen auf sie, die edle, die hochherzige Gattin, welche er im Taumel seines Stolzes und seiner Eifersucht zu beleidigen gewagt; sie, die er bis zum Wahnsinn liebte, hatte er so schonungslos, so ungerecht verwundet. Diese Gedanken drängten sich ihm mit Blitzesschnelligkeit auf, und jetzt ebenso wie stets dem Strome seiner Gefühle folgend, stürzte er vor Emy auf die Knie nieder und rief:

„O, verzeihe, verzeihe! Ich weiß nicht, was ich spreche."

Er wollte sie in seine Arme schließen; aber sie drängte ihn mit sanfter Gewalt von sich.

„Arthur", sagte sie, „wir dürfen nicht so unbesonnen aus einem Extrem in das andere verfallen."

„Du willst mir also nicht Worte verzeihen, die ich unter dem Einfluß meiner aufgeregten Gefühle gesprochen."

Er ergriff, indem er dies sagte, ihre Hand.

„Dir verzeihen, Arthur? Dies werde ich stets thun,

solltest du mich auch noch tiefer verwunden als du jetzt gethan; verhindern aber, daß die Wunden bluten, dies kann ich nicht."

Emy legte seine Hand auf ihr Herz, und setzte in beinahe heftigem Tone hinzu:

„O, wie konntest du dieses dir so treue, so warm ergebene Herz so furchtbar martern wollen?"

Und Thränen, bitterer als Emy sie jemals geweint, rannen ihre Wangen herab.

„Emy, Emy, mach' mich nicht wahnsinnig vor Reue und Scham!" rief Arthur, indem er sie abermals an seine Brust zu schließen suchte. Emy aber drängte ihn wieder sanft von sich, trocknete ihre Thränen und sagte mit mühsam errungener Fassung:

„Um wieder mit Ruhe und Zuversicht an die Zukunft denken zu können, müssen wir einander klar verstehen; denn noch mehr dergleichen Wunden würden meine Fähigkeit zu dulden endlich doch erschöpfen."

Noch ein paar Thränen schlichen still ihre Wangen herab, und sie setzte hinzu:

„Setz' dich zu mir, Arthur, und laß uns deine Worte ernst, aber ruhig in nähere Betrachtung ziehen."

„O, du bist grausam. Weißt du nicht, daß alle meine verletzenden Worte, alle meine Ungerechtigkeiten ihren Grund in dem Uebermaß meiner Liebe haben?" rief der Graf, und schlang mit leidenschaftlicher Heftigkeit seine Arme um Emy und drückte sie an sein stürmisches Herz.

„Sie hatten ihren Grund aber auch in Stolz", flüsterte Emy immer noch weinend.

Die Arme des Grafen sanken herab, seine Stirn ward bleich, und er stammelte:

„Du verletzest mich, Emy; du bist ungerecht."

„Nein, ich bin nicht ungerecht, und ich will dich niemals verletzen. Laß uns daher deine Worte näher prüfen. Ach, Arthur, eher wird es nicht wieder gut."

Der Graf setzte sich schweigend an ihre Seite.

„Habe ich wol aus meiner frühern Verlobung auch nur einen Augenblick ein Geheimniß gemacht?“ fuhr sie fort. „War sie nicht das erste, was ich dir sagte?“

„Allerdings, allerdings; aber ich hatte nie vorher bedacht, daß — daß — es einen Mann gäbe, welcher das Recht gehabt, die holden Liebkosungen der Liebe an dich zu verschwenden.“

Wieder brannte das Blut auf Arthur's Stirn, und sein Auge ward dunkel.

„So ist es aber nicht gewesen. Als ich zu dir sagte: «Du bist meine erste, meine einzige Liebe», da sprach ich die Wahrheit. Du weißt ja, warum ich mich verlobte; du weißt auch, warum ich das Verhältniß wieder löste. Du sprichst von Liebkosungen. Dergleichen haben blos in deiner Einbildung stattgefunden; denn am Tage nach dem, wo Wenger und ich die Ringe gewechselt, reiste ich nach Lundagard, und als wir uns wiedersahen, gab ich ihm seinen Ring zurück.“

Emy gab sich Mühe, mit Ruhe zu sprechen; aber an ihren Augenwimpern perlten helle Thränen.

„O, sieh mich an, leg' deine Hand auf mein Herz und schwöre, daß das, was du jetzt sagst, die Wahrheit ist“, rief der Graf, indem er ihre beiden Hände ergriff und ihr gerade in die großen, blauen Augen schaute.

„Bedarf es wol meines Schwurs? Bezweifelst du meine Worte?“

Emy's Stolz kämpfte eine Secunde lang mit ihrer Liebe; aber gleichwol legte sie die Hand auf seine Brust und setzte hinzu:

„Bei unserer Liebe schwöre ich, daß jedes Wort, welches ich gesprochen, die Wahrheit ist.“

„Dank! Dank!“ stammelte der Graf. „Ich hätte den Gedanken, daß deine Liebesbezeigungen einem andern

Manne eher als mir angehört, nicht ertragen können. O verzeihe, und vergiß nun alles, was ich gesagt."

„Warte noch einen Augenblick", entgegnete Emy, tief Athem holend. „Hast du einen einzigen Augenblick an meiner Liebe, an meiner Treue gezweifelt?"

Sie betrachtete ihn, indem sie dies sagte, mit einem Ausdruck edeln Stolzes.

„Nein, nein; aber wenn ich Oskar an deiner Seite sehe, dann lese ich in seinen Blicken Bewunderung und Zärtlichkeit, da ergreift mich ein Taumel der Eifersucht, und ich weiß nicht mehr, was ich glaube, oder nicht glaube."

Emy seufzte. Sie fühlte, daß dies alles nicht augenblicklich durch einige Worte überwunden werden konnte.

„Wenn ich ruhig bin", hob der Graf wieder an, „verachte ich meine eigenen Gefühle und könnte dann für die Treue und Reinheit deiner Liebe leben und sterben."

„Und solange muß ich mich wol damit begnügen", antwortete Emy mit wehmüthigem Lächeln. „Jetzt wollen wir von etwas anderm sprechen."

Ihre Lippen wurden bleich, und ein Zug von Stolz trat auf ihrer Stirn hervor.

„Hast du", fragte sie, „schon eher als heute Unmuth über meine niedrige Herkunft empfunden? Hast du —"

„Still, still, Engel, wenn du mich nicht zur Verzweiflung treiben willst!" unterbrach sie der Graf, vor Scham erröthend.

„Nein, du mußt mir jetzt antworten, als ob wir beide vor Gott stünden. Hast du deine Verbindung mit einem bürgerlichen Mädchen bereut?"

„Niemals! Bei Gott niemals!" rief der Graf, indem er vor Emy auf die Knie niedersank und hinzusetzte:

„Niemals hat Reue in meiner Seele gewohnt; nein, nur Stolz auf meine Vereinigung mit dir. O, ich

wollte lieber auf Rang und Reichthum verzichten, als nur eine Stunde aufhören, von dir geliebt zu werden, von dir, dem edelsten Theil meines Lebens."

Emy ergriff hastig seine Hände, drückte dieselben an ihre Lippen und sagte unter Thränen:

„Liebe mich stets so, und ich will alles vergessen, was verletzen kann, ich will — mich selbst vergessen."

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Beim Frühstück versammelten sich alle auf Holmvik anwesenden Gäste. Vergebens würde man Spuren der Schmerzen zu finden gesucht haben, von welchen am Abend vorher vier Personen dieser Gesellschaft gemartert worden. Infolge einer Laune oder heimlichen Absicht zeigte Sappho's Antlitz heute ein bezauberndes Lächeln. Ihr ganzes Wesen entwickelte jene unwiderstehliche Zaubermacht, die ihr stets eigen war. Ihre Toilette bestand in einem leichten, hellblauen Musselinkleide mit weißen Rosetten garnirt, und glich einer eine Fee umschwebenden leichten Wolke. Das nur durch einen einfachen Schildpattkamm in Form einer Blume zusammengehaltene Haar fiel mit unvergleichlicher Koketterie auf einen Hals herab, der weißer war als Alabaster. In dem Gold des Haares schaukelte sich nachlässig eine lebendige, weiße Dornenrose.

Als sie in den Salon trat, stand Oskar mit wolkenfreier Stirn, ruhigem und offenem Blick an einem der Fenster. Er sprach mit Emy, die einen schneeweißen Morgenrock trug, der in seinen weiten, hoch heraufgehenden Falten den keuschen Busen barg. Ihre dunkelbraunen Locken waren ohne Kunst oder Gefallsucht von der reinen Stirn hinter das Ohr zurückgestrichen.

Bei Sappho's Eintritt drehte Oskar sich nach ihr herum. Eine dunkle Röthe überzog unwillkürlich seine Stirn beim Anblick ihrer sorgfältigen Morgentoilette und der deutlich aus ihrem ganzen Wesen sprechenden Sucht, unwiderstehlich zu sein. Eine Wolke des Ernstes und der Strenge legte sich dann über seine Stirn, während er mechanisch seine Augen von ihr hinweg wieder auf Emy wendete, die mit ihrem hohen, edeln Wuchs und ihren reinen Zügen es zu verschmähen schien, durch sinnliche Eindrücke Bewunderung erwecken zu wollen. Im Gegentheil, sie erschien rein, wie frischgefallener Schnee, und keusch wie die Morgenröthe, während Sappho mit ihrem wechselnden Blut, ihren flammenden, feurigen Augen und ihrer verführerischen Koketterie einen vollkommenen Gegensatz zu Emy zu bilden schien.

„Warum ist sie nicht ebenso edel, ebenso tugendhaft, ebenso einfach wie Emy!" dachte Oskar. „Ist denn ihr Herz allen bessern Einflüssen unzugänglich, da sie jetzt als Gattin und Mutter die Schwäche ihres Herzens zur Schau zu tragen wagt, und noch durch diese äußern, bethörenden Hülfsmittel Arthur, den vermählten Arthur, zu fesseln sucht?"

So dachte Oskar, und folgte Sappho mit einem langen, dunkeln Blick, als sie, nachdem sie Emy begrüßt, sich nach Arthur herumdrehte und ihm mit anmuthiger, zärtlicher Geberde die Hand reichte.

„Wie schön sie ist!" dachte Emy, und rascher schlug ihr Herz, wärmer glühten die Rosen auf ihren Wangen, und kälter ward ihre Haltung.

„Sie ist stets dieselbe Sirene, ohne Herz und Moral", dachte Arthur und wendete seinen Blick auf Emy, nachdem er als Weltmann die kleine, schmale, wunderschöne Hand Sappho's geküßt und einige wenige verbindliche Worte gesprochen. „Es ist ja ganz natürlich, daß Oskar meine hochherzige, erhabene Emy lieben muß."

Arthur's Stirn umdüsterte sich und sein Blick ward drohend.

„Möge auch er nun erfahren, was Qual heißt", dachte Sappho, „und möge diese Emy, welche von allen über mich gestellt wird, die ganze Unruhe fühlen, eine gefährliche Nebenbuhlerin in ihrer Nähe zu haben. O, ist er nicht stets an ihrer Seite? Aber nehmt euch nur beide vor mir in Acht!"

Ein Blitz zuckte, indem sie dies bei sich dachte, aus ihren Augen und aus den Rosen der Wangen.

Man hatte gefrühstückt. Baron A. bat die Gräfin Ruben, ein Volkslied vorzutragen, welches sie früher einmal bei ihm gesungen. Emy trat mit jener einfachen Bereitwilligkeit, welche allen fleckenreinen Charakteren eigen ist, an das Instrument.

Während Emy in dem großen Salon sang, saß Sappho in dem anstoßenden Cabinet. Arthur, welcher mit ihr gesprochen, stand im Begriff, sich zu entfernen, als er seine Gattin die ersten Accorde anschlagen hörte. Sappho legte aber ihre Hand auf seinen Arm und flüsterte:

„Du wirst doch nicht so unhöflich sein, mich allein zu lassen? Mein Mann und die andern Herren sind eiligst fortgegangen, um die Sängerin zu hören."

„Willst du nicht auch mit hinaus in den Salon gehen?" fragte Arthur, dessen Züge einen eigenthümlichen kalten und stolzen Ausdruck angenommen hatten.

„Nein! Nachdem so viele Jahre vergangen sind, glaube ich, daß wir beide als nahe Verwandte einander sehr viel zu sagen haben sollten. Erstens bist du lange im Ausland gewesen."

„Ja, wir wohnten vier Jahre in Italien auf einer Villa, die ich gekauft, dann reisten wir einige Monate, sodaß wir erst im vorigen Frühjahr zu Anfange des Monats April wieder in unser altes Schweden zurückkamen."

Arthur hatte, indem er dies sagte, neben Sappho auf dem Sofa Platz genommen.

So plauderten sie von seinen Reisen, von Verwandten, welche geheirathet hatten oder gestorben waren u. s. w.

Mittlerweile ging Emy's Gesang zu Ende, und man hörte, wie Oskar sie bat, nun noch die „Frage der Braut" zu singen.

Sappho fuhr fort zu plaudern, endlich sagte Arthur:

„Aber, liebe Sappho, wir sind nun fünf Monate hier auf Holmvik, und du hast uns erst jetzt durch einen Besuch erfreut. Wie kommt das?"

„Es kommt daher, weil ich immer einen Besuch von euch erwartete. Ich fürchtete, daß — daß —"

Sappho war jetzt hinreißend schön in ihrer schüchternen Verwirrung.

„Verzeihe; lassen wir dies!" bat Arthur.

In diesem Augenblick schwieg der Gesang, und Sappho sagte:

„Oskar ist aber um desto öfter hier gewesen."

Diese Worte waren von einem Seufzer begleitet.

Arthur erröthete.

„Ja, er hat mir die Freundschaft bewiesen, mich zu begrüßen", antwortete er.

„Glaubst du, daß Oskar's Besuche dir gegolten haben?" fragte Sappho, indem sie zu ihm aufblickte und sich von dem Sofa erhob.

„Wem sonst?" fragte Arthur.

„Emy!"

Dieses Wort flog über Sappho's Lippen, ehe sie noch daran dachte. In demselben Augenblick fielen ihre Blicke auf die Thür des Salons. Auf der Schwelle stand Oskar, aber mit einem furchtbaren, unheilverkündenden Ausdruck in seinem Gesicht. Dieser Ausdruck sagte ihr, daß Oskar die zuletzt gewechselten Worte gehört, und Sappho fühlte mit Verzweiflung im Herzen, daß er ihr diese

Worte niemals verzeihen würde. Wie gern hätte sie dieselben durch ein Jahr ihres Lebens zurückerkauft!

Oskar ging auf Arthur zu, und sagte kalt und stolz:

„Meine Besuche auf Holmvik haben ihren Grund nur in reiner, unverfälschter Freundschaft gehabt. Bist du so unedel gewesen, etwas anderes zu argwöhnen, so hättest du dich unmittelbar an mich wenden sollen, nicht an meine Gattin, und von mir hättest du die Wahrheit erfahren. Wenn Arthur Ruben erst von Oskar Kerner eine einzige Handlung gesehen hat, welche nicht mit Pflicht, Ehre und Gewissen vereinbar ist, dann erst mag er von ihm glauben, daß er im Stande sei, seine Freundschaft zu verrathen. Bis dahin aber ist jeder Zweifel eine Ungerechtigkeit."

Hierauf wendete er sich zu Sappho.

„Gräfin", sagte er, „nehmen Sie Abschied von Ihrem Cousin; wir reisen sogleich ab, und bitten Sie ihn um Verzeihung, daß Sie gewagt haben, die Gräfin Emy als die Person, welche mich angeblich hierher lockt, zu nennen, und ihr dadurch schaden zu wollen."

Sappho stand da, bleich wie ein Alabasterbild, und auch ebenso stumm wie ein solches.

„Haben Sie gehört, was ich gesagt habe?" hob Oskar wieder an.

In demselben Augenblick näherten sich Emy und der Baron A. Sappho nahm Abschied, und eine halbe Stunde später rollte der Wagen mit ihr und Oskar davon.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Am Abend desselben Tags finden wir Helenen und ihre kleine Tochter Ellen in dem linken Flügel von Holmvik.

Dieser ward von Helenen bewohnt. Arthur hatte ihn für sie bei ihrer Rückkunft nach Schweden bequem einrichten lassen. Sie hatte hier ihren eigenen, von dem des Grafen unabhängigen Haushalt und ihre eigene Bedienung. Sie war zu reich, um in Emy's Nähe, nachdem diese vermählt war, auf einem andern Fuße leben zu wollen oder zu brauchen; aber sie konnte nicht von der geliebten, ihrem Herzen und Leben so theuern Freundin getrennt leben.

Helene saß zurückgelehnt in einem Schaukelstuhl und las aufmerksam in einem Buche. Ellen stand an dem offenen Fenster und wand einen Kranz, während sie mit halber Stimme folgende Worte sang:

„Wie schön, im Geist sich aufzuschwingen
Zum Himmelszelt, das uns umgibt;
Mit innigem Gefühl zu singen
Von Gott, der seine Kinder liebt.

Wie oft schon schmeckt' ich diese Wonne,
Zu schweben über Zeit und Raum!
O lächelte mir, wenn die Sonne
Hinabsinkt, stets ein solcher Traum!"

Als die letzten Worte des ersten Verses an Helenens Ohr schlugen, ließ sie das Buch sinken, drehte den Kopf so, daß sie das Kind sehen konnte, und lauschte.

Ellen ließ, als sie den zweiten Vers sang, die Hände auf den Fensterrahmen sinken, während sie mit träumerischem Ausdruck in den klaren Abendhimmel emporschaute.

Als der Vers zu Ende war, schwieg sie, behielt aber ihre träumerische Stellung bei.

Helene fuhr noch eine Weile fort, ihre Tochter zu betrachten. Ein Seufzer hob ihre Brust.

„Ellen!" rief sie dann in zärtlichem, sanftem Tone.

Die Kleine hörte sie nicht. Eine hohe, lebhafte Farbe brannte auf ihrer Wange.

„Ellen, mein geliebtes Kind!" wiederholte Helene ein wenig lauter.

Die Kleine zuckte zusammen, und drehte sich nach der Mutter herum.

„Sagtest du etwas, Mama?" fragte sie mit einem Ausdruck von Zerstreutheit.

„Ich habe dich zweimal gerufen, meine Tochter; aber du hörtest mich nicht."

Ellen erröthete und näherte sich ihrer Mutter.

„Ich war so in Gedanken versunken", sagte die Kleine, und lehnte ihr achtjähriges Köpfchen an die Brust der Mutter. „Was willst du von mir, Mama?"

„Mit dir sprechen."

„Weiter nichts?" fragte Ellen mit unzufriedener Miene. „Weißt du, Mama, daß du mich gestört hast?"

„Wie so denn? Du thatest ja nichts!" entgegnete Helene, und strich mit der Hand über die Stirn der Kleinen.

„Ich dachte, ich säße da droben auf der Wolke", antwortete Ellen mit träumerischem Blick, und ich hörte einen Gesang, so schön, daß ich an schöne, schöne Worte dachte. Ach, warum riefst du mich? Warum durfte ich nicht da oben im Himmel sitzen bleiben?" setzte die Kleine mit bekümmertem Ausdruck hinzu.

„Aber, Ellen, du bildetest es dir ja blos ein, und sich dergleichen Anwandelungen zu überlassen, ist ein Fehler, über welchem du all das Gute und Schöne, was das Leben bietet, über welchem du sogar mich vergessen wirst."

„O nein, ich vergesse dich nicht. Aber siehst du, Mama, es ist zuweilen, als ob Stimmen aus einer andern Welt zu mir sprächen, und dann verschwindet alles um mich her, und ich denke so schöne Worte. Es ist als ob ich in unbekannten Räumen schwebte. Mama, Mama, warum rufst du mich denn allemal?"

„Deshalb, Ellen, weil dieses Träumen eine Krankheit deiner Seele ist, die, wenn du dich ihr hingibst, gefährlich werden muß. Weshalb, Kind, spielst du nicht mit deinen Puppen, oder plauderst mit mir?"

„Das ist nicht unterhaltend."

„Ist es dir langweilig, mit mir zu sprechen?"

„Nein, aber unterhaltender ist es, die Stimmen zu hören, und die Bilder zu sehen, welche ich höre und sehe, wenn ich allein bin."

Helene seufzte. Sie dachte an ihre eigene Kindheit, an ihre Träume und alle jene Fehlgriffe im Leben, welche diese krankhafte Schwärmerei herbeigeführt hatten. Es stand klar vor ihrer Seele, daß sie diesem Hange, der auch ihrer Tochter angeboren war, entgegenarbeiten mußte, wenn sie sie einmal glücklich zu sehen hoffte. Aber wie sollte ihr dies gelingen?

Dies war eine Frage, welche sie noch nicht zu beantworten vermocht hatte.

„Emy soll mir rathen", dachte Helene, und drückte das Haupt ihrer Tochter an ihre Brust.

„Setz' dich auf den Schemel zu meinen Füßen, und ich will dir eine Geschichte von einem Mädchen erzählen, welches ebenso wie du sein Leben verträumte. Willst du sie hören?"

„Ach ja, erzähle mir etwas!" rief Ellen, indem sie sich zu den Füßen ihrer Mutter setzte und den Kopf auf ihren Schos legte.

„Eine reiche Witwe", begann Helene, „hatte, wie ich, ein einziges Kind, eine Tochter, welche sie innig liebte. Die Mutter erfüllte alle ihre Wünsche, gab ihr Geld, um die Armen beschenken zu können, und verschaffte ihr Vergnügen und Spielkameraden. Die Tochter aber kümmerte sich um alles dies nicht, sondern saß ganze Tage auf einem Hügel in dem Garten der Mutter, und träumte wunderliche Bilder, sowie du jetzt zuweilen thust. Die Folge dieses beständigen Träumens war, daß sie vergaß, zu Gott zu beten und ihm für alle die Güte, womit er sie überhäuft, zu danken. Außerdem aber vergaß sie auch noch ihre Pflichten gegen ihre Mutter und ihre armen Nebenmenschen. So verging ihre Kindheit. Als sie groß ward, glaubte sie, die Welt sei nicht schön, Gott nicht gut und die Menschen nicht so, wie sie dieselben haben wollte. Sie ward eine undankbare Tochter, denn sie verstand nicht die Zärtlichkeit, welche ihre Mutter gegen sie hegte. Sie ward ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft, denn sie suchte nicht durch ihren Reichthum zu nützen, sondern vergeudete ihr Leben in eiteln Träumen und ewiger Unzufriedenheit mit der Welt, die sie umgab. Sie ward eine laue Christin, die niemals ruhig oder ernst an die schönen Lehren und die reiche Quelle des Glücks und der Zufriedenheit dachte, welche wir in Christi Lehre besitzen. Sie verstand nicht Gottes Größe, weil sie sich niemals die Mühe genommen, darüber nachzudenken, und so stand sie hier auf Erden,

umgeben von der Schönheit der Natur und Gottes Güte, ohne darnach zu fragen, oder etwas von all diesem zu begreifen. Als ihr letztes Stündlein nahte, Ellen", fuhr Helene fort, indem sie den Kopf ihrer Tochter emporrichtete, „da erhob sich in ihr eine Stimme, welche fragte: «Wie hast du dein Leben angewendet? Wie willst du vor Gott ein Leben verantworten, welches so gewesen ist wie das deinige? Hast du deine Pflichten erfüllt? Nein, du hast die Zeit nutzlos verträumt.» Sie starb, erfüllt von Reue über ihr zweckloses Treiben, von niemand geliebt, von niemand vermißt, von niemand verstanden. Sie hatte ohne Freude und Zufriedenheit gelebt, und stieg mit Verzweiflung ins Grab hinab. Willst auch du ein so unglückliches Wesen werden?"

Ellen schwieg eine Weile, dann richtete sie den Kopf empor, schaute ihrer Mutter in die Augen und sagte langsam:

„Nein, Mama, das will ich nicht."

„Nun, willst du mir dann versprechen, dich nicht diesen gefährlichen Träumen hinzugeben, welche oft damit enden, daß sie unsern Verstand erschüttern? Komm zu mir, mein Kind, leg' dein Haupt in meinen Schos und sag' mir alles, was du in solchen Augenblicken gedacht hast! Gib dich nicht auf eigene Hand diesen krankhaften Phantasien preis."

„Das verspreche ich, geliebte Mama!" rief Ellen, und umschlang die Mutter mit ihren Armen. „Ich will keine so schlimme Tochter werden wie das Mädchen, von welchem du erzähltest."

„Dank! Dank!" flüsterte Helene.

Eine Stunde später schlief Ellen ruhig mit gefalteten Händen. Ueber die Schlummernde gebeugt, stand Helene und betrachtete sie mit bekümmertem, zärtlichem Blick. Auch sie hatte die Hände gefaltet und betete; sie betete um Kraft, dieses Gemüth zu leiten, welches soviel Anlaß zu Unruhe gab.

Helene war so in ihre Gedanken versunken, daß sie nicht hörte, wie die Thür sich öffnete und Emy eintrat. Diese ging auf sie zu, umarmte sie sanft und flüsterte:

„Wovon träumt meine Freundin?"

„Ach, Emy!" Ein Strahl reiner, ungetrübter Freude breitete sich über Helenens Antlitz, während sie ihren Arm um Emy's Hals schlang und sagte: „Du kommst jetzt, wie stets, um mich in meinem Kummer aufzurichten. Ich dachte an meine Ellen."

Die beiden Freundinnen setzten sich und sprachen lange miteinander.

Der Schmerz, der in Emy's Herzen brannte, ließ sich gleichwol nicht in Worte kleiden. Er durfte sich nicht den Weg aus ihrer Brust bahnen, denn er ging von Arthur aus, und eher wäre Emy gestorben, als daß sie irgendjemand anders als Gott gestanden, was sie durch ihren Gatten gelitten und noch leiden mußte.

Während Helene ihr ganzes Herz vor ihr ausschüttete, mußte Emy das ihrige verschließen, und das Gespräch drehte sich daher blos um Ellen. Noch ahnte Helene nicht, daß es auch Wolken am Himmel ihrer Freundin gab. Nein, sie glaubte, derselbe sei klar wie die reine Luft. Glücklich war sie, die nicht die Dornen sah, welche die Freundin verwundeten.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Es waren einige Wochen vergangen, während welcher Arthur seine Zärtlichkeit gegen Emy verdoppelte. In allen seinen Worten, in seinem ganzen Wesen lag jene glühende, warme Liebe, die mit allen ihren Uebertreibungen geeignet war, ihn und Emy zu martern. Emy war sanft und hold wie die wahre, wirkliche Liebe. Sie verzieh und liebte. Ihre Gefühle entsprangen aus einer so edeln und reinen Quelle, daß sie in der Stärke ihrer Hingebung auch die Fähigkeit fand, die Wunden zu vergessen, welche Arthur ihr schlug. Eines Tags sagte er zu ihr:

„Ich weiß, daß mir Worte entfallen sind, die dich verletzt haben. Diese Worte brennen mir im Herzen, weil sie dir Schmerz bereiten."

„Nein, Arthur, dies ist nicht der Fall. Ich habe den Schmerz ebenso vergessen, wie die Worte selbst", antwortete Emy mit ihrem offenen, warmen, liebevollen Blick.

„Das sagst du, Engel, um mich zu beruhigen; die Wunde aber, welche meine Worte geschlagen, schmerzt; sie muß schmerzen."

„Arthur, es gibt keine von dir zugefügte Wunde, die, wie tief sie auch sein möge, nicht durch deine Liebe geheilt, und durch die meinige vergessen gemacht werden könnte.“

Und Emy sprach die Wahrheit.

Eines Dienstags Abends kam Arthur von einem Besuch bei dem Baron A. zurück. Helene und Emy saßen mit ihren Kindern im Park. Emy erzählte eben mit ihrem lebensfrischen Ausdruck den Kindern eins von Andersen's Märchen, als Graf Arthur mit zögernden Schritten und umwölkter Stirn sich ihnen näherte.

„Willkommen, mein Arthur!“ rief Emy und sprang auf, um ihm ihre frischen Lippen zum Kusse zu bieten. Bei dem Anblick seiner finstern Miene aber legte sich eine Schneedecke über die Rosen der Wangen, und Emy blickte ihm unruhig ins Gesicht.

„Guten Abend, Emy“, entgegnete Arthur, indem er einen kalten Kuß auf ihre Stirn drückte und Helenen mit zerstreuter Miene die Hand reichte.

„Bist du nicht recht wohl?“ fragte Emy, und blickte ihn besorgt an.

„O ja, vollkommen“, war die Antwort, die mit jener eigenthümlichen Schärfe des Tons ausgesprochen ward, welche stets verhaltenen Zorn verräth.

Helene warf einen raschen, aber forschenden Blick auf die beiden Ehegatten, und wendete sich dann zu Ellen, damit Arthur nicht glauben solle, sie beobachte ihn.

Schweigend setzte er sich auf die Rasenbank, nahm den Hut ab und warf ihn neben sich.

„Du siehst nicht heiter aus“, sagte Emy, indem sie auf ihn zuging, und ihm die Locken von der düstern Stirn strich.

„Das ist wol möglich; ich habe mich bei A.'s ganz verwünscht gelangweilt“, entgegnete er, indem er den Kopf zurückbog, und eine halb liegende Stellung annahm.

Bei dieser Bewegung ward Emy noch bleicher, zog ihre Hand zurück, setzte sich und begann zu arbeiten.

Die Augen des Grafen ruhten auf ihr mit jenem finstern, dunkelglühenden, fast drohenden Ausdruck, der ihm eigen war, wenn er unter dem Einfluß mehrerer widerstreitenden Leidenschaften stand.

„Ich kann zwei Neuigkeiten berichten, welche beide erfreulich für dich sind, Emy", begann Arthur in demselben kalten und scharfen Tone wie vorhin.

„Nun, da bin ich neugierig", fiel Helene ein. „Vielleicht machen diese Neuigkeiten auch mir Vergnügen."

Emy schwieg. Sie hörte an dem Tone, in welchem ihr Gatte sprach, daß ihrem Herzen abermals eine Wunde geschlagen werden sollte.

„Der zeither erledigt gewesene Posten eines Landvermessers ist wieder besetzt", fuhr der Graf fort, und heftete seine Augen auf Emy.

Diese empfand bei diesen Worten ein unbehagliches Gefühl, denn sie ahnte den Namen des neuen Landvermessers.

„Wer hat ihn denn bekommen?" fragte Helene.

„Der Ingenieur Wenger."

Es wäre unmöglich, den Ton wiederzugeben, womit dieser Name ausgesprochen ward, oder den grellen Blitz, welcher dabei aus den Augen des Grafen zuckte.

Helene stutzte und ihr Blick flog hinüber zu Emy, welche Arthur ohne die mindeste Bewegung in ihren Mienen angehört hatte.

„Wir bekommen sonach Emy's frühern Bräutigam zum nahen Nachbar", hob der Graf mit bitterer Ironie wieder an. „Man kann nicht glücklicher sein, — oder was meinst du, Helene?"

„Ich meine, daß dies sehr gleichgültig ist", antwortete Helene, eifrig stickend.

„Nun ja, das kommt darauf an, wie man die

Sache auffaßt", sagte Arthur, und zupfte Gras aus der Rasenbank.

„Und wie lautet denn die andere Neuigkeit?" fragte Emy, und sah ihren Gatten mit ernstem Blick an.

„Nächsten Sonntag hält Wenborg seine Antrittspredigt in Löda, wo er Pastor geworden ist. Sein Hausgeräth ist dort schon angekommen, und die Familie selbst wird nächsten Sonntag eintreffen."

„Ach, wie mich dies freut!" rief Emy. „Dann werde ich also Hildur nach so langjähriger Trennung wiedersehen?"

„Nun, sagte ich nicht, daß meine Neuigkeiten dir Freude machen würden?" rief Arthur mit bitterm Lächeln.

„Kann es dich wol wundern, daß ich mich freue, Hildur wiederzusehen?"

„Nein, gewiß nicht. Es wundert mich durchaus nicht, daß diese Nachrichten beide dir Vergnügen machen."

Der Graf stand, indem er dies sagte, von der Rasenbank auf, zog einen Brief hervor, und setzte hinzu:

„Hier ist die schriftliche Mittheilung von der künftigen Frau Pastorin. Ich erhielt das Billet von Becker, der auch mit bei A.s war."

Der Graf reichte Emy den Brief und entfernte sich dann.

Achtunddreißigstes Kapitel.

In dem Cabinet von Emy's Schlafzimmer saß Arthur spät an demselben Abend auf dem kleinen Sofa. Er schlug taktmäßig mit der Ferse an den Rand des Sofas, und sein ganzes Aeußere verrieth ein aufgeregtes Innere.

Aus dem Schlafzimmer selbst hörte man Emy's Stimme, welche ihrem Kinde vorsang. Dieser süße, schmeichelnde Gesang, welcher Arthur sonst so bezaubernd vorkam, schien ihn jetzt zu peinigen und seine Ungeduld nur zu steigern.

Endlich schwieg sie. Arthur seufzte wie aus erleichtertem Herzen, und blickte auf den Thürvorhang, der nach einer kleinen Weile gehoben ward, und Emy in einem leichten, weißen Nachtcostüm sichtbar werden ließ. Sie kam auf ihn zu. Er blieb unbeweglich sitzen.

„Arthur", sagte Emy sanft, aber ernst, „was ist es, was dich jetzt beunruhigt? Sprich, sag', was kann ich thun, um die Wolken von deiner Stirn zu scheuchen?"

„Lehre mich Vernunft und Nachdenken vergessen, laß mich in einem ewigen Rausche leben", antwortete der Graf heftig, umschlang sie mit seinen Armen, und drückte sie an sein Herz. Dann ließ er sie los, und setzte in kurzem Tone hinzu:

„In zwei Tagen verlassen wir Holmvik. Dein Gatte", fuhr er fort, „kann mit deinem frühern Bräutigam nicht an einem und demselben Ort leben. Es ist unmöglich, daß Graf Ruben seine Gemahlin den Zudringlichkeiten eines solchen Menschen preisgebe. Ha, er wagt ja, mit seinem frühern Verhältniß zu dir zu prahlen!"

Emy schwieg. Sie sah ein, welche Gefühle jetzt Arthur beherrschten, und hatte keine Antwort.

„Hast du verstanden, daß wir in zwei Tagen von Holmvik abreisen?" fragte der Graf.

„Ja, Arthur", entgegnete Emy, und Thränen standen ihr in den Augen.

„Ah, das schmerzt dich wol? Du möchtest wol lieber hier bleiben, um fortwährend den vertraulichen Anreden und der verletzenden Prahlerei dieses Menschen ausgesetzt zu sein?"

„Nein; aber ich möchte nicht fliehen, als ob ich etwas zu fürchten hätte", antwortete Emy, richtete würdevoll ihre edle Stirn empor, und setzte hinzu: „Mein Leben ist rein, und eine solche Flucht ist verletzend für meinen Stolz. Ich thue aber, wie du willst."

„Willst du wissen, worin das Verletzende liegt?" rief der Graf. „Es liegt darin, daß meine Gattin mit einem Manne ohne Namen, ohne Rang verlobt gewesen ist; mit einem Manne, dem ich eine Ehre erzeige, wenn ich ihn an meinen Tisch einlade, dessen Platz aber eigentlich an meiner Thür ist. Und dies wird man mir hier unaufhörlich anzuhören geben. Nein, Emy! Fort will ich und werde ich, sonst würde ich mit zu vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen haben. Die Frau des neuen Pastors ist eine intime Dutzfreundin von dir, und Beckers, die jetzt von ihrer Reise in Dalekarlien zurückgekehrt, sind deine Pflegeältern. Nein, tausendmal nein! Ich würde ersticken unter diesem ganzen Anhange von bürgerlichen Freunden und Bekannten. Ich habe mich,

wenn auch meine Frau nicht von Adel ist, deswegen doch nicht mit der Hälfte des Mittelstandes vermählt. Ich kann deshalb, weil ich dich liebe, doch nicht verdammt sein, mit Menschen unter meinem Range umzugehen!"

„Nein, das brauchst du nicht", antwortete Emy mit kaltem Ernst, „und deshalb gehen wir fort. Ich bin dein Weib, ich gehöre dir an, und um deinetwillen will ich diesen Freunden und Bekannten, welche für dich eine Plage sind, entsagen. Bist du nun zufrieden gestellt?"

„Und Helene?"

Emy legte ihre Hand auf seine Schulter, und sagte mit ein wenig bebender Stimme:

„Könnte Arthur Ruben wol einem Versprechen untreu werden, oder es vergessen?"

Der Graf erröthete.

„Nein, das kann ich nicht. Wir gehen fort, möge sie uns begleiten."

Mit diesen Worten erhob er sich, und wollte in das Schlafzimmer hineingehen.

„Hat deine Liebe nicht ein einziges Wort, um Balsam auf die vielen Wunden zu träufeln, welche in meinem Herzen brennen?" fragte Emy, mit einem Blick, so qualerfüllt und so zärtlich, daß Arthur ausrief:

„Verzeihe, aber laß uns von hier fort, und alles, alles soll wieder Sonnenschein werden!"

Er schlang die Arme um ihren schlanken Leib, und drückte sie an seine Brust.

Neununddreißigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage sagte Emy zu Helenen:

„Arthur wünscht den Aufenthaltsort zu wechseln, und wir haben die Absicht, nach dem Hüttenwerk B—bo zu gehen. Du begleitest uns doch dahin, nicht wahr?"

Bei dieser Frage sah sie Helenen mit zärtlichem Blick an.

„Warum wechselt Arthur den Aufenthaltsort?" fragte Helene, während sie Emy forschend ansah. Diese schwieg.

„Willst du, daß ich es sage? Nein, Helene, laß uns nicht davon sprechen. Ich wäre keine gute Ehegattin, wenn ich nicht bei meinem Gemahl eine Schwäche übersehen könnte; denn wie viele muß er deren bei mir übersehen. Du gehst mit, das ist abgemacht."

„Ja. Weder ich noch Ellen würden ohne dich leben können, meine theuere Emy", antwortete Helene, indem sie ihr Haupt an die Brust der Freundin lehnte. „Wann reisen wir ab?"

„Uebermorgen!"

„So bald!" rief Helene, indem sie sich schnell erhob. „Aber soll denn Hildur dich nicht erst wiedersehen? Sie sehnt sich so sehr darnach! Warte wenigstens bis sie kommt."

„Uebermorgen reisen wir ab, Helene. So wünscht es Arthur, und ich muß meine Wünsche opfern, um die seinigen zu erfüllen. Sprechen wir daher weiter nicht davon.“

Helenens Seele ward von einer Ahnung durchzuckt, daß an Emy's Lebenshimmel nicht alles so klar und friedlich sei, wie sie geglaubt. Emy lächelte; aber gleich darauf ward sie wieder ernst und flüsterte:

„Keine trüben Gedanken, Helene; mein Glück hätte keinen großen Werth, wenn es durch solche Kleinigkeiten verdunkelt werden könnte.“

Sie küßte die Freundin zärtlich, und setzte dann hinzu:

„Beckers sind gestern von ihrer Reise zurückgekehrt. Wir wollen ihnen heute einen Besuch machen, um sie zu bewillkommnen, und ihnen zugleich Lebewohl zu sagen. Bist du dabei?“

„Sehr gern.“

Arthur begleitete die Damen zu Beckers; denn wie laut auch die Stimme des Stolzes in seiner Brust sprach, so konnte sie doch seine Vernunft und seine bessern Gefühle nicht gänzlich zum Schweigen bringen.

Zwei Tage später reisten Graf Rubens nach der Stadt X., um von hier die Reise mit dem Dampfschiff weiter fortzusetzen. Wir verlassen sie, um bald wieder mit ihnen zusammenzutreffen.

Vierzigstes Kapitel.

Die Kirche von Löda war für eine Dorfkirche ein ziemlich großes Gebäude, und hinter dem Chor befand sich die Familiengruft der Grafen Ruben.

Klar und mild schien die Sonne auf den Kirchhof, der mit einem von Osten und Westen herbeigeströmten Menschenschwarm angefüllt war. Man wollte den neuen Seelsorger hören, den man schon während der Zeit, wo er hier vicarirt, so lieb gewonnen, und welcher die Erinnerung an eine so gewissenhafte Erfüllung seines priesterlichen Berufs zurückgelassen, daß man sich dadurch zu den besten Hoffnungen berechtigt fühlte.

Sämmtliche Standespersonen des Orts fanden sich eine nach der andern ein, und die gemeinen Leute hatten das große Vergnügen, sie angaffen zu können, ehe sie in die Kirche hineingingen. Baron A. war eben aus seinem Wagen gestiegen, und eine Bauersfrau flüsterte ihrer Nachbarin zu:

„Da sieh, der Graf kommt ganz allein! Du mußt nämlich wissen, daß er seiner Gemahlin nicht erlaubt, das Gotteshaus zu besuchen.“

„Ach, das ist doch wol nicht möglich!“

„Freilich ist es möglich, denn er ist auch in andern Dingen sehr schlecht gegen sie. Er will allein herrschen, und hat ihr doch alles zu verdanken.“

„Die arme Frau! Doch, sehet, da kommen noch mehr Herrschaften.“

Und in diesem Augenblick kam Graf Kerner's mit zwei braunen, feurigen Pferden bespannter, kleiner Wagen auf dem Kirchhof vorgefahren. Auf dem ersten Sitze saßen der Graf, welcher selbst fuhr, und die Gräfin; ein Bedienter hatte hinter ihnen Platz genommen. Als der Wagen halt machte, sprang der Bediente herab, und übernahm die Zügel. Der Graf half sodann Sappho aussteigen. Freundlich, ohne affectirte Herablassung, begrüßte Oskar die Kirchgänger. Sappho machte blos eine leichte Verbeugung mit dem Kopfe, und ging in die Kirche hinein.

In dem Augenblick, wo das gräfliche Paar eintrat, begann die Orgel zu brausen, und gleich darauf ging der Psalm an. Es lag etwas Tiefernstes in Oskar's Zügen, in denen Sappho's etwas Unruhiges und beinahe Zorniges.

Der Altardienst ward von dem Comminister oder zweiten Geistlichen verrichtet. Nachdem alle Psalmen gesungen waren, herrschte Todtenstille in der ganzen Kirche, und aller Blicke richteten sich auf die Kanzel, welche Pastor Wenborg mit ruhiger, ernster Miene betrat.

Es lag in seinem Aeußern durchaus nichts Imponirendes. Er war vielmehr ein kleiner, schwächlicher Mann, mit einem Gesicht, dessen Züge nichts Hervorragendes hatten, als den milden, beinahe verklärten Ausdruck, der darin herrschte. Man brauchte blos zu sehen, um zu wissen, daß jedes Wort, welches über seine Lippen ging, ihm aus dem Herzen kam.

Mit tiefer, klangvoller, milder und doch ernster Stimme begann er:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und

des Heiligen Geistes" — und alle Häupter beugten sich nicht aus Gewohnheit, sondern aus wirklichem Gefühl, so kräftig sprach diese Stimme zu den Zuhörern.

Seine Predigt war durchdrungen von wahrem, wirklichem Christenthum; sie ermahnte die Gemeinde zur Demuth und zu guten Thaten. Er sprach mit so hinreißender Wärme von unserer Niedrigkeit vor Gott, von unsern Pflichten gegen den Nächsten, und von dem Beispiel göttlicher Güte und Nachsicht, welches Christus uns gegeben, daß in der ganzen, gedrängt vollen Kirche kein Auge trocken blieb. Er gewann die Herzen der Zuhörer durch den lebendigen Glauben und die Ueberzeugung, wovon jedes seiner Worte durchdrungen war.

Es war keine Dienstobliegenheit, welcher er nachkam, wenn er predigte, sondern es war sein innerer Beruf, dem er folgte, und erfüllt von der hieraus hervorgehenden warmen Begeisterung, war Wenborg ganz geeignet, durch die Milde und Wärme seines Vortrags seine Heerde zu wecken und zu ermuntern.

Die Versammlung war von seiner Predigt so tief ergriffen, daß sie am Schlusse derselben nicht an den Prediger dachte, sondern blos an dessen Worte. Kräftig, mahnend, mild und ernst widerhallten sie in aller Herzen, und trugen die Seele zu Gott empor, um zu seinen Füßen ein demüthiges, inniges Gebet zu stammeln.

Tief niedergebeugt in ihrem Betstuhle saß Sappho. An dem oft wiederkehrenden Beben ihres Körpers merkte man, daß sie weinte, heftig weinte.

Der Prediger hatte sein Gebet gesprochen, und man sang wieder ein Lied; aber immer noch saß Sappho so. Sie betete, — betete zum ersten mal in ihrem Leben mit warmem und wahrem Gefühl. Sie fühlte sich in diesem Augenblick so gering, und ihr Gebet war so demüthig wie das eines bereuenden Kindes.

Als der Gottesdienst beendet war und sie ihren Betstuhl verließ, hob sie ihre in Thränen schwimmenden

Augen zu Oskar auf, der vor ihr stand. Sein Blick ruhte auf ihr, aber mit einem Ausdruck feierlichen und zärtlichen Ernstes.

Ohne ein Wort zu sprechen, bot er ihr den Arm, drückte ihr dabei herzlich die Hand, und verließ mit ihr schweigend die Kirche. Vor der Kirchthür hielt der Wagen des gräflichen Paars; Oskar aber befahl dem Diener bis an die Straße zu fahren, indem er sagte:

„Wir warten hier; ich will dem Pastor erst ein Wort des Dankes sagen."

Sappho schwieg und blieb, sich auf den Arm ihres Gemahls stützend, an der Kirchthür stehen. Welche Ueberwindung würde es früher der stolzen Sappho gekostet haben, so auf einen unbedeutenden Landprediger zu warten! Jetzt aber hallten seine Worte noch in ihrer Erinnerung wider, und sie vergaß alles um sich her, ihre Geburt, ihren Reichthum, alles, außer daß sie ein schwaches, sündhaftes Menschenkind war.

Die ganze Versammlung, sowol die Vornehmen als auch der Mittelstand und das gemeine Volk, ahmte das Beispiel des Grafen nach.

Wenn er, der reiche, mächtige Magnat, der Besitzer von Millionen, von dessen Laune das Wohlergehen vieler hundert Familien abhing, wenn er zu Fuße ganz demüthig an der Kirchthür wartete, um seinem Seelsorger für die gehaltene Predigt zu danken, dann glaubte sich ein jeder gezwungen, es ebenso zu machen. Wie wäre es wol dem Inspector, dem Kassirer, dem Arzt und allen andern bei dem Hüttenwerk Angestellten möglich gewesen, sich zu entfernen, wenn ihr vornehmer Patron wartete? Wie hätten wol Baron A.s, Oberst G.s u. s. w. anders handeln können als der reiche Graf Kerner? Unmöglich!

Als Wenborg, anspruchslos und einfach in seinem ganzen Wesen — am Arme einer jungen, durchaus nicht schönen Frau, deren Augen aber so seelenvoll und dennoch

so schüchtern waren, daß man dieselben mit Bewunderung betrachtete —, aus der Kirche heraustrat, blieb er bei dem Anblick der harrenden Menge stehen. Eine leichte Röthe überzog seine Stirn, und eine Purpurflamme brannte auf den Wangen der jungen Frau an seiner Seite.

Oskar that, mit Sappho am Arme, dem Prediger einen Schritt entgegen, und reichte ihm die Hand, während er mit einer Geberde ehrerbietiger Achtung den Hut abnahm und in klarem, deutlichem Tone sagte:

„Erlauben Sie, Herr Pastor, daß ich in meinem Namen und im Namen des ganzen Kirchspiels unsern innigen Dank für die heutige Predigt ausspreche, durch welche Sie uns allen den Weg, den wir wandeln sollen, und die Pflichten, die wir so oft versäumen, gezeigt haben. Mit unserm warmen Dank gegen die Vorsehung für einen solchen Lehrer verbinden wir den Wunsch, daß Sie uns lange und mit derselben Wärme durch Lehre und Beispiel in allen christlichen Tugenden vorangehen mögen."

Hierauf wendete Oskar sich ehrerbietig zu Hildur und sagte:

„Ihnen, geehrte Frau, wünschen wir Glück, einen Mann zu besitzen, vor welchem wir uns so gering und so unvollkommen fühlen, und der unsern christlichen Glauben mit so lebendigem Gefühl und Eifer umfaßt. Ich bitte Sie beide, uns heute Mittag zu Tische zu beehren."

Der Pastor dankte mit einigen einfachen, anspruchslosen Worten.

Der Graf wendete sich nun zu der auf dem Kirchhofe versammelten Menge, und sagte mit lauter Stimme:

„Ein jeder, der seinen neuen Seelenhirten begrüßen will, ist heute Mittag auf Löda ein willkommener Gast."

An dem äußern Thore des Kirchhofs wartete der kleine Wagen des Grafen und daneben eine leichte Kalesche, welche von Löda gekommen war, um den Pastor und seine Gattin zu holen. Der Graf half Sappho

einsteigen, und bat Wenborg, neben ihr Platz zu nehmen; er selbst fuhr Hildur.

Man konnte sagen, es sei ein Triumphzug, denn alle Standespersonen hatten die Einladung des Grafen angenommen und begleiteten denselben nach Löda. Hinter ihnen kam der größere Theil des gemeinen Volks. Es war ein seltsames Schauspiel, und hätte in einer weniger reinen Brust, als die Wenborg's, Stolz erwecken können. Er sah aber darin nur eine unverdiente Güte des Grafen, der durch diese Huldigung ihm die Achtung beweisen wollte, die er gegen ihn hegte.

Einundvierzigstes Kapitel.

Auf dem großen sogenannten Burghof von Löda waren zwei große Zelte aufgeschlagen, und unter denselben zwei ungeheuere Tafeln in Hufeisenform aufgestellt und gedeckt, um alle zu bewirthen, die in der Kirche gewesen.

Nachdem die vornehmen Gäste in die Salons geleitet worden, ging Sappho sich umzukleiden. Ihre Zofe war eben beschäftigt, ihr das Kleid zuzumachen, als der Graf eintrat.

„Die Zahl unserer Gäste beträgt ziemlich dreihundert, und, wie du sagst, sind zwei Tafeln gedeckt. Wir müssen uns theilen; denn mein Wunsch ist, daß ein jeder, der meine Einladung angenommen, an meinem Tische Platz finde, möge er Tagelöhner oder Graf sein. Du wirst daher an der einen Tafel den Vorsitz führen, und den Pastor zu deiner Rechten, den Baron A. zu deiner Linken Platz nehmen lassen; dann mögen die andern sich setzen wie sie wollen.“

Sappho warf bei den Worten ihres Gemahls den Kopf empor, drehte sich rasch nach ihm herum und rief:

„Du willst Bauern an meinem Tische Platz nehmen lassen! Du scherzest wol?“

„Ich sollte scherzen, Sapxho, nachdem ich eine solche Predigt angehört! Nein! Der Bauer und der Graf sind, einer wie der andere, vor Gott blos Menschen."

„Aber, das geht doch wol zu weit."

„Sappho!" sagte der Graf in ernstem, warnendem Tone.

Die Gräfin verstummte. Sie sah Oskar an, daß es ihr nichts helfen würde, Widerstand zu versuchen; der Gedanke aber, mit den Unterthanen des Guts und gemeinen Leuten an einer Tafel sitzen zu sollen, hatte alle jene edlern Eindrücke, welche in der Kirche erwacht waren, verscheucht, und der Stolz in seiner ganzen Stärke erhob wieder sein Feldgeschrei.

„Es geht doch nicht an, daß Baron A. mir zur linken Hand sitze, und du kannst doch nicht an denselben Tisch, wo er speisen soll, auch unsere Schmiede, Bauern und Tagelöhner Platz nehmen lassen wollen", sagte sie.

„Es gibt", antwortete Oskar, „niemand, der mehr berechtigt wäre, dir zur rechten Hand zu sitzen als Wenborg, und mein Wille ist, daß er diesen Platz einnehme. Für die übrigen werde ich sorgen. Mach', daß du mit dem Ankleiden fertig wirst", setzte er hinzu, und verließ das Zimmer.

Während er zu seinen Gästen hinunterging, dachte er:

„Wird denn nichts im Stande sein, diesen unbändigen Stolz in ihrer Seele zu ersticken? Gleichwol hatte ich soviel von dem lebhaften Eindruck erwartet, den diese herrliche Predigt machen mußte, aber alles ist wieder verflogen. O, warum muß ich dieses Weib lieben, welches es mir niemals gelingen wird, umzuschaffen."

Zur rechten Seite der Gräfin, an der obern Tafel, saß Wenborg; die übrige Gesellschaft war ein buntes Gemisch. Neben dem Bauer in seinem grauwollenen Kittel saß eine in Seide gekleidete Dame, und neben der Bäuerin in ihrer Bindmütze sah man einen Stutzer.

Hildur hatte ihren Platz an der andern Tafel, rechts neben Oskar, während die Freiherrin A. nahe daran war, vor Aerger zu bersten, daß sie, die Freiherrin, links sitzen mußte..

Für den Abend hatte Graf Oskar für seine Untergebenen und alle, die daran theilnehmen wollten, einen Ball veranstaltet. Es sollte ein neuer Tanzboden eingeweiht werden, und sämmtliche der Noblesse des Orts angehörigen Gäste ließen sich herab, diese Volksbelustigung mit anzuschauen. Gerade als man sich dorthin begeben wollte, bat Oskar seine Gattin um die Erlaubniß, ihr einige Worte zu sagen.

Das Gesicht der Gräfin hatte jenen eigenthümlichen, unruhigen, wechselnden Ausdruck, der ein aufgeregtes Innere verrieth.

„Ich habe dir einen Wunsch vorzutragen", sagte Oskar in sanfterm Tone als gewöhnlich.

„Und dieser ist?" fragte Sappho, zu ihrem Gatten aufblickend.

Seine schwarzen Augen ruhten mit gemischtem Ausdruck auf ihr. Sie glichen dem hellen Abendstern, der gleichzeitig glänzt und dennoch der Wärme entbehrt, welche die Flammen des Lichts entzündet.

„O, wann werde ich Liebe in diesen Augen lesen?" dachte Sappho.

„Mein Wunsch wäre, daß du an dem Tanze mit unsern Untergebenen theilnähmst; diesen Leuten, deren Fleiß und Tüchtigkeit wir unsern ganzen Ueberfluß verdanken", sagte Oskar. „Es ist das ja im Vergleich mit all dem Guten, welches sie uns verschaffen, eine so geringe Aufmunterung. Uebrigens, Sappho, ist es ein Gebrauch, welcher von den Frauen und Töchtern beinahe aller Hüttenwerksbesitzer beobachtet wird."

Sappho ward feuerroth, warf mit hastiger Be-

wegung und verächtlichem Lächeln den Kopf zurück und antwortete:

„Es thut mir leid, daß ich deinen Wunsch nicht erfüllen kann. Ich bin außer Stand, meinem Gefühl solchen Zwang anzuthun, und sehe auch die Nothwendigkeit davon nicht ein. Wenn du glaubst, daß du bei unsern Untergebenen in einer so großen Schuld stehst, so bezahle ihnen doppelten Lohn; verlange aber nicht, daß ich einem Schmied oder einem Bauer erlauben soll, mich mit seinem Arm zu umschlingen und zum wilden Tanze zu führen, wo ich dann diese ganze Atmosphäre des gemeinen Pöbels einathmen müßte."

„Du glaubst also, daß wir alles gethan haben, wenn wir unsere Schuldigkeit gegen diese Leute mit Geld bezahlen?" fragte Oskar.

„Ja; dergleichen Leute verstehen nur den Werth des Geldes; dieses ist für sie alles."

„Und du schlägst mir meinen Wunsch ab?"

„Ja."

Der Graf sagte kein Wort, sondern entfernte sich blos.

Wieder unter die Gäste zurückgekehrt, begann er heiter und munter zu scherzen und schlug vor, daß sie sämmtlich den Tanz beginnen sollten. Allerdings machte ein und das andere kleine Fräulein ein ungeheuer verlegenes Gesicht, und die Freiherrin A. ward purpurroth; Graf Oskar Kerner war aber Millionär, und wer hätte wol den Muth, einer Person zu widersprechen, welche Rang und Reichthum besitzt, besonders wenn sie, wie Oskar, die vornehmste des Orts ist?

Baron A. hatte eine einzige Tochter, Fräulein Agnes, ein Mädchen, welches keine andere Schönheit besaß als ihre frische, blühende, jugendliche Farbe und ein Paar sanfte, blaue Augen, ein gutes Herz, und ein frohes, heiteres Gemüth. Ihr näherte sich Graf Oskar mit den Worten:

„Mein gnädiges Fräulein, gehen Sie hier der Jugend mit einem guten Beispiel voran, und tanzen Sie

frisch mit den Schmieden darauf los. Es ist ja ein republikanisches Vergnügen."

„Und ein völlig neues", entgegnete Agnes. „Ich werde thun, was Sie wünschen, Herr Graf, und wenn ich auch die Einzige bleiben sollte, so werde ich es gleichwol thun. Ein pas de deux von mir und einem Hammerschmied ausgeführt, ist gewiß etwas ganz Interessantes."

„Sie sind göttlich, Fräulein Agnes, und ich bitte mir auf den Knien den nächstfolgenden Tanz aus", antwortete Oskar munter.

Sappho stand in kurzer Entfernung davon und hörte alles.

„Nein", entgegnete Agnes, „Sie müssen mit den Töchtern, Schwestern und Frauen der Schmiede tanzen."

„Das werde ich auch thun; aber ich bitte um die Gnade, mir den zweiten Walzer zu schenken."

„Um die Gnade! Nun freilich, wenn Sie mich so bitten, dann schenke ich Ihnen die nächste — Polonaise."

Der Graf lachte, und man begab sich nun nach dem Tanzplatze, wo Oskar sich bald mit einer jungen Schmiedefrau und Agnes mit einem Hammerschmied munter im Kreise herumdrehte.

Sappho hatte während der ganzen fünf Jahre, die sie vermählt war, ihren Gatten noch niemals so heiter, so aufgeräumt und wieder ganz so gesehen, wie er vor ihrer Vereinigung war. Aber nicht sie war es, gegen die er sich so zeigte. Ach, nein! Für sie hatte er nur Ernst und Strenge. Seit ihrem Besuch auf Holmvik sprach er selten mit ihr, und fast nur um ihr in irgendeinem besondern Fall seinen bestimmten Willen mitzutheilen. Es war heute das erste mal, daß er mit einem Schimmer von Freundlichkeit einen Wunsch ausgesprochen, und wie hatte sie ihm geantwortet? Mit stolzer, kalter Zurückweisung. Sie fühlte in der Tiefe ihres Herzens, daß sie ihn durch ihr stolzes, unbeugsames Gemüth unaufhörlich von sich entferne. Das Unglück

hatte sie noch nicht ernstlich heimgesucht, ihr stolzer Sinn war noch nicht durch wirkliches Leiden gebeugt worden.

„Bin ich nicht schön? Warum liebt er mich nicht?“ fragte Sappho sich selbst, während sie Oskar mit eifersüchtigen Blicken folgte. „Werde ich niemals den Augenblick erleben, wo ich ihn zu meinen Füßen sehe? Ach, ich fühle, daß dieses Marmorherz niemals warm und lebendig für mich schlagen wird. Warum muß ich diesen Mann bewundern, der mich unaufhörlich verletzt und alle meine Grundsätze mit Füßen tritt? Warum kann ich ihn nicht hassen und verachten? Verachten? Dies wäre unmöglich; er ist ja durch und durch so edel, so hochherzig.“

Weiter kam Sappho in ihren Betrachtungen nicht, denn in demselben Augenblick kam ein eleganter Reisewagen mit Kutscher und Diener vorgefahren. Ein Mann von ungefähr dreißig Jahren saß in dem Wagen. Ehe derselbe noch völlig hielt oder der Diener Zeit gehabt hatte, herunterzusteigen, flog die Thür auf, der junge Mann stand mit einem Sprunge auf der Erde, nahm den Hut ab und verneigte sich gegen Sappho, indem er sagte:

„Schöne, göttliche Cousine, bin ich endlich so glücklich, meine Bewunderung zu deinen Füßen niederlegen zu können?“

„Wie? Darf ich meinen Augen trauen? Ist es wirklich Richard Ruben, der vor mir steht, während wir, die ganze Familie, glaubten, du lebtest mitten in dem Strudel der Vergnügungen von Paris?“ rief Sappho und reichte ihm mit freundlichem Lächeln die Hand.

„Ja wohl, ich bin es selbst. Des Lebens in Paris vollständig überdrüßig, bin ich plötzlich nach unserm grauen Schweden zurückgekehrt, um hier die Schönste der Schönen wiederzusehen. Deshalb stehe ich jetzt hier, bereit, vor dir die Kuie zu beugen.“

„Herzlich willkommen!“ antwortete Sappho, indem

sie den stattlichen Cousin mit bezaubernd freundlichem Blick betrachtete. „Da kommt mein Mann", setzte sie hinzu, als Oskar sich näherte.

„Entsetzliche Worte, die mich an alles erinnern, was ich so gern besessen hätte, aber nun verloren habe", flüsterte Richard; dann drehte er sich nach Oskar herum, und begrüßte ihn mit allen Kennzeichen der Freundschaft.

„Mit oder gegen euern Willen", fuhr Richard fort, „gedenke ich hier in Löda für die Dauer des Sommers mein Zelt aufzuschlagen. Vielleicht aber hättet ihr lieber Lust, mir die Thür zu weisen, wie?"

„Das verbietet die Gastfreundschaft", antwortete Oskar lächelnd, drückte Richard die Hand und eilte dann fort, um den Tanz fortzusetzen.

Richard nahm neben Sappho Platz, und als Oskar's Augen auf sie herüberblickten, legte sich eine Wolke über seine Stirn; denn Sappho's ganzes Wesen athmete jene verführerische Koketterie, welche, wie Oskar aus Erfahrung wußte, sie unwiderstehlich machte.

„Sie sucht schon Eindruck auf ihn zu machen", dachte er, und die Schläge seines Herzens wurden heftiger.

Gleich bei Richard's Erscheinen war Sappho blitzschnell der Gedanke durch den Kopf gegangen: „Das Schicksal schickt mir ihn, um durch ihn Oskar's Liebe zu erringen. Eifersucht erwecken, ist das rechte Mittel, um Liebe zu entzünden. Ha, Oskar, nun kommt an mich die Reihe, dich zu peinigen, und dir alle die Qualen zu bereiten, die ich so lange gelitten!"

Ach, wo waren jetzt alle jene schönen Gedanken und Gefühle, welche Sappho's Seele während des Gottesdienstes erfüllten? Sie glichen jenen Blumen, welche schnell hervorsprießen, aber infolge des Mangels an Nahrung aus dem Boden des Herzens ebenso schnell wieder verwelken. Diese schönen Blumen, deren Ursprung der Himmel ist, sind niemals im Stande, in dem Herzen Wurzel zu schlagen, solange dieses nicht von allen jenen

unedeln und niedrigen Leidenschaften gesäubert ist, welche es von Kindheit an beherrscht haben.

Sappho versuchte alle Mittel, um sich die Zuneigung ihres Gatten zu erzwingen; aber sie vergaß das einzige, welches mit Sicherheit zum Ziele führt, nämlich das der Tugend und der Liebe.

„Werde Weib in der edlern Bedeutung dieses Wortes, und ich werde dich lieben“, hatte er gesagt; aber Sappho vergaß diese Worte, weil sie dieselben nicht verstand. Und eben durch dieses Vergessen spann die reiche und schöne Gräfin selbst die Unglücks- und Leidensfäden, welche ihr Leben umwebten.

„Aber sage mir, was ist denn das für ein Pöbelfest?“ fragte Richard.

„Mein Mann gibt es seinen Untergebenen“, sagte Sappho, und dunkle Flammen brannten auf ihren Wangen.

„Das ist ganz schön; aber Oskar brauchte wol nicht selbst mit Bauermädchen zu tanzen, oder die Gräfin Sappho Ruben zu zwingen, bei solchen Gästen zu sitzen und den von ihnen aufgewirbelten Staub einzuathmen“, hob Richard in hochmüthigem Ton wieder an.

Sappho schwieg.

„Es ist das etwas ganz Neues auf Löda“, fuhr Richard fort. „Ich kann mich nicht entsinnen, früher jemals etwas dergleichen gesehen zu haben. Hast du dich denn, schöne Sappho, an diesem Bauernballet noch nicht satt gesehen, und willst du nicht der Gesellschaft das Zeichen zum Aufbruch geben?“ setzte er leise hinzu.

Richard hatte in Sappho's Seele eine Saite angeschlagen, welche niemals verfehlte zu ertönen. Ihr Blut kochte bei dem Gedanken, daß er sie an einem Ort und bei einer Belustigung traf, welche sogar ihm als Mann zuwider war. Sappho's Zorn gegen Oskar flammte auf, und sie ward wieder von einer unglücklichen Laune ergriffen.

„Du hast recht", sagte sie; „ich bin des Verweilens hier wirklich müde, obschon ich erst seit einer halben Stunde da bin. Wir haben nun allen Ansprüchen genügt, da wir uns hier gezeigt haben."

Sie nahm Richard's Arm, wendete sich zu ihrer Gesellschaft und schlug vor, daß man sich entferne, worauf sie, gefolgt von allen, die zu ihrer Umgebung gehörten, den Weg durch den Park nach dem Herrnhause nahm.

Oskar tanzte immer noch lustig, als Sappho an der Spitze der andern sich entfernte. Einige junge Militärs und Kameraden des Grafen, welche seinem Beispiel gefolgt waren und sich auch mit beim Tanz betheiligt hatten, blieben noch, und die beiden Fräulein D. schlossen mitten in einem Walzer. Agnes war die einzige, welche unerschrocken forttanzte.

Oskar's Stirn verfinsterte sich, und in beinahe befehlendem Ton sagte er zu den jungen Hüttenwerksofficianten, welche sich, als sie die Gräfin und ihre Gäste sich entfernen sahen, ebenfalls zurückzogen:

„Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren! Tanzen Sie nur immer weiter!"

Seine Augen fielen jetzt auf Hildur, welche zurückgeblieben, weil Sappho sie nicht aufgefordert hatte, ihr mit den übrigen zu folgen, und auf den Pastor, der nicht weit davon saß und sich mit dem Inspector unterhielt.

Sogleich war Oskar an Hildur's Seite, bot ihr seinen Arm und bat sich die Ehre aus, sie zu begleiten. Dann wendete er sich zu dem Inspector und dessen Gattin, und sagte in freundlichem, obschon bestimmtem Tone:

„Ich wünsche, daß Sie beide meinen und meiner Gattin Platz als Wirth und Wirthin einnehmen, und dafür sorgen, daß die Leute sich so gut amüsiren als möglich. Alle, die zu dem Hüttenwerk gehören, müssen dazu beitragen", setzte er, zu dem ganzen Dienstpersonal des Hüttenwerks gewendet, hinzu. Hierauf bat er den Pastor, Agnes den

Arm zu leihen, und begab sich, nachdem die Leute ihrem edeln Patron durch ein donnerndes Hurrah Lebewohl gesagt, nach dem Park.

In dem großen Saale des Herrnhauses von Löda hörte man einen muntern Walzer spielen, als der Graf und seine kleine Gesellschaft sich näherte. Man tanzte oben. Eine dunkle Röthe überzog Oskar's Stirn, wich aber sofort tödlicher Bläße, als er in der Thür stand, und sah, wie Sappho mit strahlender Miene und funkelnden Augen mit Richard walzte.

Was er dachte, weiß Gott; er neigte sich aber zu Hildur herab und flüsterte:

„Schenken Sie mir die Ehre eines Tanzes, Frau Pastorin.“

Im nächsten Augenblick schwebten der Graf und die junge Pastorin in dem Strudel des Walzers.

Allgemeine Misbilligung regte sich in allen diesen in ihrem Stolz verletzten Herzen, welche es beleidigend fanden, daß der Graf sie ignorirte, um den ersten Walzer mit der unbedeutenden Gattin des Pastors zu tanzen. Sappho's Lippen kräuselten sich zu einem verächtlichen Lächeln, und Richard flüsterte:

„Hat Oskar den Verstand verloren, oder hat er sich in diese kleine, häßliche Pastorin verliebt?“

„O nein; aber er hat eine hohe Meinung von ihrem Manne“, antwortete Sappho.

„Was, er ist wol gar ein Frömmler geworden?“

„Still, still“, flüsterte Sappho, indem sie stolz den Kopf zurückwarf.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage war Graf Oskar sehr zeitig auf seine Felder hinausgeritten, um die Arbeit selbst zu beaufsichtigen. Richard lag noch im Bett, als er die Hufschläge des Pferdes des Grafen hörte. Er klingelte seinem Diener.

„Welche Zeit ist es? Meine Uhr ist stehen geblieben; ich habe vergessen, sie aufzuziehen", sagte Richard zu dem Diener.

„Es ist 9 Uhr", antwortete dieser.

„Nicht später! Wer ritt denn jetzt fort?"

„Der Graf."

„Wohin will er so zeitig?"

„Er ritt hinaus auf das Feld, sagte der Kammerdiener."

„Was will er denn dort?"

„Nach den Arbeitsleuten sehen."

„Du bist wol selbst noch halb im Traume, Tölpel! Er hat ja zwei Verwalter."

„Das ist wol wahr; der Herr Graf ist aber überall selbst mit dabei, in den Schmieden und in den Hammerwerken, in den Gärten, auf Wiese und Acker, kurz, überall. So erzählte mir gestern sein Kammerdiener."

„Kleide mich schnell an, Johann, und laß dann ein Pferd für mich satteln", befahl Richard.

Während Johann seinen Herrn ankleidete, erzählte er auf dessen Befehl alles, was er von Oskar's Kammerdiener gehört, und dieses lautete folgendermaßen.

Der Graf hatte bei seiner Rückkunft nach Schweden auf seinem Hüttenwerk und Landgute eine durchgreifende Reform ins Werk gesetzt. Die Leute, welche früher als Wesen behandelt worden, aus welchen man für den geringstmöglichen Lohn den größtmöglichen Gewinn ziehen müsse, und die in Unwissenheit sowie in physisches und moralisches Elend versunken waren, hatten sich von dem Grafen einer ganz andern Behandlung zu erfreuen. Der Arbeitslohn ward erhöht, alle Völlerei streng verboten, und eine Belohnung für einen jeden ausgesetzt, welcher dem Branntwein entsagte. Es wurden zwei Schulen eingerichtet, und anstatt eines Geistlichen nahm der Graf deren zwei an. Alle ausschweifenden und unverbesserlichen Arbeiter wurden entfernt, und der Graf selbst ging in jede Wohnung, machte sich mit den Umständen einer jeden Arbeiterfamilie bekannt, sorgte für Austheilung von Bibeln und andern Erbauungsbüchern, und sah darauf, daß die Geistlichen mit Eifer und Ernst Aufklärung verbreiteten und Gottes Wort in jede bisjetzt in Unwissenheit lebende Seele pflanzten.

Seine Verwalter oder Inspectoren waren nicht Herren, welche die Leute nach ihrem Gutdünken bedrückten und mishandelten, sondern blos Diener seiner eigenen Befehle und Anordnungen, und wurden von ihm streng überwacht, sodaß kein Misbrauch möglich war. Alle Armuth, alles Elend, durch welches die Unterthanen von Löda früher eine so traurige Berühmtheit erlangt hatten, war jetzt verschwunden. Oskar sah genau darauf, daß die, welche den Leuten befahlen, ihnen auch mit einem guten Beispiel vorangingen. Dies war auch für einen

jeden die einzige Möglichkeit, sich auf seinem Platz zu behaupten.

Mit unablässigem Eifer wirkte er für Aufklärung und den Nutzen, den die Schulen stiften sollten. Letztere besuchte er jede Woche selbst, theilte Belohnungen unter die fleißigen Schüler aus, und that alles, um durch seine Stellung und seinen Reichthum der Gesammtheit soviel als möglich zu nützen.

Alles dies hörte Richard mit beinahe verächtlichem Lächeln an. Als er angekleidet war, befahl er dem Diener, sich zu erkundigen, wohin Graf Oskar geritten sei, und nachdem er dies erfahren, ließ er sein Pferd denselben Weg einschlagen.

Richard's Charakter im voraus zu schildern, wäre überflüssig, denn seine Worte und Handlungen werden ihn hinreichend zeichnen. Welche Gedanken ihn jetzt beschäftigten, lassen wir auch dahingestellt. Daß sie alles, nur nicht edel und menschenfreundlich waren, las man in dem harten, kalten und höhnischen Ausdruck seiner Züge.

Nachdem er ungefähr eine Viertelmeile weit geritten, erblickte er Oskar's großes schwarzes Reitpferd vor einem kleinen Hause angebunden.

„Da drinnen steckt wahrscheinlich unser republikanischer Graf. Ich hätte bei meiner Ehre Lust, zu sehen, was er in dieser elenden Baracke macht. Vielleicht liest er einer alten Frau die Predigt vor", dachte Graf Richard und sprang vom Pferde, welches er neben dem Graf Oskar's festband, worauf er in das Haus hineintrat, vorsichtig die halbgeöffnete Thür aufstieß und einen Blick in das Zimmer warf.

In einem ärmlichen, aber saubern Bett lag eine Frau, deren seelenlose, irrende Augen gleich auf den ersten Anblick verriethen, daß das Licht des Tags für sie nicht vorhanden war. Gebeugt über sie stand Oskar, und auf den Knien am Bett lag ein etwa zehnjähriges Mädchen.

„Es ist eine Sterbende", dachte Richard; „aber wo habe ich dieses Gesicht schon gesehen? Die Züge sind mir nicht fremd."

Er suchte in seiner Erinnerung, konnte sich aber die Frage nicht beantworten.

„Du fühlst, daß deine Stunden gezählt seien, sagst du; aber der Arzt gibt noch Hoffnung, darum fasse frischen Muth", sagte Oskar in sanftem, freundlichem Ton.

„Hoffnung, Herr Graf?" sagte die Kranke. „Ach, meine Hoffnung steht nur auf Gott, und er, der alles vermag, wird, wenn ich nicht mehr bin, dieses Kind hier in seinen Schutz nehmen, und nicht die Unschuldige die Strafe für die Missethaten des Vaters treffen lassen. Meine Seele sehnt sich von hinnen, um zu den Füßen ihres Schöpfers zu sühnen, was sie verbrochen, und mein Herz fühlt, daß der allgütige Vater der Sünderin um ihrer bittern Reue willen verzeihen wird. Das einzige, was mein Herz bedrückt, ist das Schicksal meiner armen Ingrid, wenn ich nicht mehr bin."

Ein schmerzlicher Seufzer hob die Brust der Kranken.

„Lena", sagte Oskar mit Rührung, „wegen des zeitlichen Wohls deines Kindes mache dir keine Sorge. Die Hand, welche dir beigestanden, wird auch deiner Tochter beistehen. Solange ich lebe, soll Ingrid niemals an etwas Mangel leiden. Ich verspreche dir, Vaterstelle an ihr zu vertreten", setzte er hinzu, indem er die Hand der Sterbenden faßte.

„Lena!" dachte Richard und zuckte zusammen; „sollte sie es sein? — Ja, wirklich! — Und das Kind — es wäre seltsam!"

Die blinde Lena drückte Oskar's Hand an ihre Lippen und stammelte:

„Gott lohne Ihnen, gnädiger Herr Graf, alle Ihre Güte, und mache Sie so glücklich, wie Sie es verdienen. Ach, das Schicksal meines Kindes kann keinen bessern Händen anvertraut sein; aber —"

Lena schwieg und seufzte.

„Rede aus, Lena, und fürchte nichts; dein Wille in Bezug auf Ingrid soll erfüllt werden. Du vertrauest ja deinen einzigen Reichthum meiner Obhut an.“

„Ich hätte meine Ingrid so gern zu einer einfachen, aber tüchtigen Frau herangezogen, welche allem Tand, der mir zum Unglück gereichte, fremd bliebe, unbemerkt von den Großen der Welt, und nicht einer Zwischenkaste angehörend, welche eben durch ihre Stellung so leicht ein Opfer der Versuchungen wird, von welchen das Leben umringt ist. Machen Sie, gnädiger Herr Graf, Ingrid zu einer rechtschaffenen Dienerin, und lassen Sie sie im Kreise einfacher Menschen aufwachsen, nicht in der Nähe der Vornehmheit und des Reichthums. Möge sie niemals erfahren, wem sie das Leben zu danken hat.“

Die Blinde faltete bittend die Hände.

„Dein Wunsch, Lena, soll erfüllt werden; ich achte und billige deine Denkweise. Dora Hedin soll die sein, deren Händen ich Ingrid anvertraue. Bist du dies zufrieden?“

„Ach, Gott lohne es Ihnen, gnädiger Herr Graf! Dora wird meine Tochter zu einer ebenso braven Frau machen, wie sie selbst ist, und nun kann ich ruhig ins Grab steigen. Der Allgütige ist gnädig und barmherzig gegen mich gewesen.“

Graf Richard zog sich still zurück, und Oskar verließ kurz darauf ebenfalls die Hütte der blinden Lena.

Als er hinaustrat, sah er Richard zu Pferde sitzend, und, wie es schien, auf ihn wartend.

„Wo bist du gewesen?“ fragte Richard, und rauchte unbefangen eine Cigarre.

„Erkennst du diese Hütte hier nicht wieder?“ sagte Oskar, und sah ihn scharf an. „Ich glaubte, sie wäre dir von früher her bekannt.“

„Auf Ehre, ich kann mich nicht darauf besinnen“,

antwortete Richard und ließ sein Pferd courbettiren, während Oskar sich auf das seinige schwang.

„Hier war es, wo Lena Lindal wohnte", antwortete Oskar; „du hast sie doch wol nicht vergessen?"

„So ziemlich doch, lieber Oskar", antwortete Richard. „Dergleichen Eroberungen vergißt man ebenso leicht, als man sie macht. Sie war übrigens ein recht hübsches Mädchen. Laß uns jedoch von etwas anderm sprechen. Ich spreche nicht gern von Gluten, die sich schon längst in Asche verwandelt haben."

„Interessirt es dich denn nicht, etwas über jene Lena zu erfahren, welche du einmal liebtest?" fragte Oskar, die Stirn runzelnd.

„Die ich geliebt hätte?" wiederholte Richard. „Das war zu viel gesagt. Was Lena betrifft, so hat sie sich wol mit einem andern getröstet. Das ist der gewöhnliche Lebensgang solcher Personen. Doch lassen wir dieses Thema ruhen, und sprechen wir lieber von dir."

„Das kann geschehen. Lena ist blind und liegt im Sterben, sodaß sie nicht mehr zu den Lebenden gerechnet werden kann", sagte Oskar nachdenklich und dachte an Lena's vor wenigen Minuten ausgesprochenen Wunsch, daß Ingrid niemals erführe, wer ihr Vater sei, und in keinerlei Berührung mit ihm käme. Ein Gefühl tiefer Verachtung erfüllte Oskar's edle Seele, als er hörte, mit welcher entsetzlichen Gleichgültigkeit Richard von seinem Opfer sprach.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

4 12

1 70
2 42
4 12